

HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

SIMON KERNICK

ERLÖST MICH

THRILLER

»Verdammt gut - du kannst nicht
aufhören zu lesen!«

GQ



ZUM BUCH

Der Ex-Cop und Auftragskiller Dennis Milne will am liebsten alles hinter sich lassen und ein neues Leben beginnen. Ein Leben ohne Morden, ein Leben ohne Schuld. Milne, der sich geschworen hat, ausschließlich Verbrecher zu liquidieren, muss sich eingestehen, dass unter seinen Opfern auch Unschuldige waren. Doch sein skrupelloser Auftraggeber, der Holländer Bertie Schagel, kennt Milnes wahre Identität und hat ihn damit in seiner Gewalt.

Sein neuer Auftrag führt Milne nach Manila. Dort wartet sein nächstes Opfer: die Polizistin Tina Boyd. Boyd, die ihren ermordeten Liebhaber rächen will, steht auf der Abschussliste eines mächtigen, skrupellosen

Gangsters. Milne wird klar, dass er dieses Mal auf der falschen Seite steht. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen: Für beide geht es jetzt um Leben und Tod ...

Erlöst mich ist der dritte Band der Serie um Dennis Milne.

ZUM AUTOR

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei Kinder. Die Authentizität seiner Romane ist seiner intensiven Recherche zu verdanken. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung.

Mit *Gnadenlos (Relentless)* gelang ihm international der Durchbruch, mittlerweile zählt er in Großbritannien zu den erfolgreichsten Thrillerautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

LIEFERBARE TITEL

*Gnadenlos – Deadline – Die Zeit läuft ab –
Todesangst – Verdächtig – Vergebt mir –
Fürchtet mich*

Inhaltsverzeichnis

[ZUMBUCH](#)

[ZUMAUTOR](#)

[LIEFERBARE TITEL](#)

[PROLOG](#)

[EINS - Das Beil wird geschwungen](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

ZWEI - Das Beil schwebt

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

DREI - Das Beil fällt

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

[Kapitel 49](#)

[Kapitel 50](#)

[Kapitel 51](#)

[Kapitel 52](#)

[Kapitel 53](#)

[Kapitel 54](#)

[Kapitel 55](#)

[Kapitel 56](#)

[Kapitel 57](#)

[Kapitel 58](#)

[Kapitel 59](#)

[MANILA](#)

[EPILOG](#)

[Copyright](#)

*Dieses Buch ist dem Bewohner von Zimmer
Nr. 927
der Victory Residences, Soi Rangnam,
Bangkok,
gewidmet, der dort von November 2006 bis
August 2008
gewohnt hat. Sie und nur Sie wissen, wer
gemeint ist;
und vielen Dank, dass Sie mich gefunden
haben.*

PROLOG

Ein schwarz gekleideter Mann kam in das unaufgeräumte kleine Büro – die eine behandschuhte Hand hielt einen Aktenkoffer, die andere eine tödlich aussehende Pistole –, und Nick Penny begriff, dass er während seiner Karriere als Journalist, der gewissen Leuten auf die Zehen tritt, offenbar ein paar Füße zu viel erwischt hatte.

»Du warst ein böser Junge«, sagte der Mann mit dem stark akzentuierten, nichtsdestotrotz perfekten Englisch. Er richtete die Pistole auf Pennys Brust. Obwohl sein Gesicht ansonsten vollkommen gewöhnlich wirkte, verriet der Blick doch eine wissende Kälte.

Penny saß erstarrt auf seinem Stuhl. »Bitte«,

flehte er, während er sein Herz hämmern fühlte. »Ich will nicht sterben.«

»Niemand will sterben, Mr. Penny«, bemerkte der Killer sachlich. »Unglücklicherweise haben Sie da keine Wahl.«

Instinktiv schloss Penny die Augen und biss in Erwartung der Kugel die Zähne zusammen.

Doch der Killer schoss nicht. Stattdessen setzte er sich auf den Stuhl vor den Schreibtisch. »Wo Sie allerdings eine Wahl haben ...«, fuhr er fort und wartete dann, bis Penny die Augen wieder aufschlug, »... ist die Art und Weise, wie Sie abtreten.« Er deutete auf Pennys offenes Notebook. »Ich will, dass Sie drei kurze Briefe schreiben. Den ersten an Ihre Frau, darin bitten Sie sie um Verzeihung und entschuldigen sich sowohl für Ihren

Ehebruch als auch für das, was Sie gleich tun werden. Sie reden sie mit Nat an und unterzeichnen mit Nick. Der zweite Brief geht an Ihre frühere Geliebte. Ihr teilen Sie mit, dass Sie dem Druck nicht mehr gewachsen sind. Sie reden Sie mit T an und unterschreiben mit Mr. P. Den dritten schließlich richten Sie an Ihre Töchter, Ella und Amelie. Auch die bitten Sie um Verzeihung. Dann fügen Sie hinzu, dass Sie hoffen, sie würden Sie eines Tages verstehen. Diesen Brief unterzeichnen Sie natürlich mit: In Liebe, Daddy.«

Bei der Erwähnung seiner beiden Töchter zuckte Penny zusammen. Verwundert sah er den Killer an und fragte sich, woher um Himmels willen der Mann so viel von ihm wusste. Nicht nur die Namen seiner Familie,

sondern auch den der Frau, mit der er sich während der vergangenen drei Monate heimlich getroffen hatte. Er hatte sich doch alle Mühe gegeben, seine Spuren zu verwischen, weil er Natalie unnötige Aufregung ersparen wollte, und dennoch war es einem Wildfremden gelungen, den Kosenamen, den seine Geliebte bis zum Ende ihrer Affäre vor zwei Wochen benutzt hatte, herauszufinden. Mr. P. Es hatte ihm gefallen, wenn sie ihn geschnurrt hatte, während sie im Bett lagen.

Der Mann musste ihr Haus abgehört haben und seines ebenfalls – also war er ein Profi, was auch seine ruhige, gleichgültige Art und die Leere seines Gesichtsausdrucks unterstrichen. Für Penny hieß das, dass man rational mit ihm reden konnte.

»Hören Sie, es muss doch einen Weg

geben, um das anders zu lösen«, sagte er und mühte sich nach Kräften, die Angst in seiner Stimme zu überspielen.

»Ich fürchte, den gibt es nicht«, erwiderte der Mann unbeeindruckt. »Sie schreiben diese Briefe. Danach erhängen Sie sich mit dem Seil, das ich Ihnen zur Verfügung stelle, an diesem Träger da oben.«

Unwillkürlich sah Penny zu dem Profilstahlträger hinauf, der von einem Ende des Büros zum anderen verlief. Er wusste, der würde locker sein Gewicht aushalten. Er sah wieder den Mann an. Es fiel ihm schwer zu glauben, dass dies wirklich geschah. Natürlich waren einige seiner Jobs mit einem Moment der Gefahr verbunden, das wusste er, aber nicht einmal in seinen schlimmsten Albträumen hatte er sich ausgemalt, in die Mündung einer

Pistole zu blicken und um sein Leben zu betteln.

»Bitte ...«, flüsterte er.

»Schreiben Sie, Mr. Penny, und keine Sorge, falls Sie vergessen haben, was Sie sagen sollen. Ich kann es Ihnen diktieren.«

Penny runzelte die Stirn. »Sie können mich nicht zwingen«, sagte er viel selbstbewusster, als er sich fühlte. »Diese Pistole da, das ist eine Neunmillimeter. Die macht einen Riesenkrach, wenn Sie sie hier drinnen abfeuern. Und Sie haben keinen Schalldämpfer.«

Penny wusste, dass das Büro unter ihm leer stand und der Typ, der nebenan arbeitete, praktisch nie da war, aber trotzdem hoffte er, damit den Killer ins Grübeln zu bringen. Vielleicht überlegte er es sich ja noch einmal

anders.

Es funktionierte nicht. Der Mann schenkte ihm ein schmales, blutleeres Lächeln.

»Das ist richtig. Aber ich muss gar nicht schießen. Ich habe etwas viel Besseres.«

Die Pistole nach wie vor auf Pennys Brust gerichtet, beugte er sich vor, öffnete den Aktenkoffer und holte ein kleines schwarzes Netbook heraus. Er klappte es mit einer Hand auf und stellte es mit dem Bildschirm zu Penny in die Mitte des Schreibtisches. »Drücken Sie Enter, und dann beschreiben Sie mir, was Sie sehen.«

Plötzlich erschöpft und leer, tat Penny, was man ihm sagte.

Und erstarrte erneut.

»Oh mein Gott.«

Der Schirm zeigte die Hinteransicht des

Cottages, das er mit Natalie und den beiden Kindern bewohnte. Die Kamera musste sich im Gehölz am Ende des Gartens befinden. So wie das Bild leicht unruhig war, bestand kein Zweifel, dass jemand die Kamera in der Hand hielt und filmte. Im Vordergrund konnte er das Trampolin ausmachen und das Spielhaus, für das seine Töchter mittlerweile fast zu groß waren. Aufgrund der Jahreszeit dämmerte es bereits, und im Haus brannte Licht. Während er wie gebannt auf den Schirm starrte und fürchtete, es sei schon etwas Furchtbares geschehen, erkannte er die unverwechselbare Gestalt Natalies, die in der Küche umherging und ihre kastanienbraunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Es sah aus, als bereitete sie den Tee für die Kinder zu.

Die Kamera zoomte an sie heran, bis ihr Oberkörper den größten Teil des Bildes ausfüllte. Sie goss Wasser in eine Soßenpfanne, ohne zu ahnen, dass sie beobachtet wurde.

Als er aufblickte, sah Penny, wie der Killer ein Handy am Ohr hatte und auf Russisch einen Befehl hineinbellte. Schon schwenkte die Kamera weg vom Cottage. Der Mann drehte sie herum, stellte sie ab, so dass sie ihn zeigte. Er ging ein paar Schritte rückwärts, bis sein Oberkörper ganz im Bild war. Er trug dunkle Kleidung und eine Sturmhaube. Als Penny das gewaltige glitzernde Jagdmesser sah, das der Russe in der Hand hielt, glaubte er, das Herz rutsche ihm in die Hose.

»Der Mann dort ist ein Mitarbeiter von mir«, erklärte der Killer sachlich. »Er erwartet

meine Befehle. Wenn ich es ihm sage, wird er in Ihr Haus gehen, Ihre Familie zusammentreiben und dann Ihrer Frau vor den Augen Ihrer Kinder die Kehle durchschneiden. Danach schlitzt er den Kleinen die Kehlen auf.«

Penny schluckte. Ihm war übel. »Das können Sie nicht machen«, ächzte er. Seine Stimme zitterte.

»Wir können, und täuschen Sie sich nicht, Mr. Penny, wir werden – wenn Sie nicht tun, was ich von Ihnen verlange.«

»Aber es sind doch noch Kinder«, brachte er verzweifelt hervor und strich sich hektisch mit der Hand über die Stirn. Am liebsten hätte er den Mann auf der anderen Seite des Schreibtisches angesprungen, ihm die Kleider vom Leib gerissen, aber er wusste, dass er

keine Chance hatte und völlig hilflos war.

Der Killer zuckte mit den Schultern. »Das ist nicht mein Problem. Und falls Sie glauben, ich bluffe, muss ich Ihnen noch sagen, dass mein Mitarbeiter nicht nur ein Psychopath ist, sondern auch ein Sadist. Allerdings glücklicherweise ein sehr verlässlicher. Er hat für mich bei drei verschiedenen Gelegenheiten getötet, und ihn kümmern weder Alter noch Geschlecht der Opfer.«

»Oh mein Gott ...«

»Aber wenn Sie tun, was ich Ihnen sage, wird ihnen kein Leid geschehen.«

»Wie soll ich wissen, dass Sie nicht lügen? Wie soll ich wissen, dass Sie sie nicht trotzdem töten?«

»Weil mein Kunde lediglich wünscht, dass Sie sterben. Und er möchte, dass Ihr

Tod ...« – er hielt einen Augenblick inne –
»unverdächtig aussieht. So sagt man doch,
nicht wahr?«

Wider Willen nickte Penny.

»Wenn Sie die Abschiedsbriefe schreiben und sich erhängen, dann wird es unverdächtig aussehen. Sollten wir allerdings gezwungen sein, Ihre Familie auszulöschen, dann tut es das natürlich nicht, und mein Kunde bekäme Probleme. Deshalb würden wir eine solche Lösung gerne vermeiden. Sicher, Ihr Tod wird Ihre Frau und Ihre Kinder äußerst hart treffen, aber es ist doch immer noch sehr viel besser als die Alternative.«

»Ich weiß, wer Ihr Kunde ist«, entfuhr es Penny, dessen Hirn so fieberhaft arbeitete wie sein Puls raste. Wie jedes menschliche Wesen in seiner Situation ertrug er den Gedanken

nicht, sterben zu müssen, sondern suchte nach einer Überlebenschance. Irgendeiner Chance. »Hören Sie, ich kann inzwischen sagen, dass ich aus meinen Schulden raus bin, deshalb werde ich nichts mehr unternehmen, was mit den Ermittlungen zu tun hat. Sie haben mein Wort darauf.«

Wie ein Pfadfinder schlug er sich mit der Hand aufs Herz, um zu demonstrieren, dass er es aufrichtig meinte, und hoffte inständig, man würde ihm glauben.

Aber das war nicht der Fall. Der Killer lächelte ihn nur an. »Ich glaube Ihnen kein bisschen, Mr. Penny. Und meinem Kunden geht es genauso. Ich fürchte, wenn Sie jetzt nicht die Briefe schreiben und tun, was ich Ihnen sage, dann werde ich meinen Mitarbeiter anweisen, Ihre Familie

abzuschlachten. Werfen Sie noch einen Blick auf das Messer. Schauen Sie es sich genau an und stellen Sie sich vor, wie es die Kehlen Ihrer Frau und Ihrer Kinder aufschlitzt, während sie um Gnade flehen, wissend, dass niemand sie hören wird, weil Ihr nächster Nachbar über hundert Meter entfernt wohnt. Das ist der Nachteil, wenn man so schön abgeschieden wohnt, nicht wahr?«

Penny schüttelte frenetisch den Kopf. »Großer Gott«, schluchzte er, als ihm schließlich klar wurde, dass sein Leben gleich beendet sein würde. »Allmächtiger Herr.«

»Sie haben zehn Sekunden, sich zu entscheiden.«

Ehe er selbst Vater geworden war, hatte Penny immer über seine bereits mit Nachwuchs gesegneten Freunde gelacht,

wenn die behaupteten, sie würden ohne zu zögern ihr Leben für das ihrer Kinder geben. Er war nie in der Lage gewesen, die Größe dieser Vorstellung zu erfassen. Jetzt hatte er zwei wunderhübsche Töchter und wusste mit absoluter Gewissheit, dass seine Freunde recht hatten. Offen gestanden, für Natalie wäre er nicht in den Tod gegangen. Ihre Ehe war längst zu einer lieblos dahinplätschernden Routine geworden. Auch für seine Geliebte wäre er nicht gestorben. Er war zwar verknallt in sie, vielleicht liebte er sie sogar, aber am Ende war er sich stets bewusst gewesen, dass es nicht ewig anhalten würde. Doch Ella und Amelie ... da gab es keinen Zweifel. Er wusste, dass der Mann ihm gegenüber es todernst meinte, denn er wusste genau, wer dessen Kunde war und wozu dieses Monster

fähig war.

Penny verfluchte sich dafür, jemals diese Sache angefasst zu haben, verfluchte sich dafür, dass es so einfach war, ihn auszuspionieren und in die Falle zu locken, und er verfluchte sich dafür, ein abgelegenes Cottage gekauft zu haben, wo man seine Familie massakrieren konnte, ohne dass eine Menschenseele etwas davon mitbekam. Er verfluchte sich für alles, obwohl es längst zu spät war, noch etwas zu ändern.

Dann starrte er in das bleiche Gesicht des Killers, suchte hinter der kalten, professionellen Miene nach einem Hauch Menschlichkeit und entdeckte keine.

»Wie können Sie bloß mit sich leben?«, fragte er mit einer letzten, instinktiven Aufwallung von Trotz.

Der Killer gestattete sich ein wissendes Lächeln. »Sehr viel besser, als Sie es sich vorzustellen vermögen.«

Dann holte er ein langes Seil aus seinem Aktenkoffer, und Penny wandte sich seinem Notebook zu und begann zu schreiben.

EINS

Das Beil wird geschwungen

1

Hongkong. Eine der modernen Städte des 21. Jahrhunderts, ein architektonisches Wunderwerk, das einen packt, sobald man den Flughafen verlassen hat und über die elegante, fast verkehrsfreie Autobahn gleitet, über gewaltige Brücken, die sich wie stählerne Skelette über eine blaugraue See strecken, die erfüllt ist von Dschunken und Frachtern, die in einen der großen natürlichen Häfen der Welt ein- und auslaufen. Sieben Millionen Menschen leben auf dieser winzigen bergigen Insel, und Teile davon sind noch immer vom selben subtropischen Grün überzogen, das hier bereits vor zehntausend, vielleicht sogar einer Million Jahren wuchs. Genauso birgt die Insel

aber auch einen Wald aus Glas und Beton, zahllose Wolkenkratzer, die wie gegeneinander wetteifernd in den wabernden weißen Dunst ragen, der oft an den Berggipfeln klebt. Egal ob man große Städte mag oder nicht, von Hongkong wird man unweigerlich angezogen.

Ich persönlich mag große Städte nicht besonders. Ich habe fast zwanzig Jahre in London verbracht, und mein Bedarf an Metropolen ist für mehrere Leben gestillt. Heute wohne ich in der heißen, schläfrigen Stadt Luang Prabang in den Wäldern von Nord-Laos. Zwischen ihr und Hongkong liegen nur etwa tausend Kilometer Luftlinie, aber gefühlt sind es hunderttausend, und deshalb empfinde ich Luang Prabang als unendlich viel angenehmer. Dennoch stieg

auch in mir ein leises Gefühl von Ehrfurcht und Bewunderung auf, je näher das Taxi mich Hongkong und meinem Bestimmungsort brachte.

Ich war erst einmal dort gewesen, vor achtzehn Monaten, damals, um einen Mann zu töten – einen penetranten, korrupten britischen Ex-Pat, der sich für unverwundbar hielt, es aber nicht war. Doch das ist eine andere Geschichte. Diesmal sollte ich den Mann treffen, der mir gelegentlich Aufträge verschaffte. Er hieß Bertie Schagel, und er war Holländer.

Also, normalerweise mag ich Holländer. Sie sind eine clevere Truppe und sprechen immer ein ausgezeichnetes Englisch, was die Kommunikation erheblich vereinfacht. Bertie Schagel sprach auch ausgezeichnet Englisch,

aber er war kein netter Mensch, sondern einer der abstoßendsten Typen, denen ich je begegnet bin – und leider bin ich in meinem Leben einer ganzen Reihe davon begegnet. Ich schuldete ihm viel, und während der letzten drei Jahre hat er diese Schuld immer wieder zurückgefordert. Es war Schagel, der mich hierherbestellt hatte, um den Ex-Pat zu töten, und offenbar war dies sein wesentlicher Geschäftszweig: im Auftrag anderer Leute Personen eliminieren zu lassen. Dank der Wolfsnatur des modernen, globalisierten Kapitalismus schien an Aufträgen kein Mangel zu herrschen.

Tatsächlich wusste ich über Bertie Schagel äußerst wenig. Aus Sicherheitsgründen trafen wir uns, wenn er einen Job für mich hatte, stets an verschiedenen Orten in Südostasien,

sodass ich keine Ahnung hatte, wo er lebte. Ich hatte auch keine Telefonnummer, um ihn zu kontaktieren. Er erledigte die gesamte Kommunikation per E-Mail über diverse Hotmail-Accounts und beschränkte sich, was Einzelheiten anging, immer auf das Minimum. Wenn er mich für einen Job brauchte, schrieb er mir eine Nachricht in den Entwürfe-Ordner eines Accounts, zu dem nur wir beide Zugang hatten, und teilte mir so mit, wo und wann wir uns treffen würden. Sofort nachdem ich sie gelesen hatte, löschte ich die Nachricht und schrieb meine Antwort, meist die Bestätigung des Treffens, ebenfalls in den Ordner. Auf diese Weise liefen nie Nachrichten kreuz und quer über das Netz, und unsere Korrespondenz konnte nicht von interessierten Dritten verfolgt werden. In geschäftlichen

Dingen war Schagel extrem vorsichtig. Offen gestanden könnte ich Ihnen nicht einmal sagen, ob er wirklich Bertie Schagel hieß. Ich bezweifle es stark. Ich wusste nur eines mit Sicherheit, nämlich dass er absolut skrupellos war, und wenn ich hätte aufhören können, für ihn zu arbeiten, hätte ich es getan.

Doch zumindest für den Moment war ich an ihn gekettet, deshalb kam ich gelaufen, als er rief, genau wie er es erwartet hatte.

Ich sagte dem Taxifahrer, er solle mich vor dem L'Hotel absetzen, einem blitzenden Vierzig-Stockwerke-Turm in der Causeway Bay. Nachdem er davongefahren war, nahm ich meine Tasche, die ich wie befohlen mit ausreichend Kleidung für drei Tage gepackt hatte, und ging die auf beiden Seiten von monolithischen Gebäuden gesäumte

Causeway Road zurück, bis ich die grüne Oase des Victoria Parks erreichte.

Inzwischen war es später Nachmittag und für einen Februartag ungewöhnlich warm und feucht. Immerhin schaffte die Sonne, die langsam hinter Kowloon versank, es noch einmal, ihren Kopf durch die Wolkendecke zu strecken. Auf einer der Rasenflächen war eine Tai-Chi-Klasse für Senioren in vollem Gange, während auf den Bänken ringsum Pärchen aller Altersklassen die Abendsonne genossen und Händchen hielten.

Ich hielt beim Gehen den Kopf gesenkt und vermied es, jemandem in die Augen zu sehen. Diese Menschen mochten wohl einheimische Chinesen sein, die mich in einer Million Jahren nicht als flüchtigen Ex-Polizisten aus England erkannt hätten, einen Mann, der seit fast einem

Jahrzehnt von Interpol wegen Mordes gesucht wurde, doch ich hatte schmerzhaft lernen müssen, dass es so etwas wie übertriebene Vorsicht einfach nicht gibt. Verstohlen schaute ich mich um und spürte plötzlich einen Stich. Eifersucht. Da ich schon so lange auf der Flucht war, befand ich mich in einem Zustand immerwährender Einsamkeit, und es schmerzte mich, das gesetzte, partnerschaftliche Leben der anderen beobachten zu müssen, weil es mich ständig an das erinnerte, was ich nicht hatte.

Am Ende des Parks ging ich über die Fußgängerbrücke, die den sechsspurigen Victoria Highway überspannte, bewegte mich getreu meinen Instruktionen entlang der modernen Hafenanlage des Causeway-Bay-Hafens und wunderte mich, wie still es hier

war. Schließlich kam ich an eine steinerne Treppe, die hinunter zum Wasser führte. Ein weißes Dinghi mit Außenborder, in dem ein mir unbekannter, muskulöser, westlich aussehender Mann mit T-Shirt und Sonnenbrille stand, schaukelte in der Dünung. Der Mann nickte mir beiläufig zu, wortlos stieg ich die Treppe hinunter und in das Boot, während er den Motor anwarf und ablegte.

Überall im Hafen ankerten Trauben von Booten, die teuersten nahe der Küste, während die einheimischen Dschunken in entfernte Ecken an der Hafenmauer verbannt waren. Deshalb überraschte es mich nicht, dass unsere Reise nur gute fünfzig Meter währte, ehe wir am Heck einer der elegantesten Yachten festmachten. Wenn es um seine Bequemlichkeit ging, zählte Bertie

Schagel nicht zu denen, die knauserten.

Auf dem Deck erschien ein zweiter Westler, ebenfalls in T-Shirt und Sonnenbrille, ergriff das hochgeworfene Tau, während ich die Stufen hinaufging. Auf dem Fiberglas rutschte ich aus und wäre fast rücklings gestürzt, sodass er meinen Arm packen und mich festhalten musste. Ich nickte dankend und erkannte ihn wieder. Er war schon bei meiner letzten Begegnung mit Schagel in einem Singapur Hotel dabei gewesen. Deshalb war es mir ein bisschen peinlich, für einen Augenblick meine coole Contenance verloren zu haben, auf die ich in solchen Situationen Wert lege.

Der Typ deutete zum Unterdeck, und mit einem letzten Blick auf die untergehende Sonne stieg ich durch die Tür in die

klimatisierte Kühle und betrat schließlich einen schummrigen Raum, in dem ein sehr massiger Mann mit einem sehr massigen Schädel in einem riesigen ledernen Klubsessel thronte, der sich allerdings wie angegossen um seinen wabernden Fettbauch schmiegte. Bertie Schagel hatte sein dünn gewordenes graues Haar zurückgegelt, er trug einen schwarzen Anzug, darunter ein schwarzes Seidenhemd, aus dessen geöffnetem Kragen dichte drahtige Strähnen seiner Brustbehaarung hervorragten. In der einen Hand hielt er ein überdimensionales Glas mit einer alkoholischen Flüssigkeit, in der anderen eine halb gerauchte kubanische Zigarre, wodurch er wirkte wie ein früh vergreister Meat Loaf, der sich in ein Gordon-Gekko-Kostüm gezwängt hatte.

»Ah, Dennis, schön, dass Sie es geschafft haben«, sagte er mit einem aufdringlichen Grinsen, wobei er sich allerdings nicht die Mühe machte, sich aus seinem Sessel zu erheben, was wahrscheinlich auch viel zu lange gedauert hätte. »Setzen Sie sich. Kann ich Ihnen einen Drink anbieten? Oder etwas anderes?«

Normalerweise hätte mich schon die Aussicht geschreckt, weil ich Geschäft und Vergnügen strikt trenne und keinen Augenblick mehr mit Schagel verbringe als absolut nötig. Doch der Flug von Bangkok hierher hatte mich weichgekocht, deshalb sagte ich, ich würde ein Bier trinken. »Singha, wenn Sie haben.«

»Wir haben alles«, entgegnete Schagel, ehe er sich halb umdrehte und jemandem eine

Anweisung gab.

Sekunden später kam ein dunkelhäutiges Thai-Girl mit blond gebleichten Haaren herein und brachte mir das Bier. Sie konnte höchstens achtzehn sein, und damit war sie mindestens dreißig Jahre jünger als Schagel. Sie trug eng sitzende Hotpants aus Jeansstoff und ein noch enger sitzendes Oberteil mit Spaghetti-Trägern, das wie eine zweite Haut an ihrem jungenhaften Körper klebte. Als sie die Flasche auf einem mitgebrachten Untersetzer auf dem Beistelltisch aus Teakholz absetzte, beugte Schagel sich vor und klatschte ihr mit einem widerlich geilen Schielen so heftig auf den Hintern, dass es schmerzhaft knallte. Das Mädchen zuckte zusammen, ließ sich ansonsten aber nichts anmerken und zog sich ohne ein Wort zu

sagen oder meinem Blick zu begegnen zurück.

Es war eindeutig, dass Schagel sie zu meiner Unterhaltung demütigte. Er schien das zu genießen. Einmal, bei einem unserer anderen Treffen, hatte ich warten müssen, während er im angrenzenden Raum jemanden zusammenschrie. Ich habe nie erfahren, ob es sich um einen Mann oder eine Frau gehandelt hatte, weil das Opfer nicht ein Wort entgegnete. Er beendete seine Tirade mit einer hörbaren Ohrfeige, ehe er zu mir ins Zimmer kam und mich mit seinem verschlagenen, wissenden Lächeln begrüßte. Ich schätzte das als seine Art ein, mich daran zu erinnern, dass er der Boss war, die vollständige Kontrolle besaß und ich oder sonst wer nichts dagegen tun konnte.

Nur einmal hatte ich mich über einen Befehl

von ihm hinweggesetzt. Ich sollte in Kuala Lumpur eine ältere russische Hausfrau töten, offenbar im Auftrag ihres Gatten, der sich nicht den Mühen einer Scheidung unterziehen wollte. Der Mann musste offenbar reichlich angepisst gewesen sein, denn er verlangte, dass man sie an einen entlegenen Ort verschleppte, sie dort vor laufender Kamera köpfe und ihm die Aufnahme aushändigte.

Ich bin immer wieder überrascht und betrübt, wie krank der Mensch sein kann. Als Schagel mich für den Job instruierte, ging mir auf, wie tief ich gesunken sein musste, um mich überhaupt auf ein solches Gespräch einzulassen. Er bot mir einhundertfünfzigtausend Dollar an, das Dreifache des üblichen Satzes ... und es war klar, dass er selbst noch einmal verdammt viel

mehr dafür kassierte. Doch ich lehnte rundweg ab.

Ich bin kein guter Mensch. Ich habe immer schon ohne mit der Wimper zu zucken Männer getötet, die es verdient hatten. Und ich habe wahrscheinlich auch Menschen getötet, die es nicht verdient hatten. Streichen Sie das wahrscheinlich. Ich weiß, dass ich es getan habe. Ich habe mich zum Richter, zur Jury und zum Henker in einer Person aufgeschwungen, als ich nicht das geringste Recht dazu hatte. Aber ich habe auch eine Menge schlafloser Nächte darüber verbracht. Bin mitten in der Nacht schweißgebadet und verängstigt hochgeschreckt, weil mich die Geister der Toten in meinen Träumen heimsuchten, wissend, dass sie mich bis ans Lebensende verfolgen würden und vielleicht

noch darüber hinaus. Ich habe eine Moral. Ich rede mir ein, die Morde, die ich verübe, richteten sich gegen Personen, die Verbrechen begangen hatten. Die nicht unschuldig waren. Diese Frau damals hatte nichts verbrochen, deshalb habe ich sofort eine Linie gezogen, auch weil ich wusste, dass letztlich meine geistige Gesundheit davon abhängen würde.

Schagel hatte es nicht gut aufgenommen. Er hatte mich gedrängt und bedroht, behauptet, er könne mich jederzeit verhaften lassen und dafür sorgen, dass ich den Rest meines Lebens im Gefängnis verbrächte. Das mochte stimmen. Er wusste weitaus mehr über mich als ich über ihn. Zumal er mich mit der falschen Identität ausgestattet hatte, unter der ich gegenwärtig lebte. Und im Gegensatz zu mir hatte er mächtige Freunde. Doch ich blieb

hart, und schließlich gab er auf. Er verriet mich auch nicht an die Polizei. Ich schätze, unterm Strich war ich zu nützlich für ihn. Unglücklicherweise las ich einige Wochen darauf, dass der kopflose Leichnam einer sechsfünfzig Jahre alten russischen Staatsbürgerin am Rande von Kuala Lumpur aus dem Klang River gefischt worden war. Meine Weigerung mochte bewirkt haben, dass ich mich ein wenig besser fühlte, aber offensichtlich hatte sie ihr nichts genutzt.

Ich setzte das Bier an und nahm einen langen tiefen Schluck, genoss die Kühle und den hopfigen Geschmack. Manchmal gibt es wenig im Leben, das besser ist als ein kühles Bier.

»Nun, Mr. Schagel, was verschaffte mir Ihre Einladung?«

»Ahh, Dennis, wie immer direkt auf den Punkt. Das gefällt mir an Ihnen.«

Er lächelte sein Echsenlächeln und faltete die Hände im Schoß, wobei er vernehmlich mit den Knöcheln knackte.

»Dann will ich auch ohne Umschweife zur Sache kommen. Es geht um einen Job auf den Philippinen – ein Land, mit dem Sie vertraut sind.«

Ich nickte. Die Philippinen. Ich war seit sechs Jahren nicht mehr dort gewesen und fragte mich sofort, woher Schagel so genau wusste, dass ich das Land kannte. Ich hatte es ihm mit Sicherheit nicht gesagt, und eigentlich war niemand informiert über die drei Jahre, die ich dort nach meiner Flucht aus Großbritannien verbracht hatte. Doch für den Augenblick beließ ich es dabei. »Wer ist das

Opfer?«

»Ein irischer Ex-Pat und langjähriger Resident in Manila. Sein Name ist Patrick O'Riordan.« Schagel griff hinter seinen Stuhl und förderte einen einfachen braunen Umschlag zutage, den er mir in die Hand drückte.

Ich öffnete ihn und zog das DIN-A-4-große Porträtfoto eines durchtrainiert wirkenden Mitfünfzigers mit ausgeprägten Wangenknochen heraus. Er hatte die Andeutung eines selbstsicheren Lächelns aufgesetzt und sah direkt in die Kamera, wie jemand, der mit sich und der Welt im Reinen war. Was wahrscheinlich auch zutraf. Allenfalls die aufgetupierten grauen Locken wollten nicht so ganz zu seiner markanten Erscheinung passen.

»Es sollte sich um einen unkomplizierten Auftrag handeln«, fuhr Schagel fort. »Mein Kunde konnte mir glaubhaft versichern, dass Mr. O’Riordan nicht das Geringste erwartet.«

Manchmal sind die anvisierten Opfer misstrauisch und treffen Vorkehrungen für ihre Sicherheit oder installieren Überwachungsanlagen, was die Ausführung eines Auftrags erschwert. Das Gute daran aus meiner Sicht ist, dass dies in der Regel bedeutet, dass sie irgendetwas verbrochen haben. Wenn Patrick O’Riordan – wer immer er war – also nichts befürchtete, war er womöglich ein unschuldiger Mann. Entweder das oder ein Narr. So oder so irritierte es mich ein wenig, dass er gerade seinen täglichen Geschäften nachging und keine Ahnung davon hatte, dass tausend Kilometer

weiter nördlich zwei Leute die Modalitäten seines Todes besprachen.

»Sein Hintergrund?«, fragte ich.

»Er ist Journalist bei der Manila Post.«

»Da muss wohl jemand mächtig was gegen seine Arbeit haben.«

Schagel lächelte. »In der Tat. Wussten Sie, dass nirgendwo auf der Welt so viele Journalisten ermordet werden wie auf den Philippinen?

»Nein«, erwiderte ich. »Das wusste ich nicht.« Es überraschte mich aber auch nicht. Meiner Erfahrung nach waren die Philippinen ein gesetzloses, korruptes Land, in dem Menschen jedweder Herkunft den Einsatz von Schusswaffen eher als erste denn als letzte Möglichkeit sahen.

»Mr. O’Riordan lebt mit seiner Frau in der

Stadt. Der Kunde will nur ihn beseitigt wissen, aber falls die Frau zwischen die Fronten gerät ...« Schagel zog mitleidig die Schultern hoch, bis sein gewaltiger Kopf fast darin zu versinken schien. »Dann müssen Sie sie eben auch loswerden.«

Ich verzog keine Miene während seiner beiläufig, unbeteiligt vorgetragenen Ausführungen, doch an der Art, wie er mich musterte, spürte ich, dass er auf eine Reaktion wartete. Offenbar wollte er ausloten, ob ich einer Frau wirklich zuverlässig eine Kugel in den Kopf jagen konnte, wenn sie mir in die Quere kam.

Ich fragte ihn, wie hoch das Honorar sei.

»Die Vergütung für diesen Auftrag beträgt fünfundsiebzigtausend US-Dollar, zahlbar nach Erledigung auf die übliche Art.«

Die übliche Art war die Überweisung von einer in Hongkong registrierten Briefkastenfirma auf das Nummernkonto einer panamaischen Bank, das Schagel vor drei Jahren für mich eingerichtet hatte. Von dort würde ich das Geld auf ein – ebenfalls von Schagel eingerichtetes – Konto bei einer Bank in Bangkok überweisen, von wo ich, wann immer ich Geld benötigte, Zahlungsanweisungen an eine lokale laotische Bank schicken konnte. Die Beträge waren nie groß genug, um staatliche Stellen misstrauisch zu machen, und obwohl das Ganze einige Umstände erforderte, war es sehr viel unverdächtiger, als große Bargeldsummen über die Grenzen zu transportieren.

Schagel zog großkotzig an seiner Zigarre. »In Manila wird man Ihnen eine jungfräuliche

Pistole mit Schalldämpfer aushändigen. Benutzen Sie sie. Der Kunde würde es vorziehen, wenn O’Riordan bei sich zu Hause erledigt wird und Sie dann, wenn Sie mit ihm fertig sind, das Haus abfackeln.«

Ich nickte, um mein Einverständnis zu signalisieren, obwohl dies bedeutete, dass ich nun höchstwahrscheinlich auch seine Frau würde töten müssen – eine Vorstellung, die mich mit Abscheu erfüllte, allerdings einem ziemlich scheinheiligen.

»Unabdingbar bei diesem Job ist, dass er schnell ausgeführt wird. Sehr schnell. Ich habe Sie bereits auf den Cathay-Pacific-Flug heute Abend um zehn gebucht. Der Rückflug ist offen, aber der Kunde verlangt, dass die Sache bis morgen vierzehn Uhr Ortszeit erledigt wird. Deshalb fällt die Bezahlung auch

höher aus als gewöhnlich.«

»Das kann ich unter keinen Umständen garantieren, Mr. Schagel. Ich lasse mich bei diesen Jobs nicht hetzen. Sie wissen das. Zu viel kann dabei schiefgehen.«

»Eben deshalb hat der Kunde sich an mich gewandt. Weil er will, dass ein Profi ihn erledigt. Jemand, der zügig und entschlossen agiert.«

Er deutete mit seiner Zigarre auf mich.

»Sie haben oft bewiesen, dass Sie ein absoluter Profi sind, Dennis. Also erledigen Sie das für mich. O’Riordan muss vor morgen vierzehn Uhr tot sein, ansonsten ist der Job gestorben, und ich stehe schlecht da.«

Ich wollte etwas entgegnen, aber er hob die Hand und bedeutete mir, dass es nichts zu diskutieren gäbe, und ich war klug genug, es

bleiben zu lassen. Er deutete auf den Umschlag.

»Da liegt auch ein Handy drin. Im Adressbuch finden Sie Mr. O’Riordans Heim- und Arbeitsanschrift, außerdem eine Liste der Etablissements, die er in der Gegend öfters besucht.«

»Was, wenn er gar nicht in der Stadt ist?«, fragte ich und griff in den Umschlag, fand ein nagelneues iPhone.

»Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass er in der Stadt ist.«

Wie es schien, war Schagels Kunde über den Mann, den er loswerden wollte, überaus gut informiert. Doch das konnte mir nur recht sein. Es machte die Sache um einiges einfacher.

»Auf dem Handy ist bereits eine Nummer

gespeichert. Im Notfall können Sie mich damit Tag und Nacht erreichen. Hinterlassen Sie eine Nachricht, und ich setze mich binnen einer Stunde mit Ihnen in Verbindung. Wenn Sie den Job erledigt haben, geben Sie mir Bescheid, löschen alles, was auf dem Handy gespeichert ist, und entsorgen es, sodass es niemand finden kann. Und? Haben Sie sich das Bild des Opfers eingeprägt?«

Ich nickte, steckte das Handy in die Tasche meiner Jeans und gab ihm den Umschlag mit dem Foto zurück.

In den vergangenen drei Jahren hatte ich vier Mordaufträge für Bertie Schagel ausgeführt, und er hatte stets auf dieselbe Art und Weise operiert: methodisch und gegen alle Eventualitäten abgesichert. So brachte er es immer fertig, mit unvorhergesehenen

Problemen umzugehen und dennoch nichts zu hinterlassen, das ihn mit dem Verbrechen in Verbindung bringen konnte. Immerhin war er zuverlässig, und in meinem Geschäft war das Gold wert.

Ich wusste, dass ich nicht zu viele Fragen stellen durfte. Was ich auch nicht mehr tat. Nicht mehr seit der russischen Ehefrau. Lieber bildete ich mir ein, meine Opfer seien allesamt üble Kerle (wenigstens waren es ausschließlich Kerle gewesen), die ein gewaltsames Ende verdient hatten, aber die Hand dafür ins Feuer legen konnte ich nicht, zumal nicht jetzt, da ich herausgefunden hatte, dass O'Riordan Journalist war. Doch da ich schon mal einen Job abgelehnt hatte, vertraute mir Schagel nicht mehr voll. Er wollte, dass seine Leute so waren wie er. Ohne die geringste menschliche

Regung. Zum Glück war ich noch nicht ganz so tief gesunken, wenngleich ich mich in den einsamen, dunklen Stunden, in denen ich über meinen Platz in der Welt nachsann, manchmal fragte, ob es nur noch eine Frage der Zeit war, bis ich auch dort anlangte.

Schagel trank sein Glas leer und bedachte mich dann mit einem Blick, der besagte, dass unser Treffen beendet war. »Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein Taxi zum Flughafen besorgen.«

»Nein, schon in Ordnung. Aber da ist noch etwas, worüber ich mit Ihnen reden möchte.«

Er sah mich misstrauisch an. »Tatsächlich? Und das wäre?«

Ich hatte mich nicht unbedingt auf dieses Gespräch gefreut, doch es hatte sich seit einer Weile abgezeichnet.

»Es geht um meinen Ruhestand, wenn Sie so wollen. Ich habe inzwischen einige Aufträge für Sie erledigt, obwohl ich eigentlich von meinem anderen Geschäft leben kann, und ich würde unsere Beziehung gerne beenden. Diesen Job erledige ich noch für Sie, aber danach möchte ich, dass Schluss ist.«

Milde amüsiert musterte Schagel mich durch den Rauch seiner Zigarre, als hätte ich ihm einen halb garen Witz erzählt, und er machte sich über mich lustig. »Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, Dennis, was ich für Sie getan habe?«

Das hatte ich nicht. Ich schuldete ihm vieles. Wäre Bertie Schagel mir nicht zur Hilfe geeilt, würde ich den Rest meines Lebens wahrscheinlich hinter Gittern verbringen. Natürlich hatte er das aus eigennützigen

Gründen getan, doch getan hatte er es.

»Nein«, sagte ich. »Aber ich schätze, wenn ich mit Job Nummer fünf durch bin, dann habe ich meine Schuld an Sie abbezahlt.«

»Es hat mich eine Stange Geld und erhebliche Anstrengungen gekostet, Sie aus der Untersuchungshaft loszueisen. Die britische Polizei fahndet nach Ihnen wegen mehrfachen Mordes. Und die ist geradezu berüchtigt für ihr langes Gedächtnis. Trotzdem ist es mir gelungen, Ihre Freiheit zu garantieren.«

Er hielt inne.

»Die Zeit wird kommen, wenn Ihre Schuld an mich abgetragen ist. Das habe ich Ihnen stets versichert. Doch im Augenblick benötige ich Sie und Ihre Dienste, und ich bezahle Sie ganz gut für die Unannehmlichkeiten, die Sie

dadurch haben, nicht wahr? Obwohl Sie sich bei Gelegenheit davor gedrückt haben mitzuspielen, wie die Amerikaner sagen würden.«

Er räusperte sich.

»Wenn Sie diesen Job innerhalb des vorgegebenen Zeitfensters erledigen, dann unterhalten wir uns vielleicht noch einmal. Okay? Aber sehen Sie zu, dass Sie es auch hinkriegen.«

Eins musste man Schagel lassen. Er war ein hervorragender Verkäufer, und so, wie er es hinstellte, bekam ich fast Schuldgefühle, dass ich das Thema überhaupt angesprochen hatte. Und mir blieb nichts anderes übrig, als nach seiner Pfeife zu tanzen, denn ich hatte ein Problem: Ich stand bei den falschen Leuten in der Kreide.

»Okay«, sagte ich und stand auf. Ich wusste, ich würde zu einer weiteren Reise aufbrechen, die einen weiteren hässlichen Fleck auf meinem bereits blutbefleckten Gewissen hinterlassen würde.

Doch hätte ich auch nur die leiseste Ahnung gehabt, in welches abscheuliche Herz der Finsternis mich diese Reise führen würde, wäre ich ohne zu zögern ins nächste Flugzeug nach Hause gesprungen, selbst wenn dies bedeutet hätte, dass ich den Rest meiner Tage im Gefängnis verbringen müsste.

2

Ihre Gesichter wirkten kalt und trotzig. Trotzdem wusste sie, dass sie innerlich zitterten. Immerhin waren sie fast noch Kinder – der eine war gerade achtzehn geworden, die beiden anderen waren siebzehn, und der Vorsteher der Jury hatte ihre Schuld bereits vor vierundzwanzig Stunden verkündet. Entsprechend der englischen Gesetzgebung gab es für Mord nur eine Strafe – lebenslänglich. Nun ging es eigentlich nur noch darum, dass die Richterin das Mindeststrafmaß verkündete, und alle in dem überfüllten Gerichtssaal wussten, dass sie nicht nachsichtig sein würde. Dafür waren die Umstände zu gravierend. Das Opfer, Michael

Fremi, war erst sechzehn und ein vielversprechender Schüler gewesen und hätte sein herausragendes, mit Bestnoten gespicktes Mittlere-Reife-Zeugnis feiern sollen, das ihm den Weg zur Hochschulreife geebnet hätte. Bedauerlicherweise sollte Michael nie erfahren, wie gut er abgeschnitten hatte, denn eines Freitagabends im August hatten ihm die drei Angeklagten in der Nähe seines Hauses aufgelauert, als er von einem Freund zurückkehrte. Offenbar hatte er in der Woche zuvor verhindert, dass einer der drei – Karl Brayer – seinem Freund ein Handy entwendete, und dies war nun die Rache der Gang. Während der kurzen, aber extrem gewalttätigen Attacke, die nach Zeugenaussagen nur wenige Sekunden gedauert hatte, hatten die Angreifer mit drei

Messern sechzehn Mal auf ihn eingestochen. Einer der Stiche war ins Herz gedrungen, ein anderer hatte die Hauptschlagader durchtrennt. Zu keinem Zeitpunkt bestanden Zweifel daran, dass sie beabsichtigt hatten, ihn zu töten.

DI Tina Boyd vom Camden Murder Investigation Team oder CMIT, wie es kurz genannt wurde, hatte an jenem Abend Dienst gehabt und war als Erste am Tatort gewesen. Eine Szene, an die sie sich besonders eindringlich erinnerte, war der Anblick von Michaels Mutter, die ihren toten Sohn in den Armen wiegte und nicht loslassen konnte. Er hatte die Augen geschlossen und einen friedlichen, fast engelhaften Ausdruck auf seinem jungen Gesicht. Und das Blut. Auch das konnte sie nicht vergessen. Er hatte so

stark geblutet, dass es noch in den Rinnstein lief, als sie eintraf.

Die Mörder wurden schnell gefasst. In Fällen wie diesen war das nie ein Problem, weshalb Tina sich fragte, warum um alles in der Welt die Kids solche Verbrechen überhaupt begingen. Ihnen musste doch klar sein, dass sie festgenommen, vor Gericht gestellt und verurteilt würden. War ihr Leben tatsächlich so sinnentleert? Leider wusste Tina auch, dass die Antwort »Ja« lautete, und während sie nun aufstand, um das Urteil zu erwarten, spürte sie keine große Befriedigung, obwohl ein Schuldspruch die Bestätigung der guten Arbeit war, die ihr Team geleistet hatte.

Dann ergriff die Richterin das Wort, eine mittelalte Frau mit hochfahrendem Gesichtsausdruck, die mit Perücke und Robe

schlicht lächerlich wirkte, und im Saal wurde es bleiern still.

Als die Richterin die Vorsätzlichkeit der Tat und die pure Bösartigkeit der Täter schilderte, schaltete Tina innerlich ab. Sie hatte das alles schon zu oft gehört, und jedes Mal klangen die Worte künstlich, weil alles, was die Richter sagten, vom Urteil der Jury abhing. Hätte die auf Notwehr entschieden, würde die Richterin nach Worten der Entschuldigung für die drei Angeklagten suchen und ihnen mitteilen, sie dürften den Gerichtssaal als freie Männer verlassen.

Das war einer der größten Vorbehalte, die Tina gegenüber der britischen Justiz hegte: Egal wie lückenlos die Beweiskette war, die sie und ihre Kollegen gegen die Angeklagten vorbrachten, es kam immer auf den Spruch

von zwölf Angehörigen der Öffentlichkeit an, die oft über keinerlei Kenntnisse der Rechtslage verfügten.

Als die Richterin Brayers Strafmaß verkündete, erscholl im Zuschauerraum hinter Tina lauter Jubel. Er bekam siebzehn Jahre, das hieß, er wäre fünfunddreißig, wenn erstmals über seine Freilassung beraten werden würde und seine Jugend nichts mehr war als eine verblassende Erinnerung. Langsam und verächtlich drehte Brayer sich in Richtung der Jubelnden und grinste sie höhnisch an.

Dabei bemerkte er Tina. Sie war es gewesen, die ihn im Verhörzimmer des Mordes beschuldigt hatte, und als er sie jetzt sah, fuhr er sich langsam und genüsslich mit dem Zeigefinger über die Kehle, während

seine Lippen das Wort »Bullenfotze« formten.

Tina lächelte ihn mit gespielterm Bedauern an, zum ersten Mal heute fühlte sie sich richtig gut. Nach allem, was sie in den vergangenen Jahren durchgestanden hatte, brauchte es mehr als einen halbstarken Burschen wie Brayer, um ihr Angst einzujagen. »Ich könnte dir Typen zeigen, die dir das Blut gefrieren lassen würden«, dachte sie, hielt seinem Blick gelassen stand und nahm befriedigt zur Kenntnis, dass er sich als Erster abwandte. Die Richterin verurteilte die beiden Mittäter zu jeweils sechzehn Jahren.

Und dann war es vorbei, grob führten die Wachen die drei, die sich nach Kräften wehrten, von der Anklagebank, während von den Zuschauerrängen ein Hagel von Beschimpfungen auf sie niederprasselte, der in

Hochrufe auf die Angehörigen des Opfers übergang.

Tina schüttelte ihren beiden Kollegen, die sie zur Urteilsverkündung begleitet hatten, die Hand, beugte sich dann über die Stuhlreihe hinweg nach hinten, um Michaels Mutter, Constanza Fremi, zu umarmen, die gleichzeitig weinte und zu lächeln versuchte, während sie von Wogen unterschiedlichster Emotionen überrollt wurde, die die Tragödie in ihr auslösten.

Sobald Tina auf der Straße vor dem Gerichtsgebäude war, schaltete sie ihr Handy ein und zündete sich eine Zigarette an. Ihren Kollegen – ihr neuer Boss DCI Bob Levine und ihr gelegentlicher Partner DC Dan Grier – sagte sie, sie würde ihnen gleich aufs Revier folgen, müsste aber zunächst noch nach

Finchley, wo sie eine Verabredung mit einer Zeugin hatte, die eine weitere tödlich verlaufene Messerstecherei auf offener Straße beobachtet hatte. Die Zeugin hieß Gemma Hanson und war eine alleinerziehende zwanzigjährige Mutter, die offenbar von der Familie des Täters bedroht worden war und überlegte, ihre Aussage zurückzuziehen, ehe der Fall im April vor Gericht kam. Tina musste sie bestärken, bei ihrer Aussage zu bleiben, denn ohne würde die Anklage mit hoher Wahrscheinlichkeit zusammenbrechen. Die Bedrohung von Zeugen kam weitaus häufiger vor, als die meisten Leute annahmen, und die Polizei verfügte schlicht nicht über die Mittel, alle zu beschützen. Realistischerweise konnte Tina ihr nicht mehr bieten als ein paar aufmunternde Worte und das vage

Versprechen, die Polizeistreifen in ihrer Straße zu verstärken.

Man hatte in ihrer Wohnung bereits einen Panikschalter installiert, doch das letzte Mal, als Gemma ihn betätigt hatte, nachdem ein Ziegelstein durch die Fensterscheibe geflogen war und die Wiege ihres Babys nur knapp verfehlt hatte, hatte es über fünfzehn Minuten gedauert, bis die zuständigen Streifenpolizisten eingetroffen waren. Tina wusste, dass ihre Aufgabe nicht einfach sein würde.

Um sich vor dem schneidenden Februarwind zu schützen, zog sie sich in einen Ladeneingang zurück, inhalierte tief und fast verzweifelt den Rauch ihrer Zigarette und genoss den flüchtigen Rausch, den das Nikotin auslöste, als es durch ihre Adern strömte. Ihr Handy zeigte nur eine neue Nachricht an, sie

stammte von einem DS Rob Weale vom Essex CID, der um Rückruf bat.

Obwohl sie den Namen nicht kannte, war sie neugierig genug, die Rückruf-Taste zu drücken.

Nach dreimaligem Klingeln nahm Weale ab und stellte sich mit Namen und Rang vor, hatte einen starken, an Cockney grenzenden Essex-Akzent.

»Tina Boyd hier«, sagte sie, nahm einen letzten Zug an ihrer Zigarette und trat sie mit dem Fuß aus. »Sie haben mich angerufen.«

»Habe ich, ja. Danke, dass Sie zurückrufen. Soweit ich weiß, hatten Sie Kontakt zu einem Journalisten namens Nick Penny?«

Tina horchte auf und war sofort angespannt. »Er ist ein Bekannter von mir, ja«, erwiderte sie zurückhaltend.

»Dann habe ich schlechte Nachrichten für Sie, Ma'am.«

Sie wusste augenblicklich, was los war, zwang sich aber trotz der aufsteigenden Übelkeit in ihrem Magen, die Frage zu stellen: »Was ist passiert?«

»Er ist gestern Nacht gestorben. Sieht nach Selbstmord aus.«

»Ist es nicht. Das war Mord.«

DS Weale räusperte sich.

»Ich hab mir gedacht, dass Sie das sagen würden. Ich bin am Tatort. Wir sollten uns unterhalten.«

3

Nick Penny hatte seit einigen Jahren erfolgreich als investigativer Reporter für den Guardian gearbeitet. Er hatte diverse dubiose Geschäfte zwischen Unternehmen und Regierungen aufgedeckt und die Rücktritte einiger zentraler Figuren wegen Korruptionsvorwürfen bewirkt. Im Sommer vorvergangenen Jahres hatte Tina mit ihm Kontakt aufgenommen, weil sie in den Besitz der Tonbandaufzeichnung eines hochstehenden Politikers gelangt war, die einen Schattenmann des organisierten Verbrechens, Paul Wise, direkt belastete, an der Vertuschung eines Mordkomplotts beteiligt gewesen zu sein. Wise, dem

Verbindungen zu Drogenhandel, Prostitution, Terrorismus und – am widerlichsten – sogar zu Pädophilenringen nachgesagt wurden, war schon seit Langem Tinas Nemesis. Sie hatte gehofft, ihn mit dieser Aufnahme endlich seiner gerechten Strafe zuführen zu können.

Doch der Politiker war ermordet worden, ehe er Gelegenheit hatte, seine Beschuldigungen vor Gericht zu wiederholen, und Tina fürchtete, dass das Band, wenn sie es dem Anwalt der Krone übergab, möglicherweise verschwinden könnte, da Wise offenbar auf zahlreiche Freunde innerhalb des Establishments zählen konnte. Tina mochte mit Pennys politischen Anschauungen nicht einverstanden sein, doch sie hatte ihm vollständig vertraut, und er hatte das Vertrauen zurückgezahlt, indem er

durchsetzte, dass der Guardian die Transkription des Bandes vollständig abdruckte, obwohl das Material auf illegale Weise zustande gekommen war.

Zunächst sah alles danach aus, dass Wise endlich vor Gericht gestellt werden würde. Die britische Regierung hatte formell um seine Auslieferung nachgesucht, auch wenn mit Nordzypern kein offizielles Auslieferungsabkommen bestand. Doch Wise hätte nicht so lange überlebt, hätte er sich so leicht geschlagen gegeben. Er hatte sich mit seinen umfangreichen finanziellen Mitteln energisch zur Wehr gesetzt und ein Team von Spitzenanwälten beauftragt, die nicht nur den Guardian und Nick Penny selbst verklagten, sondern auch die Erben des Ministers, der die Anschuldigungen formuliert hatte.

Das war ein cleverer Schachzug gewesen. Großbritannien hat eines der härtesten Gesetze wegen übler Nachrede, und binnen Wochen hatte der Sohn des Ministers verlauten lassen, er glaube nicht, dass die Stimme auf dem Band die seines Vaters sei. Wenig später war die Verleumdungsklage gegen die Erben fallen gelassen worden. Und kurz danach hatte ein nordzypriotisches Gericht den Antrag auf Ausweisung wegen Mangels an Beweisen abgelehnt. Als deutlich wurde, dass eine Verurteilung allein auf Grundlage der Aufzeichnung des Geständnisses des Ministers (selbst wenn man dessen Echtheit belegen könnte) nicht ausreichen würde, um Wise zu verurteilen und es keinerlei andere Indizien gab, die ihn mit dem Komplott in Verbindung brachten, machte schließlich auch die britische

Regierung einen Rückzieher.

Penny wurde vom Guardian gefeuert, da die Eigentümer der Zeitung alles taten, um sich von der Affäre zu distanzieren, und als Tina aus einem langen Mittelamerikaurlaub zurückkehrte, war die Geschichte längst keine Schlagzeile mehr wert. Wise blieb nicht nur ein freier Mann, sondern hatte seine Position sogar noch stärken können, da es nun noch weniger Leute gab, die ihn anzugreifen wagten.

Es war kurz nach eins, fast zwei Stunden nach dem Telefonat mit DS Weale, als Tina endlich ihren Wagen vor dem zweigeschossigen Containergebäude am äußersten Rand eines Industriegebiets parkte, in dem Nick Penny sein Büro gehabt hatte. Seit seiner Entlassung war dies das Basislager für die wenigen

Freelancer-Jobs gewesen, die er hatte ergattern können. Auch seine Nachforschungen im Fall Paul Wise hatte er von hier aus geführt, denn nach wie vor war er unermüdlich auf der Suche nach einem Loch in der Rüstung des Gangsters gewesen. Tina hatte ihn dabei so gut es ging unterstützt.

Penny hatte stets behauptet, in dem idyllischen kleinen Cottage, das er mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Töchtern wenige Kilometer von Great Dunmow entfernt bewohnte, könne er schon wegen des Lärms nicht arbeiten. Doch Tina hatte ihn stets für verrückt gehalten, sich an einen so trostlosen Ort zurückzuziehen. Gegend und Gebäude waren hässlich und einsam, schlimmer noch, sie boten einem Mann, der solch gefährliche Nachforschungen anstellte, definitiv keinen

ausreichenden Schutz. Dies war jetzt auf grausame Weise deutlich geworden. Am Tor gab es kein Wachpersonal, und die meisten Büroräume standen wegen der Rezession leer, deshalb dürfte es nicht weiter schwierig gewesen sein, ihn ohne lästige Zeugen auszuschalten. Sie hatte ihn gewarnt, doch er hatte beteuert, äußerst vorsichtig zu sein. »Und außerdem«, hatte er immer wieder gesagt, »ist es zu riskant, mich aus dem Weg zu räumen. Dafür bin ich viel zu bekannt.«

Da hatte er sich geirrt.

Tina war überrascht, auf dem Parkplatz lediglich einen Streifenwagen und ein ziviles Polizeifahrzeug vorzufinden. Kein Flatterband, das den Tatort abspernte, keine Anzeichen der Spurensicherung. Nur ein offensichtlich frierender uniformierter Polizist, der, mit einer

reflektierenden Weste angetan, vor der Eingangstür Wache hielt. Da Penny noch keine vierundzwanzig Stunden tot war, konnte dies nur bedeuten, dass sie seinem Tod keine verdächtigen Umstände beimaßen, und Tina spürte, wie die Wut in ihr aufflackerte.

Sie zeigte dem Streifenpolizisten ihren Dienstausweis und ging die schmale laminierte Treppe hinauf in das enge Büro im ersten Stock, das sie zuvor nur einmal betreten hatte, um mit Penny zu konferieren. Zwar hatten sie sich in den letzten Monaten regelmäßig gesehen, aber wann immer er glaubte, eine vielversprechende Spur gefunden zu haben, hatte sie darauf bestanden, dass sie sich an Orten trafen, die nach ihrer Meinung abhörsicher waren. Sie wusste, dass Penny sie für paranoid gehalten hatte, zumal keine seiner

Spuren zu verwertbaren Ergebnissen geführt hatte, aber Tina kannte ihren Gegenspieler gut genug, um zu wissen, dass er den festen Willen und die nötige Skrupellosigkeit besaß, lose Enden nicht frei herumbaumeln zu lassen.

Als sie an der halb offenen Tür klopfte, erhob sich ein junger Mann in Anzug und Latexhandschuhen, der offenbar gerade ein Notebook examiniert hatte. Er war die einzige Person im Raum. Er grüßte sie, und sie betrat das Büro. Er war groß, kräftig und blond, trug einen Bürstenschnitt und hatte ein rundes fröhliches Gesicht, das noch immer Spuren von Babyspeck aufwies. Tina schätzte ihn auf siebenundzwanzig, obwohl sie einräumte, dass man ihn durchaus für drei oder vier Jahre jünger halten konnte.

Der Mann schenkte ihr ein schmales,

mitfühlendes Lächeln und streckte die Hand aus.

»DI Boyd, danke, dass Sie gekommen sind. Ich bin DS Rob Weale. Mr. Pennys Frau sagte mir, Sie hätten sich kürzlich ein paar Mal mit ihm getroffen.«

»Das ist richtig«, antwortete Tina und schüttelte die ausgestreckte Hand.

Bedächtig sah sie sich im Raum um. Er war so unaufgeräumt wie beim letzten Mal, als sie hier gewesen war. Akten, Zeitungen und Bücher stapelten sich auf Schreibtisch und Fenstersims, und den größten Teil des Fußbodens bedeckten ungeöffnete Kartons. Nichts wirkte verstellt, mit Ausnahme von Pennys Stuhl, den man hinter dem Schreibtisch hervorgerollt hatte. Als sie den Schreibtisch in Augenschein nahm, musste sie die Zähne

zusammenbeißen – das Foto seiner beiden Kinder, ein weiteres von seiner Frau Natalie und sein fleckiger West-Ham-United-Kaffeebecher standen verloren zwischen Notebook und einem überquellenden Heineken-Aschenbecher. Der Eigentümer des Gebäudes hatte ihm zweimal untersagt, im Büro zu rauchen, aber wie Tina scherte er sich wenig um Verbote. Sie seufzte. Sie hatte Nick Penny gemocht.

Im Büro wies nichts mehr auf seine Leiche hin, allenfalls war unter der rauchabgestandenen kalten Luft ein leichter Fäulnisgeruch wahrzunehmen, der bestätigte, was vorgefallen war.

»Wollen Sie sich lieber irgendwo anders unterhalten, Ma'am? Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen das schwerfällt.«

»Ich bin okay«, erwiderte sie, darauf bedacht, schnell zur Sache zu kommen. Deshalb zwang sie sich zu der Frage: »Wie ist er gestorben?«

»Er hat sich hier erhängt.« Weale deutete auf den Stahlträger, der den Raum einen halben Meter über ihnen teilte. »Er hat sich auf seinen Stuhl gestellt. Und vorher eine Menge Bombay Sapphire in sich hineingeschüttet. Als er gestern Abend nicht nach Hause kam und seine Frau ihn nicht erreichen konnte, rief sie die Polizei. Eine Streifenwagenbesatzung hat ihn kurz vor zehn Uhr abends gefunden. Die Flasche stand auf dem Schreibtisch, und die Blutprobe hat ergeben, dass er fast zweieinhalb Promille intus hatte. Wir haben noch keinen genauen Todeszeitpunkt, aber der Pathologe meint, irgendwann zwischen fünf

und sieben.«

Als die ganze Wucht des Vorgefallenen sie erwischte, musste Tina sich an der Schreibtischkante abstützen. »Hat er einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

»Sogar drei. Einen an seine Frau. Einen an seine Kinder. Und an jemanden, den er lediglich mit T. anredet und den er mit einem Kosenamen unterzeichnet hat. Haben Sie eine Ahnung, wer das sein könnte?«

Tina spürte, wie sich ihre Kiefer verkrampften. Sie sah ihn an und sagte: »Ja, das bin ich.«

Es gelang Tina, ihre coole und professionelle Haltung zu bewahren. Hinter der Fassade jedoch entfachten Kummer, Scham und vor allem nagende Schuldgefühle einen Sturm der Gefühle. Trotzdem fragte sie, ob sie die Abschiedsbriefe sehen könne.

»Sie sind definitiv echt«, sagte Weale.
»Seine Frau hat seine Handschrift erkannt.«

Auch er schien von Tinas Offenbarung, die er nicht erwartet hatte, peinlich berührt. Dadurch sah er noch jünger aus.

»Hat sie auch den gesehen, der an mich gerichtet war?«

»Nein.« Weale rieb sich verlegen die Stirn.
»Wir glauben nicht, dass im Augenblick etwas

dadurch gewonnen wäre, wenn sie wüsste, dass er eine Affäre hatte.«

Tina seufzte erleichtert.

»Ich weiß, dass Sie mir die Briefe nicht zeigen müssen, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich einen Blick darauf werfen ließen.«

Weale überlegte einen Moment, nickte dann und entnahm einem ramponierten ledernen Aktenkoffer, der auf einem Karton in der Ecke stand, drei durchsichtige Asservatenbeutel.

»Sie dürfen Sie nicht berühren, ich fürchte also, Sie werden Sie durch das Plastik lesen müssen.«

Er hob sie nacheinander ins Licht, damit Tina sie entziffern konnte. Sie waren alle kurz gehalten und um Vergebung oder wenigstens

Nachsicht bemüht. Weale hatte recht. Sie stammten definitiv von Nick. Tina erkannte seine krakelige Handschrift wie auch das Smiley, das er unter den Brief an seine Kinder gemalt hatte. Die Geburtstagskarte, die er ihr vor einigen Monaten geschickt hatte, wies dasselbe Motiv auf. Außerdem nannte er sie, wie es seine Gewohnheit war, auch hier »T« und unterschrieb mit »Mr. P«, so wie sie ihn manchmal genannt hatte. Nick hatte sich offensichtlich Mühe gegeben, lesbar zu schreiben, und angesichts seiner normalen Klaue war ihm das auch gelungen. Schon in nüchternem Zustand dürfte ihn das eine Menge Anstrengung gekostet haben, mit einer halben Flasche Gin intus grenzte es an ein Wunder.

Tina musste schlucken und zwang sich, in Gegenwart des jungen Kollegen keine

Schwäche zu zeigen.

»Sehen Sie«, sagte Weale und steckte die Briefe zurück in den Koffer, »ich bin nicht hier, um über das, was zwischen Ihnen vorgefallen ist, zu urteilen. Und ich werde sicher alles tun, um zu verhindern, dass es an die Öffentlichkeit gelangt.«

»Danke.«

»Wie lange kannten Sie ihn?«

Wieder seufzte sie.

»Ich habe seit etwa einem Jahr in unregelmäßigen Abständen mit ihm zusammengearbeitet. Ein Verhältnis hatten wir aber erst seit drei Monaten. Allerdings war vor zwei Wochen Schluss.«

»Wer hat es beendet? Sie oder Mr. Penny?«

»Ich.« Sie hielt inne und sah dann Weale

direkt an. »Ich weiß, wie sich das anhört, aber es war kein Selbstmord. Sind Sie über seine Vergangenheit im Bilde?«

»Ich weiß über seinen Konflikt mit Paul Wise Bescheid, und ich ...«, wieder wurde er verlegen, » ... kenne auch Ihre Verbindung zu Paul Wise.«

Allein die Nennung seines Namens erfüllte Tina mit unbändiger Wut.

»Nick und ich haben nach Beweisen gesucht, die es ermöglicht hätten, den Fall wieder aufzunehmen.«

Tina sah keinen Anlass, Weale die Gründe ihrer Treffen zu verschweigen. Ihre Vorgesetzten bei der Met hatten ihr zwar unter der Androhung, sie zu suspendieren, untersagt, in der Öffentlichkeit etwas über Wise verlauten zu lassen oder neu zu ermitteln, doch

die Tatsachen würden so oder so bald ans Licht kommen.

»Nick hat die meisten Nachforschungen betrieben. Ich habe ihm so weit geholfen, wie es mir möglich war.«

»Wie?«

»Ihm die Informationen besorgt, für die er nicht die nötige Autorität besaß. So in der Art.«

Sie hoffte, Weale würde nicht nach Einzelheiten fragen, denn was sie getan hatte, konnte sie leicht den Job kosten.

Er nickte bedächtig, offenbar hatte er Schwierigkeiten, das Ganze zu verdauen.

»Und? Haben Sie etwas gefunden, das Ihnen weiterhalf?«

Tina schwieg einen Moment. In Wahrheit war sie von Nicks mangelnden Fortschritten

ziemlich enttäuscht gewesen.

Realistisch betrachtet, bestand allenfalls eine kleine Chance, Beweise zu finden, die die Abteilung Organisiertes Verbrechen nicht hatte finden können, und Tatsache war, dass Penny während der langen Zeit intensiver Nachforschungen nur wenig entdeckt hatte. In den vergangenen Wochen war ihre Hoffnung fast auf Null gesunken, und langsam hatte sie das Gefühl beschlichen, Penny sei mehr an ihr interessiert als an der Beweisfindung gegen Paul Wise. Bei Tina war es naturgemäß genau umgekehrt, was mit der Grund gewesen war, warum sie ihr Verhältnis beendet hatte.

»Nein«, erwiderte sie schließlich. »Wenn wir uns getroffen haben, haben wir seine Ergebnisse besprochen, aber es lief nicht besonders gut. Zumindest dachte ich das.«

»Gab es nach Ihrer Trennung noch einen Kontakt?«

»Ja. Letzte Woche haben wir miteinander telefoniert. Am Donnerstag.«

»Welchen Eindruck hatten Sie da von ihm?«

»Er war noch geknickt, weil ich unsere Beziehung beendet hatte, hatte aber akzeptiert, dass es vorbei war. Während des Gesprächs fragte er mich, ob wir wieder zusammenkommen könnten. Ich sagte ›Nein‹, und danach haben wir den Fall besprochen und abgemacht, uns Ende dieser Woche zu treffen. Ich vermute, in der Zwischenzeit muss er etwas herausgefunden haben. Ich habe gesehen, dass Sie mit seinem Notebook beschäftigt waren. Haben Sie etwas darauf entdeckt?«

»Es gibt einen Ordner mit dem Titel ›Das Projekt‹. Darin finden sich Informationen über Wise' Geschäftsverbindungen, obwohl er ihn nicht namentlich nennt, sondern mit ›W.‹ abgekürzt hat. Ein bisschen simpel, möchte ich sagen. Der Ordner ist auch schlecht verborgen, und darin befindet sich nichts, was dazu beitragen könnte, das Verfahren gegen ihn wiederaufzunehmen.«

Tina starrte auf das offene Notebook und wünschte, sie hätte es mit einem älteren und erfahreneren Kollegen zu tun.

»Da muss noch etwas sein. Sind Sie sicher, dass Sie überall gesucht haben?«

»Ich habe zwei Jahre im Sittendezernat verbracht und die Festplatten von Kinderschändern durchwühlt, DI Boyd«, entgegnete er herausfordernd. »Ich weiß also,

wonach ich suchen muss, und ich habe dieses Teil da eine Stunde lang durchforstet. Da ist nichts.«

Er hielt inne.

»Sehen Sie es mal von meiner Warte. Ich finde einen Mann erhängt in seinem Büro vor. Bei näherem Hinschauen stelle ich fest, dass er vor dem finanziellen Ruin steht, ein Verfahren am Hals hat, keinen Job und deshalb kaum Einkünfte, dazu hohe Schulden. Er schuldet diversen Kreditkartenfirmen insgesamt zwölftausend Pfund und ist drei Monate mit seinen Hypothekenzahlungen im Rückstand.«

Tina wollte etwas sagen, aber er hob die Hand.

»Hinzukommt, dass die Frau, mit der er eine Affäre hatte, vor zwei Wochen mit ihm Schluss gemacht hat, was seine angespannte

Situation noch verschärft haben dürfte. Und als Sahnehäubchen hinterlässt er drei Abschiedsbriefe, alle offenbar von Herzen kommend und auf jeden Fall von seiner Hand verfasst. Zusammenbuchstabiert ergibt das für mich das Wort ›Selbstmord‹. Und nichts, was Sie gesagt haben, wird meine Meinung daran ändern.«

»Ich verstehe Sie ja«, antwortete Tina, und tatsächlich konnte sie seinen Standpunkt nachvollziehen. In seiner Situation hätte sie exakt dasselbe gesagt.

»Aber Nick hat einen Mann ausgeforscht, der über die Jahre in diverse Morde verwickelt war und unter anderem dadurch aufgefallen ist, dass er sie zum Teil wie Selbstmorde aussehen ließ. Er hat jemanden beauftragt, meinen Verlobten zu ermorden,

John Gallan, einen DI der Met, das war vor sechs Jahren, und schon damals sollte jeder denken, es sei Selbstmord gewesen, sogar einen Abschiedsbrief hat er gefälscht.«

»Das hier ist etwas anderes, Ma'am. Nick Penny stellt für Paul Wise keine Bedrohung dar. Penny war ein in Ungnade gefallener Reporter, der vor dem finanziellen und privaten Ruin stand.«

»Ich kannte Nick. Und ich kann Ihnen versichern, dass er nicht der Typ war, der Selbstmord begeht.«

Doch bereits als sie das sagte, merkte sie, wie hohl es klang.

Der Fairness halber musste sie zugeben, dass Weale ihr nicht direkt widersprach. Stattdessen zuckte er mit seinen breiten Schultern.

»Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?«

»Finden Sie heraus, was genau Nick in der vergangenen Woche getan hat. Nehmen Sie das Notebook noch mal unter die Lupe. Er hat etwas herausgefunden, da bin ich hundert Prozent sicher.«

»Und warum hat er Ihnen dann nichts davon gesagt? Es tut mir leid, Ma'am, aber die Entscheidung, ob es sich um Selbstmord handelte oder nicht, liegt beim Gerichtsmediziner. Im Augenblick gehe ich davon aus, dass es Selbstmord war, und ich habe weder die Zeit noch die Mittel, etwas anderes zu beweisen.«

Er wandte sich ab, um Tina zu bedeuten, dass die Befragung abgeschlossen war. Bei dem Gedanken, dass Wise, das Schwein, mit einem Mord davonkommen würde, weil

niemand kompetent oder weitsichtig genug war zu erkennen, was vor sich ging, überkam Tina eine Welle blinden Zorns.

»Schwachsinn!«, bellte sie lauter, als sie gewollt hatte.

Weale drehte sich um und bedachte sie mit einem Blick, der wohl heißen sollte, sie solle vorsichtig sein. Ihr wurde bewusst, dass sie sich zusammenreißen musste, deshalb atmete sie tief durch und beruhigte sich. Es gab keinen Grund, die Dinge zu forcieren. Weale hatte sich seine Meinung gebildet, und er wirkte nicht so, als würde er sie ihretwegen ändern. Dennoch war sie überzeugt von dem Mord an Nick Penny, und die wahrscheinlichste Erklärung war, dass es wegen etwas war, was er in der vergangenen Woche herausgefunden hatte.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich, um den hünenhaften DS bei Laune zu halten. »Ich hatte heute sowieso schon einen schlechten Tag.«

Er schenkte ihr ein mitfühlendes Lächeln.
»Akzeptiert.«

»Haben Sie sein Handy gefunden?«

»Es war in seiner Hosentasche.«

»Aber nur eins?«

Weale sah sie unschlüssig an.

»Seiner Frau zufolge hatte er nur eins.«

Tina schüttelte den Kopf.

»Er besaß zwei. Das andere war ein nicht registriertes Prepaid. Ich habe es ihm gekauft, damit er mich anrufen und seine Anrufe in Sachen Wise darüber laufen lassen konnte. Ich dachte, so wäre es sicherer, weil man die Anrufe dann nicht bis zu ihm zurückverfolgen

konnte. Ein Klapphandy, Motorola K1. Er trug es immer bei sich.«

»Das war nicht das, das wir in seiner Tasche gefunden haben.«

»Das habe ich auch nicht angenommen.«

Sie zog ihr Handy hervor.

»Lassen Sie mich anrufen.«

Doch nachdem sie die Schnellwahltaste gedrückt hatte, ertönte nur die automatische Ansage, dass das Handy abgeschaltet war. Tina nahm an, für ewig.

Tina steckte ihr Handy wieder ein.

»Das ändert nichts an den Tatsachen«, sagte Weale. »Das Telefon kann sich Gott weiß wo befinden.«

Doch für Tina änderte sich dadurch eine Menge.

»Würden Sie mir einen Gefallen tun? Wenn

ich Ihnen die Nummer des Prepaid und den Provider gebe, können Sie dann eine Liste aller ein- und ausgehenden Anrufe der letzten drei Monate anfordern und sie mir mailen?«

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der sich Tina solche Informationen selbst hatte besorgen können. Aber sie hatte in den vergangenen Jahren die Regeln schon so oft gebeugt, dass ihre Aktivitäten mittlerweile streng überwacht wurden.

»Bitte. Als Gefallen für mich.«

»Wenn irgendjemand das herausfindet ...«

»Niemand wird. Ich schaue nur mal kurz drauf, und wenn ich etwas Verdächtiges entdecke, lasse ich es Sie sofort wissen, und Sie können damit verfahren, wie Sie wollen. Wenn nicht, stecke ich alles in den Schredder und das war's.«

Er dachte ein paar Augenblicke darüber nach und nickte dann.

»In Ordnung. Aber ich verlasse mich auf Sie.«

»Ich bin eine Frau, die zu ihrem Wort steht«, erwiderte Tina überzeugend und musste an ein Versprechen denken, das sie sich vor langer Zeit gegeben hatte: Eines Tages würde sie im Gerichtssaal sitzen und Zeuge sein, wie Paul Wise den Rest seines Lebens hinter Gittern verschwand. Im Augenblick war dieser Moment ferner denn je. Dennoch war sie sicher, dass Nick Penny auf etwas gestoßen sein musste, und wenn sie herausfand, worum es sich handelte, könnte sie sich wieder auf Wise' Fährte setzen.

5

Der Tag, an dem für mich alles schiefzulaufen begann, war der 11. August 1989.

An jenem Tag habe ich zum ersten Mal einen Mann getötet. Sein Name war Darren Reid, und er war ein drogenabhängiger Krimineller mit einer Latte von Verurteilungen, so lang wie mein Arm. Er hatte seine Lebensgefährtin und deren beide Kinder als Geiseln genommen und sich mit ihnen in dem Reihenhaus, das sie in Haringey bewohnten, verschanzt. Er war mit einem Messer und einer Pistole bewaffnet. Ich war Teil eines bewaffneten Sondereinsatzkommandos, und unser Auftrag lautete, das Ganze zu einem friedlichen Ende zu bringen. Dummerweise

waren die Dinge anders gelaufen. Reid hatte sich bis über die Ohren mit einer Mischung aus Alkohol und Speed vollgepumpt und fuchtelte sinnlos mit seiner Pistole herum. Ich weiß nicht, ob er tatsächlich vorhatte, seiner Familie etwas anzutun, aber keiner von uns, die wir uns in der glühenden Sonne hinter unseren Einsatzwagen duckten und die verdammten Gesetze verfluchten, die uns die Hände banden, wollte es darauf ankommen lassen, es herauszufinden.

Da erschien er plötzlich, mit nacktem Oberkörper, am Fenster, stieß es auf und brüllte uns lallend eine unverständliche Tirade entgegen. Er hob seine Waffe und zielte aus dem Fenster. Ich hatte über Ohrhörer bereits die Anweisung erhalten, auf keinen Fall das Feuer zu eröffnen, doch das war noch, bevor

er mit der Pistole in meine Richtung zielte. Höchstwahrscheinlich würde er mich gar nicht treffen, dazu schwankte seine Hand zu sehr, aber meine Nerven und meine Geduld waren bis zum Zerreißen gespannt, und plötzlich erlebte ich eine Art Epiphanie und hatte genug. Über den Ohrhörer kamen zwar weitere Instruktionen, doch bis heute kann ich nicht sagen, was sie beinhalteten. Denn ich hatte bereits den Abzug gedrückt.

Ich schoss ihn zweimal in die Brust; er war praktisch sofort tot. Von diesem Augenblick an war mein Schicksal besiegelt. Bei seiner Pistole hatte es sich lediglich um eine Attrappe gehandelt, ich wurde zwei Monate lang suspendiert und musste mich einer akribischen Untersuchung stellen, die klären sollte, ob mein Vorgehen gerechtfertigt war oder nicht.

Die ganze Zeit hing nicht nur der Verlust meines Jobs wie ein Damoklesschwert über mir, sondern mir drohte auch eine strafrechtliche Anklage. Selbst nachdem meine Suspendierung aufgehoben worden war, weil die Untersuchungskommission meinte, man könne mir keinen Vorwurf machen, wurde mir jeglicher Dienst mit der Waffe untersagt, und mein Aufstieg auf der Karriereleiter kam zu einem abrupten Halt. Ich mochte zwar kein Verbrechen begangen haben, aber die Bosse kamen zu dem Schluss, ich sei von einer unangenehmen Aura umgeben und man könne mich nicht einmal mehr mit der Kneifzange anfassen.

Vor diesem August hätte ich mich durchaus als guten Cop gesehen. Ich war kein liberaler Idealist – bin ich nie gewesen –, doch

zumindest war ich ein Mann, der seinen Job mit Leidenschaft ausübte, den Menschen, die er zu schützen hatte, mit Respekt begegnete und bereit war, bis zum Erreichen der Pensionsgrenze sein Bestes zu geben.

Von den Ereignissen jenes Augusts habe ich mich niemals richtig erholt. Vielleicht lag in meinem Handeln mehr Selbstmitleid, als ich damals bereit gewesen wäre zuzugeben, jedenfalls wurde ich zunehmend zynischer. Je stärker ich spürte, dass die Gesetze eher dazu da waren, die Rechte der Verbrecher zu schützen als die der Opfer, desto größer wurde meine Verachtung für sie. Der Beruf wandelte sich zum Schlachtfeld: Wir gegen die. Doch »die« waren bald nicht mehr nur Kriminelle, sondern auch das Establishment, das mein Gehalt zahlte und die Gesetze erließ,

die mir immer ungerechter erschienen. Es schien, als wären die Bosse eher daran interessiert, den Politikern in den Arsch zu kriechen und ihre Vorgaben zu erfüllen, als ihre Leute zu beschützen. Und auch die Öffentlichkeit schien es kaum zu interessieren, was in ihrer unmittelbaren Umgebung vor sich ging; Passanten, die schnell weitereilten, wenn sie auf der Straße Zeugen eines Verbrechens wurden, weil sie zu feige waren, sich einzumischen. Manchmal war es fast, als wären »die« letztlich alle, und »wir« nur noch ich allein, ein einsamer Bulle, der seinen Ein-Mann-Krieg gegen das Böse in der Welt führte.

Zweimal fing ich mir Misshandlungsklagen von Festgenommenen ein. Die erste kam von einem gewalttätigen Straßengangster, der

wegen zweifacher schwerer Körperverletzung gesucht wurde und der mir während der Festnahme ins Gesicht gespuckt hatte. Dummerweise machte er auch noch den Fehler, darüber zu lachen, als er bereits Handschellen trug. Das Ganze spielte sich im Hause seiner Mutter ab, wo er sich versteckt hatte, und vor den Augen von vier meiner Kollegen verpasste ich ihm daraufhin einen Kopfstoß, der ihn zwei Zähne kostete.

Seine Klage wurde nicht weiterverfolgt, aber nur, weil wir fünf allesamt die gleiche Geschichte erzählten, nämlich dass er sich beim Versuch zu flüchten selbst verletzt habe. Doch etwas blieb an mir haften, und als ich drei Jahre später mit einer weiteren Klage konfrontiert wurde, nahm die Beschwerdekommision der Polizei den Fall

äußerst ernst.

Diesmal war der Kläger ein einschlägig vorbestrafter Kinderschänder, den ich unter dem Verdacht festgenommen hatte, die fünfjährige Tochter seiner Lebensgefährtin vergewaltigt zu haben. Als ich ihn auf die Rückbank des Wagens verfrachtete, wirkte er so selbstgefällig und arrogant und erklärte mir in hochtrabenden Worten, dass das Kind lüge, dass ich mich neben ihn setzte und ihm, während mein Kollege draußen wartete, die eine Hand auf den Mund presste und ihm mit der anderen derart die Eier quetschte, dass eines davon buchstäblich platzte. Er verbrachte deswegen drei Tage im Krankenhaus, und obwohl mein Kollege beteuerte, er habe weder etwas gesehen noch gehört, wurde bald deutlich, dass meine

Geschichte – er sei beim Einsteigen ausgerutscht und unglücklich auf den Türrahmen gestürzt – keinen Bestand haben würde, zumal der behandelnde Arzt bestätigte, das Bild der Verletzung stimme völlig mit der vom Opfer beschriebenen Misshandlung überein.

Ich hätte sicher meinen Job verloren und wäre vielleicht sogar selbst im Knast gelandet, wenn sich nicht ein Mann namens Raymond Keen – der nach Bertie Schagel unwahrscheinlichste aller weißen Ritter – für mich interessiert hätte.

Ich hatte Keen einige Monate zuvor bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung kennengelernt. Er war ein bestens bekannter, flamboyanter und wohl auch betrügerischer lokaler Geschäftsmann, der ein florierendes

Bestattungsinstitut betrieb, aber im Verdacht stand, seine Finger in einigen weniger ehrenhaften Angelegenheiten zu haben. Ich fand ihn jedoch sympathisch, und so trafen wir uns gelegentlich auf ein paar Drinks, auch wenn – oder vielleicht gerade weil – ich wusste, dass meine Verbindung zu ihm an höherer Stelle Stirnrunzeln auslösen würde.

Eines Abends erzählte ich ihm von der Klage, er hörte sich meine Geschichte an und fragte, wo der Kläger inhaftiert sei. Dann sagte er mir, er würde das für mich regeln.

Damals wusste ich nichts von der Art Verbrechen, zu denen Raymond Keen in der Lage war, und auch nicht, wie weit seine Macht wirklich reichte, sondern dachte, das Ganze wäre ein leeres Versprechen. Doch nur wenige Tage später wurde die Klage fallen

gelassen. Einfach so. Ohne Angabe von Gründen. Der Verdacht schwebte zwar immer noch über mir, aber wenigstens war ich wieder im Dienst.

Auf diese Weise kamen Raymond und ich ins Geschäft. Danach wurde es schwierig, seine Bitten um diesen oder jenen Gefallen abzulehnen. Meistens wollte er Informationen, die entweder seine eigenen Geschäfte betrafen oder die von anderen Kriminellen: Warnungen vor anstehenden Drogenrazzien, Tipps, wie man jemanden aus dem Zeugenschutzprogramm ausfindig machte, keine großen Sachen, aber über die Jahre nahmen sie wie Tumore an Häufigkeit und Schwere zu, bis er mich eines Tages aufforderte, das letzte Tabu zu brechen und jemanden für ihn zu töten.

Dieser Jemand war ein besonders widerlicher Geschäftsmann namens Vincent Stanhope, zu dessen Betätigungsfeldern unter anderem Kinderpornografie zählte. Stanhope schuldete Raymond offenbar eine erhebliche Summe Geld und weigerte sich zu zahlen, sodass Raymond sich gezwungen sah, seinen Ruf in der Unterwelt zu verteidigen. Stanhope musste sterben. Er bot mir zehn Riesen für den Job.

Ich war kurz davor, »Nein« zu sagen und frage mich bis heute, was wohl geworden wäre, falls ich damals abgelehnt hätte. Ich meine es ehrlich, wenn ich sage, dass ich nie zum Mörder werden wollte. Was mich schließlich »Ja« sagen ließ, war der Fall, den wir damals bearbeiteten. Ein Fall, der mich heute noch verfolgt, vor allem, weil ihm jedes

erkennbare Motiv fehlte.

Tim Atkins war ein dreiunddreißigjähriger braver und gesetzestreuer Regierungsangestellter. Eines Tages ging er mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern am Regent's Canal spazieren, als sie auf drei Gras rauchende Jugendliche stießen, die ihnen den Weg versperrten. Mr. Atkins bat sie höflich, Platz zu machen, damit er mit dem Kinderwagen weiterkonnte. Als Antwort schlug ihm der größte der drei, ein Totalversager namens Kyle Morris, der uns nur zu gut bekannt war, so brutal ins Gesicht, dass Mr. Atkins rücklings umfiel, mit dem Hinterkopf auf dem Beton aufschlug und sich schwerste Gehirnverletzungen zuzog. Er starb einige Stunden später im Krankenhaus, ohne noch einmal das Bewusstsein wiedererlangt zu

haben. Er hinterließ seine Frau und seine beiden kleinen Töchter im Alter von fünf Jahren und zwanzig Monaten, die hatten mit ansehen müssen, wie ihr Vater ermordet wurde.

Morris hatte das Ganze rein gar nichts ausgemacht. Als wir ihn keine vierundzwanzig Stunden später verhafteten und ihm erklärten, was geschehen war, zuckte er nur mit den Schultern und sagte, er habe damit nichts zu tun. Er antwortete auf jede einzelne Frage, die wir ihm stellten, mit einem teilnahmslosen »Kein Kommentar« und sah dabei unerträglich selbstgefällig aus, weil er wusste, dass er sich des Beistands des adretten Privatschul-Anwalts neben sich gewiss sein konnte. Und dem war es, soweit ich sehen konnte, ebenfalls egal, was Morris angerichtet hatte.

Sein Benehmen ließ keine Furcht vor den Konsequenzen erkennen, kein Bedauern, dass er so viele Leben zerstört hatte, und ich erinnere mich nur zu gut, wie verzweifelt gern ich ihn in diesem Moment umgebracht hätte, ihm eine Pistole an den Kopf gehalten hätte, damit er um Gnade und Verzeihung winselte, und wenn mir das nicht vergönnt war, dann wollte ich wenigstens ein anderes Schwein umbringen, das es genauso verdient hatte wie er.

Zehn Minuten nach der Vernehmung rief ich Raymond an und sagte, ich würde den Job erledigen. Drei Tage später lauerte ich spätabends Vincent Stanhope bei einer seiner Lagergaragen auf, und als er herauskam und zu seinem Wagen ging, jagte ich ihm zwei Kugeln in den Hinterkopf.

Die Tat selbst fiel mir leicht, erst danach, als ich in mein schäbiges kleines Apartment zurückkehrte, wurde mir langsam bewusst, was ich getan hatte, und ich musste mehrfach kotzen, ehe der Schock mich überwältigte. In dieser Nacht fand ich keinen Schlaf. Stattdessen saß ich die ganze Zeit wach, rauchte und trank und quälte mich mit paranoiden Gedanken – dass meine eigenen Kollegen mich verhaften würden und ich den Rest meiner Tage im Gefängnis verbringen würde –, bis ein schmutziges Morgengrauen den Himmel über London aufhellte und ich erneut kotzen musste.

Das ist jetzt über zehn Jahre und wahrscheinlich doppelt so viele Leichen her, und inzwischen wird mir nicht mehr schlecht, wenn ich jemanden umbringe. Ich habe mich

daran gewöhnt. Ich rede mir zwar immer noch ein, dass die Typen, die ich abmurkse, allesamt üble Gestalten sind, doch ganz egal wie ich es drehe und wende, bleibt am Ende die Tatsache, dass ich ein Profikiller bin. Und wie Bertie Schagel mir freundlich bedeutete, ein sehr guter.

Und Kyle Morris? Er bekam vier Jahre wegen Totschlags und wurde nach zweieinhalb freigelassen.

Als ich an jenem Abend den Cathay-Pacific-Flug nach Manila bestieg und mich mit all den Gastarbeitern, die nach Hause zu ihren Familien zurückkehrten, in die Economy Class zwängte, wurde mir schlagartig bewusst, dass es wahrhaft keine Gerechtigkeit auf Erden gab.

Als Tina Boyd die Haustür ihres Reihenendhauses hinter sich schloss und in die Küche ging, verspürte sie das Bedürfnis nach einem Drink, und zwar so stark wie seit sechs Monaten nicht mehr. Immerhin war sie auf dem Weg nach Hause klug genug gewesen, nicht anzuhalten und sich eine Flasche zu kaufen. Auf gar keinen Fall würde sie wieder mit Alkohol anfangen. Nicht nach all dem Unheil, das er über die Jahre bei ihr angerichtet hatte. Zum Glück war kein Tropfen im Haus. Stattdessen mixte sie Orangensaft und Sprudel zu ihrem allabendlichen Schnapsersatz und trank die Schorle in kräftigen Zügen. Dann ließ sie sich

auf den Stuhl am Küchentisch sinken, zündete sich eine Zigarette an und ließ die jüngsten Wendungen ihres turbulenten Lebens Revue passieren.

Sie hatte es von Anfang an bereut, sich mit Nick Penny eingelassen zu haben. Sie wusste aus Erfahrung, dass Affären mit verheirateten Männern nicht funktionierten und allen Beteiligten nur Schmerz zufügten. Trotzdem war es einige Wochen vor Weihnachten passiert, als er bei ihr vorbeischaute, um sie auf den aktuellen Stand seiner Nachforschungen zu bringen. Irgendwie hatte es sich eingependelt, dass sie sich immer häufiger in ihrer Wohnung trafen. Hier konnten sie sich ungestört unterhalten, und zudem hatte sie keine Bedenken gehabt, einen verheirateten Mann zu sich einzuladen. Auch

wenn sie ihn nicht unattraktiv fand, beschränkte sich ihre Beziehung auf das Geschäftliche. Doch in jener Nacht hatte er ihr sein Herz ausgeschüttet, ihr den Druck gebeichtet, den die Verleumdungsklage auf ihn, seine Ehe, auf einfach alles ausübte. Sie hatte ihm mitfühlend zugehört, er hatte ihr leidgetan, weil sie wusste, wie hart das Leben manchmal sein konnte. Und ein Blick in seine Augen verriet ihr, dass er sich wünschte, dass es passierte.

Sie hatte sich ihm nicht offen genähert, aber einmal, während er noch wie ein Wasserfall sprudelte, hatte sie ihm die Hand auf den Arm gelegt, und als sie aufstand, um ihr Wasserglas nachzufüllen, hatte sie ihn gestreift, eine kleine, allerdings vielsagende Geste.

Er war ihr in die Küche gefolgt, hatte seine

Arme um sie geschlungen und sie an sich gezogen.

Sie hatten sich geküsst. Heftig. Für sie war es der erste Kuss seit einem missglückten One-Night-Stand im Sommer in Costa Rica. Und obwohl sie ihn wegschob und protestierte, war die fehlende Entschiedenheit in ihrer Stimme nicht zu überhören, und als er sie wieder an sich zog, wehrte sie sich nicht mehr.

Sie hatten sich auf dem Wohnzimmerteppich geliebt, und alles war so, wie es sein sollte: intensiv, leidenschaftlich und geräuschvoll.

Danach hatte sie schreckliche Schuldgefühle bekommen. Obwohl sie seiner Familie nie begegnet war, wusste sie, dass sie der Beziehung zu seiner Frau geschadet hatte,

auch wenn die Initiative von ihm ausgegangen war. Und dieses Mal konnte sie es nicht auf den Alkohol schieben. Sie hatte es stocknüchtern und ganz allein getan.

Sie versuchte, einen Strich unter das Geschehene zu ziehen, erklärte ihm, es dürfe nicht noch einmal vorkommen. Trotzdem war es wieder passiert. Viel zu häufig. So häufig, dass es bald der wahre Grund ihrer Treffen wurde, und die Nachforschungen gegen Paul Wise in den Hintergrund gerieten. Was wiederum noch stärker an ihr nagte. Sie mochte Nick Penny wirklich, weitaus mehr sogar, als sie erwartet hatte. Trotz des Chaos' in seinem Leben wurde er nie anhänglich oder verbittert, sondern blieb seinen Überzeugungen treu und verstand es sogar, sie zum Lachen zu bringen. Doch ihr war klar,

dass ihre Affäre keine Zukunft hatte und eines schönen Tages, und zwar eher früher als später, in Tränen und Vorwürfen enden würde. Deshalb machte sie Schluss. Er flehte sie an, es sich noch einmal zu überlegen, aber sie war unnachgiebig geblieben. Es musste Schluss sein. Zu ihrer beidem Besten. Und wegen ihrer Ermittlungen gegen Paul Wise. Schließlich hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt, aber versprochen, sie anzurufen, wenn er neue Informationen hätte.

Seitdem hatten sie nur einmal miteinander gesprochen; vergangenen Donnerstag. Er hatte gesagt, wie sehr er sie vermisse und noch einmal gefragt, ob sie es sich nicht anders überlegen wolle, schien jedoch nicht gekränkt, als sie »Nein« sagte. Er hatte auch keine Anzeichen einer tiefen Depression gezeigt, die

zu einem Selbstmord hätte führen können. Wie sie versucht hatte, DS Weale zu vermitteln, schien Nick einfach nicht der Typ dafür. Trotz der Schläge, die er hatte einstecken müssen, war genug Leben in ihm, weiterzukämpfen und nicht aufzugeben. Das war einer der Gründe gewesen, weshalb sie ihn so attraktiv gefunden hatte.

Und jetzt war er tot. Nur noch ein weiterer Name auf der wachsenden Liste von Toten, die Tina nahegestanden hatten. Simon Barron, ihr Partner bei der CID, war vor mehr als sechs Jahren erstochen worden, danach ihr Verlobter, John Gallan, ein angeblicher Selbstmord, das Werk eines von Paul Wise geschickten Killers. Schon damals begannen die Kollegen sie hinter ihrem Rücken »Die schwarze Witwe« zu nennen, was sich

vielleicht wieder gegeben hätte, wenn nicht wenige Jahre darauf ihr damaliger Boss bei der CMIT, DCI Dougie MacLeod, zu Tode gekommen wäre. Er wurde im Verlauf einer Ermittlung ermordet, die Tina massiv vorangetrieben hatte, und prompt flammte das Gerede von der schwarzen Witwe wieder auf, diesmal sogar in den Medien. Weiß Gott, was sie nun nach dem Tod von Nick Penny aus ihr machen würden.

Sie würde ihre gesamte Selbstdisziplin aufbringen müssen, um nicht rückfällig zu werden. Angesichts ihrer Medienbekanntheit würde ihr Verhältnis zu Nick ziemlich sicher an die Öffentlichkeit gezerrt werden. Was ihr grelle Schlagzeilen, den Zorn von Nicks Frau und Peinlichkeiten und dumme Sprüche im Dienst eintragen würde. Die nächsten Tage

drohten verdammt hart zu werden.

Um der Sache so weit wie möglich die Spitze zu nehmen, hatte sie, sobald ihre Unterhaltung mit Weale beendet war, auf dem Revier angerufen und mit Bob Levine, ihrem neuen DCI, gesprochen. Levine war ein durchaus solider Cop, und seine Untergebenen hielten ihn größtenteils für fair und korrekt, doch wie viele ältere männliche Polizisten war er ihr gegenüber stets reserviert geblieben und hätte es wohl vorgezogen, sie nicht in seiner Truppe zu haben. Sie erzählte ihm, was geschehen war, und ließ kein Detail aus, da sie wusste, dass eh alles ans Licht kommen würde. Und natürlich regte er sich auf. Weniger wegen ihrer Affäre mit Nick als wegen des Umstands, dass sie noch immer inoffiziell gegen Paul Wise ermittelte.

»Was glauben Sie, wie das vor Gericht ausgesehen hätte, wenn sie Penny wegen Verleumdung drangekriegt hätten?«, hatte er wütend gefragt. »Dass Sie mit ihm zusammengearbeitet haben. Sie hätten selbst vor Gericht landen können. Sie müssen lernen, wann es Zeit ist loszulassen.«

Tina hatte diesen Sermon schon öfter über sich ergehen lassen. Vor einem Jahr hätte sie ihm noch in aller Deutlichkeit entgegnet, sie würde erst loslassen, wenn Paul Wise endlich für seine Verbrechen zur Rechenschaft gezogen würde, doch dieses Mal ließ sie es gut sein und entschuldigte sich stattdessen, ehe sie ihn mit den anderen schlechten Neuigkeiten konfrontierte. Gemma Hanson, die alleinerziehende Mutter und Hauptbelastungszeugin in dem bevorstehenden

Mordprozess, hatte sich entschlossen, ihre Aussage zurückzuziehen, und obwohl Tina eine Stunde auf sie eingeredet und versprochen hatte, sie schnellstmöglich in einem Zeugenschutzprogramm unterzubringen, hatte sie sie nicht umstimmen können.

An diesem Punkt hatte Levine unversehens Mitgefühl gezeigt; er verstand plötzlich, welchem Druck Tina ausgesetzt war, und hatte ihr gesagt, sie solle den Rest des Tages freinehmen. »Und nehmen Sie die nächste Woche auch gleich frei. Erholen Sie sich. Sie haben es nötig.«

Sie war sich nicht sicher, ob das ein Befehl war, akzeptierte aber den Vorschlag. Zumindest würde ihr das die Gelegenheit verschaffen, sich mit Nick Pennys Tod zu beschäftigen.

Allerdings würde sie vorsichtig sein müssen. Nicks Killer hatte von ihrem Verhältnis gewusst, auch wenn sie es bereits vor zwei Wochen beendet hatte. Entweder hatte Nick die Information preisgegeben, oder, was wahrscheinlicher war, der Killer hatte ihn observiert und sie beide zusammen gesehen. Da ihre letzten Treffen immer bei ihr stattgefunden hatten, konnte das nur heißen, dass der Killer auch sie beobachtet hatte.

Sie drückte ihre Zigarette aus, trat ans Fenster und schaute in die Schwärze der Nacht hinaus, die über ihrem kleinen Garten lag. Dann zog sie mit einem Ruck den Vorhang zu und schloss auch die anderen Vorhänge im Erdgeschoss. Bei dem Gedanken, beobachtet zu werden, fühlte sie sich verletzt und unbehaglich. Sie liebte dieses

Haus. Es stand in einem hübschen Dorf in Hertfordshire, knapp außerhalb des M-25-Rings. Sie hatte es gekauft, weil sie es in dem Apartment, in dem sie drei Jahre lang gewohnt hatte, nicht mehr aushielt. Zu viele schlechte Erinnerungen waren damit verbunden. Das Haus hier draußen markierte einen Neuanfang für sie, weg von der Gewalt und den Versuchungen der City; eine kleine freundliche Gemeinde, wo die Luft frisch war und sie keinen Alkohol brauchte, um sich hochzupushen. Und jetzt hatte sie das Gefühl, dass jemand eingedrungen war.

Sie fragte sich, ob das Haus verwandt war. Zwar war es relativ gesichert, sie hatte an Türen und Fenstern ordentliche Schlösser anbringen lassen, war aber noch nicht dazu gekommen, eine Alarmanlage zu installieren,

und aus Erfahrung wusste sie, dass jemand, der sein Handwerk verstand, leicht unbemerkt in ein Haus eindringen konnte.

Und sie zweifelte nicht daran, dass jemand, den Paul Wise angeheuert hatte, sein Handwerk verstand.

Tina verfluchte sich. Sie vor allen anderen hätte wissen müssen, dass man einen Mann wie Paul Wise niemals unterschätzen durfte. Zwar hatte sie die nötigen Geräte angeschafft, mit denen sich fast alle frei verkäuflichen Abhöranlagen aufspüren ließen, doch seit Monaten hatte sie sich nicht mehr die Mühe gemacht, sie auch einzusetzen. Wenn sie ehrlich war, hatte sie schlicht nicht damit gerechnet, dass Wise oder einer seiner Männer ihr nachstellen würden. Sie und Nick hatten einfach nichts ausgegraben, das diese

Mühe wert schien.

Es gab nur eine Möglichkeit herauszufinden, ob ihr Verdacht berechtigt war, doch gerade als sie die Treppe hinaufgehen wollte, klingelte ihr Handy.

DS Weale war am Apparat. Er fragte sie, wie es ihr gehe.

»Besser. Haben Sie Neuigkeiten?«

»Nur, dass ich es geschafft habe, die Telefonunterlagen zu besorgen, die Sie haben wollten. Ich habe sie gerade an Ihren Privat-Account gemailt.«

»Danke«, sagte sie und fürchtete plötzlich, ihr Gespräch könnte abgehört werden. Deshalb wählte sie ihre Worte sorgfältig.

»Nichts dabei, das heraussticht?«

»Es sind nur die Nummern, Sie werden sie selbst überprüfen müssen.«

»Danke. Ich weiß Ihren Gefallen zu schätzen.«

Dann sprintete sie die Treppe hinauf, weil sie keine Zeit mehr verlieren wollte, um seine E-Mail zu lesen. Falls jemand ihr Haus verwantzt hatte, hatte er vielleicht auch eine Spyware auf ihrem Computer installiert, die ihre Eingaben aufzeichnete, und damit auch Zugang zu ihren E-Mails.

Was bedeutete ...

»Ich möchte nicht, dass jemand herausfindet, dass ich Ihnen geholfen habe, Ma'am«, fuhr Weale fort und klang schon wieder etwas unsicher. »Wenn Sie die Mail also bitte gleich löschen würden, wenn Sie sie gelesen haben, und bitte erzählen Sie niemandem davon ...«

Sie sagte, das würde sie, drückte ihn weg

und ging in ihr Schlafzimmer.

Als sie das Licht einschaltete, nahm sie hinter sich eine Bewegung wahr und erstarrte.

Der Angreifer war zu schnell, als dass Tina es geschafft hätte, sich umzudrehen. Ein Arm schlang sich um ihren Hals, zerrte sie zurück und drückte ihr die Luft ab.

Aus den Augenwinkeln erkannte sie an ihrer Hüfte eine behandschuhte Hand, die eine Spritze hielt. Sie trug immer noch ihren Wintermantel, deshalb schlug der Angreifer ihn zurück, um ihren Oberschenkel zu entblößen, der nur noch von einer dünnen Jeans geschützt wurde. Er drehte die Spritze so, dass die Nadel auf ihr Bein zeigte, und verstärkte gleichzeitig den Druck auf ihre Kehle, dass sie keine Luft mehr bekam, als er sie an seine Brust zog. Gleich würde er zustechen.

Doch Tina war einmal zu oft Opfer eines tätlichen Angriffs geworden, und sie reagierte instinktiv. Mit dem Unterarm schlug sie die Hand mit der Spritze weg und verschaffte sich so eine wertvolle Sekunde, die sie nutzte, um die Beine hochzuziehen und mit der freien Hand hinter sich zu langen, damit sie den Angreifer zwischen den Beinen packen konnte. Sie erwischte seine Hoden und quetschte und riss sie mit all ihrer Kraft nach unten.

Er grunzte vor Schmerz, und für einen Moment ließ der Griff um ihren Hals nach. Mehr brauchte sie nicht, um sich loszureißen. Sie sah, wie er mit der Spritze nach ihr stach, doch diesmal war ihr Mantel im Weg, und obwohl sie einen leichten Stich verspürte, blieb ihre Haut unverletzt.

Er versuchte sie zu packen, doch sie hechtete über ihr nagelneues Doppelbett, rollte sich auf der anderen Seite ab und landete mit dem Rücken auf dem Bettvorleger.

Zum ersten Mal konnte sie den Angreifer sehen. Er war groß, mindestens eins neunzig, mit Schultern wie ein Gewichtheber und mächtigen Armen. Er trug eine Kapuzenjacke, und um den unteren Teil seines Gesichts hatte er einen Schal geschlungen. Darüber leuchtete seine Haut unnatürlich weiß, und seine Augen waren verengt und funkelten kalt.

Plötzlich kam noch ein zweiter, deutlich kleinerer Mann ins Zimmer, und Tina dämmerte, dass sie jetzt mächtig in Schwierigkeiten war, denn der trug eine Neunmillimeter mit Schalldämpfer, die er sofort auf sie richtete. Der Hüne ging um das

Bett herum auf sie zu und hatte bereits wieder die Spritze erhoben.

»Sei brav, Tina Boyd«, sagte der mit der Pistole ruhig. Er hatte einen ausländischen Akzent, den Tina sofort als russisch identifizierte.

Sie saß in der Falle. In ihrer Manteltasche befand sich zwar ein Pfefferspray, aber das würde ihr nichts nützen. Nicht, wenn einer der beiden eine Pistole hatte.

Der Mann mit der Spritze grinste jetzt. Sie konnte es an den Fältchen erkennen, die sich um seine Augen bildeten. Das Schwein schien das Ganze zu genießen, und sie fragte sich, ob es derjenige war, der Nick Penny umgebracht hatte.

Ein adrenalingeladener Cocktail aus Furcht und Wut schoss ihr ins Blut, mit einer einzigen

Bewegung setzte sie sich auf, beugte sich zurück und riss eine der Schubladen aus dem Nachttischchen. Sie griff nach etwas und schleuderte die Schublade dann ihrem Peiniger entgegen.

Der blockte das Sperrholzkästchen mühelos ab, und der Inhalt ergoss sich über das Bett. Tina hörte, wie er unter seinem Schal auflachte, als er ihre Waffe sah – ein tiefes, gutturales Lachen angesichts einer schlichten schwarzen Stablampe.

»Mach zu«, bellte der andere, »verpass ihr die Spritze.«

Drohend baute sich der Hüne wie eine undurchdringliche Wand stählerner Muskeln vor ihr auf, beugte sich zu ihr herab und wollte sie hochzerren. Dabei redete er unablässig in atemlosem, erregtem Russisch auf sie ein.

In diesem Moment riss Tina die Leuchtvorrichtung von der Taschenlampe, drückte einen Knopf und ramnte dem Russen die Kontakte ins Bein. Direkt über dem Knie. Die Lampe, die als Tarnung eines Elektroschockers diente, gab ein lautes, hässliches Knistern von sich, und achthunderttausend Volt schossen in den Schenkel. Sie hatte das Ding letztes Jahr in Panama gekauft, damals nur, damit es ihr nachts ein Gefühl der Sicherheit gab, und jetzt benutzte sie es zum ersten Mal.

Tina hielt den Knopf gedrückt, damit der Stromkreis nicht abbrach, doch ein paar Sekunden lang blieb der Russe ungerührt stehen, und in einem Anfall von Panik fürchtete sie schon, das Gerät hätte versagt. Doch dann stieß er einen gedämpften Schrei aus, fiel

rückwärts stolpernd zu Boden und wand sich in heftigen Zuckungen, während der Schock ihn übermannte.

»Eine Bewegung, und du bist tot!«, schrie der andere und richtete die Pistole auf ihren Kopf.

Doch Tina sagte sich, wenn sie die Absicht hatten, sie so kurz nach dem Tod von Nick ebenfalls zu ermorden, dann müssten sie es natürlich aussehen lassen, was hieß, dass er auf keinen Fall schießen würde. Sie packte die Nachttischlampe und warf sie ihm an den Kopf, sprang aufs Bett und ihn, den Schocker wie einen Dolch auf ihn gerichtet, direkt an.

Doch im Unterschied zu seinem Komplizen wusste der Mann, welchen Schaden sie damit anrichten konnte, und reagierte schnell. Er packte ihren ausgestreckten Arm und drehte

ihn ruckhaft herum, so dass sie beide taumelten und gegen die Wand prallten.

Ihr Handgelenk fühlte sich an, als würde es jeden Moment brechen, und vom Schmerz betäubt, ließ sie den Schocker fallen, besaß aber genug Geistesgegenwart, seinen anderen Arm zu packen, sodass er die Pistole nicht auf sie richten konnte. Dann spannte sie all ihre Kraft an, knallte ihm die Stirn ins Gesicht und trat ihm zwischen die Beine. Er zuckte zusammen, sie konnte sich losreißen und rannte zur Tür hinaus.

Doch blitzschnell war er hinter ihr her, und ehe sie die Treppe erreichte, hatte er sie wieder erwischt und drängte sie zurück ins Schlafzimmer.

Sie wehrte sich mit aller Macht, versuchte ihn vors Schienbein zu treten, aber er war um

einiges stärker, als sie angenommen hatte. Tina voraus krachten sie durch die gegenüberliegende Tür in das unbeleuchtete Badezimmer.

Sofort sah sie, dass die Badewanne voll war, sie hatten vorgehabt, sie zu ertränken.

Mit den Hacken stemmte sie sich gegen die frisch verlegten Fliesen und versuchte sich umzudrehen, doch er lockerte seinen Schraubstockgriff kein bisschen. Die Pistole hielt er fest in seiner Rechten, für Tina außer Reichweite. Er mochte zwar kleiner sein als sein Komplize, aber sie sah, dass er der ungleich Gefährlichere der beiden war.

Wie um es zu demonstrieren, ließ er sie plötzlich los und schlug ihr einmal hart und präzise in die Nieren, ehe er sie am Mantelkragen packte und in die Wanne stieß.

Das kalte Wasser spritzte auf und umgab sie, und instinktiv hielt sie den Atem an, als ihr Gesicht die Oberfläche traf. Ihr blieb nur eine Chance, deshalb mühte sie sich, sich auf den Rücken zu drehen, und schaffte es, ehe der Angreifer nachsetzen konnte. Der starrte sie mit wilder Entschlossenheit an, warf sich über sie und drückte sie mit seinem ganzen Gewicht nach unten. Seine behandschuhte Hand legte sich wie eine gewaltige Spinne über ihr Gesicht und presste es wieder unter Wasser.

Sie zappelte wild unter ihm, gab aber keinen Laut von sich, während sie verzweifelt versuchte, die aufsteigende Panik zu bekämpfen und ihren Luftvorrat so gut wie möglich zu nutzen. Seit sie als Vierjährige bei einer Geburtstagsparty einmal in einen Fluss gefallen war, hatte sie sich immer davor

gefürchtet zu ertrinken. Jetzt – mit dem Druck in ihren Lungen – holten die schrecklichen Momente von damals sie wieder ein. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit. Jeden Augenblick konnte der Russe, den sie mit dem Elektroschocker außer Gefecht gesetzt hatte, zu sich kommen und seinem Komplizen zur Hilfe eilen. Dann wäre sie erledigt.

Es gelang ihr, eine Hand unter dem Rücken herauszuwinden, sie griff hinter sich, ertastete die Seifenschale aus Porzellan, die an ihrem Platz auf dem Badewannenrand stand, packte sie und knallte sie dem Killer gegen den Kopf.

Er schrie auf und lockerte zwar für einen Moment seinen Griff, ließ aber nicht los. Dennoch genügte ihr das, um ihn ein zweites Mal auf dieselbe Stelle zu schlagen, diesmal etwas härter, weil sie mehr Bewegungsfreiheit

hatte, auch wenn der Drang, nach Luft zu schnappen, immer heftiger wurde.

Grunzend fasste er nach ihrem Arm, doch dabei musste er sein Gewicht verlagern, und sie schaffte es mit einer halben Drehung, den Kopf hochzubekommen und den Killer von sich zu wälzen. Spritzwasser ergoss sich über die Fliesen, und schon hörte sie die taumelnden Schritte des Russen, der sich wieder berappelt hatte.

»Schlampe«, zischte der Killer, verlor die Beherrschung und schlug mit der Pistole nach ihr, während sie weiter im Wasser miteinander rangen.

Er erwischte sie am Jochbein, sie spürte, wie die Haut aufplatzte, doch das Adrenalin blendete den Schmerz aus, sie konnte sich aufrichten und, immer noch nach Luft

schnappend, ihm den Mittelfinger ins Auge rammen. Sie spürte das Weiche des Augapfels und versuchte, ihn herauszureißen. Er heulte auf, verlor die Kontrolle, und sie wälzte sich über ihn und aus der Wanne heraus. Sie packte den Griff des Badezimmerfensters, erinnerte sich nicht, ob es abgeschlossen war oder nicht, aber wenn ja, dann war sie erledigt, denn im Türrahmen erschien bereits laut fluchend der Russe.

Das Fenster flog auf, und Tina kletterte hinaus.

»Hol dir die Schlampe«, zischte der Killer und packte sie am Bein. »Und verpass ihr endlich die Spritze.«

Der Russe war mit zwei, drei schnellen Schritten bei ihr, streckte die Spritze nach vorn, doch Tina spürte die Freiheit und trat

dem Killer mit aller Macht ins Gesicht. Der schrie auf, ließ los und riss zum Schutz die Hände vors Gesicht. Und Tina nutzte den Moment, wälzte sich aus dem Fenster und klammerte sich, ehe sie abstürzte, am Sims fest.

Der Russe griff nach ihr, doch Tina landete drei Meter tiefer in ihrem Hinterhof. Obwohl ihr der Schmerz in die Beine stach, rollte sie sich geübt ab und blieb einen Augenblick erschöpft und blutend, aber ansonsten unversehrt liegen.

Von oben starrte der Russe unschlüssig auf sie herab, bis Tina ihm die Entscheidung abnahm und lauthals um Hilfe schrie. Gleichzeitig rappelte sie sich hoch und stolperte auf den Zaun zu, der ihr Grundstück von dem ihrer Nachbarn, den Carters, trennte.

Die waren zwar auf einer Kreuzfahrt in der Karibik, doch das wussten ihre Angreifer nicht, und da die Carters über ein elektronisches Wachsystem verfügten, brannten stets einige Lichter im Haus. Zudem gab es genügend Häuser in der Nähe, in denen man ihre Schreie gehört haben dürfte.

Als sie den Zaun erreichte, schrie sie wieder, dann kletterte sie hinüber und verspürte dabei ein unbeschreibliches Gefühl der Freiheit. Als sie sich kurz umwandte, sah sie, dass der Russe nicht mehr am Fenster stand. Sie sprang in den Garten der Carters und hielt einen Moment inne, um wieder zu Atem zu kommen. Sekunden später hörte sie auf der Straßenseite einen Wagen aufheulen und davonjagen.

Tropfend und vor Kälte zitternd, blieb sie

eine Minute lang stehen und zwang sich, nicht zu hyperventilieren. Dabei lauschte sie angestrengt, wie das Motorengeräusch in der Ferne verebbte.

Erst als es völlig verklungen war, wurde sie sich bewusst, dass sie in Sicherheit war.

8

Manila hat all das, was Hongkong nicht hat. Im Zweiten Weltkrieg wurde es während der Kämpfe zwischen Japanern und Amerikanern weitgehend zerstört, und der Wiederaufbau brachte ein riesiges, formloses Gewucher aus flachen Beton- und Ziegelbauten hervor, zwischen denen sich übervölkerte Slums erstreckten, in denen bettelarme Großfamilien in schmutzigen Wellblechhütten hausten, die aussahen, als hätte man sie aus den Beständen einer Müllhalde zurechtgezimmert. Manila ist eine der am dichtesten besiedelten Städte der Welt, deren gut zwanzig Millionen Bewohner auf engstem Raum zusammenleben, während einige wenige Reiche es sich hinter den

Hochsicherheitsgattern ihrer schicken, frisch gestrichenen Apartmenthäuser und Villen gut gehen lassen.

Es war lange her, seit ich das letzte Mal hier gewesen war. Etwas über sechs Jahre. Aber es hatte sich nicht viel geändert. Es war immer noch laut und dreckig, immer noch herrschte ein entsetzliches Verkehrschaos, selbst mitten in der Nacht. Ein Gewirr von Autos, Rikschas, Motorrädern, Tricycles mit Beiwagen und den charakteristischen grell lackierten Bussen, die man hier Jeepneys nannte und die die Straßen verstopften, während mein Taxi vom Ninoy Aquino Airport in die Innenstadt kroch.

Es war fast ein Uhr morgens, als wir endlich nicht weit von der Bucht in eine vergleichsweise ruhige Seitenstraße im Ermita-Viertel einbogen. Das Taxi hielt vor einem

kleinen Hostal, das hinter einem schmiedeeisernen, mit Stacheldrahtrollen bewehrten Zaun stand. Das Zimmer war zwei Tage im Voraus auf den Namen Robert Mercer gebucht worden, den Namen, auf den mir Bertie Schagel vor drei Jahren meine neue Identität verpasst hatte und den ich seitdem stets benutzte.

Kaum war ich ausgestiegen, um den Taxifahrer zu bezahlen, tauchten auch schon ein paar schäbig gekleidete Straßenhändler aus der Dunkelheit auf. Einer versuchte mir eine gefälschte Rolex anzudrehen, der andere eine Stange Zigaretten, doch ich drängte mich wortlos an ihnen vorbei, meine Sympathie für ihren Einsatz wurde von meiner Müdigkeit neutralisiert. Ich drückte auf die Klingel.

Ich nehme an, ich hatte den Besitzer

geweckt. Es dauerte mehrere Minuten, bis die Sprechanlage zu krächzen begann, währenddessen die Händler nichts unversucht ließen und mir ihre Waren unter die Nase hielten. Als der Besitzer sich endlich meldete, musste ich dreimal meinen Namen wiederholen, ehe er sich bequeme, herunterzukommen und mir das Tor aufzuschließen, wobei er uns alle mit demselben mürrischen Blick bedachte, den ich, zumindest was mich anging, etwas unangebracht fand. Schließlich ließ er mich hinein.

Mein Zimmer war ein kleines Viereck mit einem Einzelbett und Blick auf die Brandmauer des anliegenden Gebäudes. Die Klimaanlage an der Wand ächzte und brummte, und eine Kakerlake von der Größe eines Hirschkäfers

spazierte selbstsicher auf der Wand herum.

Der Eigentümer, ein zu kurz geratener hässlicher Mann mit einem Hängeschnauzer à la Charles Bronson, blieb in der Tür stehen.

»Okay?«, fragte er, als wolle er sehen, ob ich es wagte, »Nein« zu sagen.

»Sicher doch.«

Ein ungemütliches Schweigen entstand. Ich nahm an, er wartete auf ein Trinkgeld, das ich ihm nicht gab, weil ich dachte, mir mein Zimmer zu zeigen, gehöre zu den Grundvoraussetzungen seines Jobs. Nach einigen Sekunden kapierte er und ging. Als er weg war, legte ich die Kette vor und warf meine Reisetasche auf das Bett, ehe ich mir ein paar Latexhandschuhe überstreifte und unter die Matratze griff.

Die Pistole war da. Ich zog sie hervor und

inspizierte sie. Es war eine M1911, eine 45er mit angeschraubtem Schalldämpfer. Hergestellt von einer Firma namens Firestorm, die ich als lokale philippinische Manufaktur in Erinnerung hatte. Die Waffe war billig, aber verlässlich und leicht zu handhaben, vor einigen Jahren hatte ich sie schon einmal bei einem Job benutzt. Die, die ich jetzt in den Händen hielt, war sauber und wirkte neu. An die Kolben waren zwei Magazine mit jeweils acht Schuss geklebt, die ich beide leerte. Ich überprüfte die Patronen: Teilmantelgeschosse, besser bekannt unter dem Namen Dum-Dum und dafür konzipiert, riesige Wunden zu reißen, nachdem sie in den Körper eingedrungen sind und aufplatzen. Wenn ich damit aus kurzer Entfernung auf mein Opfer schoss, würde es keine Chance haben.

Allerdings war bei einer 45er trotz Schalldämpfers der Lärm nicht zu verachten, was das Risiko beträchtlich erhöhte. Eine 22er wäre die bessere Wahl gewesen, aber man muss mit dem arbeiten, was man geliefert bekommt.

Ich lud ein Magazin, schob es in den Kolben und zog den Schlitten nach hinten, bevor ich beidhändig auf die Tür zielte. Die Pistole fühlte sich angenehm schwer an, ich spannte den Hahn, sah, den Daumen am Sicherungsriegel, über Kimme und Korn und spürte plötzlich das vertraute Gefühl von Macht und Unbesiegbarkeit, das einen erfasst, wenn man einen Millimeter davon entfernt ist, einen x-Beliebigen zu töten.

Gute zehn Sekunden blieb ich so stehen, bis der Rausch verebbt war und einem tiefer

gehenden Gefühl der Abscheu Platz machte.

Vorsichtig ließ ich den Hahn wieder einschnappen und steckte die Pistole dorthin zurück, wo ich sie gefunden hatte. Dann öffnete ich das Fenster und starrte in die Nacht hinaus und fragte mich, was aus mir geworden war.

Macho-Posen mit geladenen Waffen in einem heruntergekommenen Hotel in einer weit abgelegenen Stadt zu vollführen, ehe ich mich aufmachte und für fremde Leute einen Mord beging. Plötzlich überkam mich das Bedürfnis, nach Luang Prabang zurückzukehren und von meinem Balkon aus den Sonnenuntergang über dem Mekong zu verfolgen. Drei Jahre lebte ich nun schon dort, als stiller Teilhaber eines kleinen Reisebüros, das den Rucksacktouristen, die sich hierher

verirrten, als Wechselstube diene und ihnen Ausflüge in die Stadt und die herrliche Umgebung organisierte.

Ich war nicht glücklich. Um die Wahrheit zu sagen, war ich seit sehr langer Zeit nicht mehr glücklich gewesen. Aber immerhin hatte ich ein Zuhause, und wie ich Bertie Schagel gesagt hatte, konnte ich von den Einkünften des Reisebüros leben, ohne auf die lukrativen Zuflüsse aus meinem anderen, inoffiziellen Job angewiesen zu sein.

Natürlich war Bertie Schagel die dunkle Wolke an meinem Horizont, die sich partout nicht verziehen wollte. Wenn es möglich wäre, mich von ihm zu lösen, könnte ich endlich dieses düstere und barbarische Leben hinter mir lassen und in Frieden alt werden.

Doch für den Augenblick war ich

gezwungen, das zu tun, wofür ich bezahlt wurde, obwohl mich die Umstände dieses Jobs beunruhigten. Man kann nicht einfach, wie Schagel es sich wohl ausgemalt hatte, aus allen Rohren feuernd irgendwo eindringen. Wenn man ein Opfer ins Visier nimmt, muss man es von Weitem erkennen können, und das braucht seine Zeit. Man muss ihm folgen, sich mit seinen Gewohnheiten vertraut machen und nach dem geeigneten Moment Ausschau halten. Es ist keine angenehme Aufgabe, eine lebende, atmende Person bei ihren täglichen Verrichtungen zu bespitzeln, zumal wenn man weiß, dass man derjenige sein wird, der ihr das Lebenslicht ausbläst. Offen gestanden ist es eine verdammt deprimierende Angelegenheit, aber wenn man überleben will, gehört es absolut dazu.

Jemanden ungesehen umzubringen ist viel schwieriger, als die meisten Leute glauben, und für den englischen Geschäftsmann in Hongkong hatte ich über eine Woche benötigt, bis ich den richtigen Augenblick abgepasst hatte. Das Problem war nämlich, dass er in einem Apartmentgebäude lebte, das rund um die Uhr von einem Sicherheitsdienst bewacht wurde, und dazu in einem Büro in Downtown Hongkong Island arbeitete, das ähnlich gut geschützt war. Nirgends gab es einen Ort, wo man einen Wagen hätte abstellen können, was es erschwerte, ihn unauffällig auszuspionieren. Zwischen den beiden Orten pendelte er stets auf viel befahrenen öffentlichen Straßen, die es unmöglich machten, ihn unterwegs auszuschalten.

Am Ende musste ich – nicht zuletzt weil

Bertie Schagel mir im Nacken saß – zu einer buchstäblich radikalen Taktik greifen. Am frühen Abend des neunten Tages meiner Überwachung rief ich, ehe sich das Opfer von der Arbeit nach Hause aufmachte, von einer abgelegenen Telefonzelle aus die South China Morning Post an. Ich imitierte einen besonders fetten, schwer zu identifizierenden asiatischen Akzent und erklärte dem Redakteur am anderen Ende, dass ich den uigurischen Mudschahedin angehörte und wir als Vergeltung für das brutale Vorgehen der chinesischen Regierung gegen unsere islamischen Glaubensbrüder in der Provinz Xinjiang im Gebäude des Opfers eine Bombe deponiert hätten. Die Bombe, so verkündete ich laut und zornig, würde in fünfzehn Minuten explodieren. Dann legte ich auf.

Zehn Minuten später gesellte ich mich zu der Menge von über hundert evakuierten Bewohnern, die sich auf der Straße vor dem Gebäude drängten. Unauffällig bewegte ich mich in der Dunkelheit, blieb für mich und vermied jegliche Unterhaltung. So wartete ich über eine Stunde, bis Polizei und Feuerwehr der inzwischen auf das Doppelte angewachsenen Menge gestatteten, ins Gebäude zurückzukehren. Ich spekulierte darauf, dass die Wachleute des Sicherheitsdienstes die zurückkehrenden Bewohner nicht allzu genau unter die Lupe nehmen würden, da sie froh sein durften, dass sie nicht länger den Verkehr behinderten. Und ich behielt recht. Ich marschierte geradewegs durch, doch statt mich ins Gebäude zu begeben, ging ich in die Tiefgarage, setzte mir

Sonnenbrille und Mütze auf und fand ein geeignetes Versteck hinter einer Säule nahe den Müllcontainern. Nun war es nur noch eine Frage der Geduld.

Kurz nach neun Uhr – einen Tick später als gewöhnlich – rollte sein schwarzer Porsche Boxster die Rampe herunter. Wie ich vermutet hatte, befand sich außer mir niemand in der Tiefgarage, und als er auf seinen Stellplatz fuhr, ging ich zur Beifahrertür. Das dumpfe Brummen des Motors übertönte meine Schritte. Ich riss die Tür auf, beugte mich hinein und schoss ihm – noch ehe er die Zündung ausgeschaltet hatte – zweimal in den Kopf.

Ich erinnere mich immer noch an seinen schockierten Gesichtsausdruck, der die unumstößliche Gewissheit verriet, dass er

sterben würde, sowie den Schatten eines Zweifels, als ich den Abzug drückte. Während ich davonging, redete ich mir wie immer ein, dass der Mann das Geld der falschen Leute unterschlagen hatte und schlicht und einfach für seine Sünden hatte zahlen müssen.

Aber der Punkt ist, ich hatte mir mit der Erledigung des Jobs Zeit gelassen, und das war der Grund, weshalb ich erfolgreich war.

Nun hatte ich maximal zwölf Stunden, und in einer Stadt wie Manila würde es das schwierig machen.

Ich schloss das Fenster und setzte mich aufs Bett. Plötzlich fühlte ich mich erschöpft und ausgelaugt. Ehe ich mich an die Arbeit machen konnte, würde ich zumindest ein paar Stunden Schlaf brauchen. Doch als ich mich ausziehen wollte, klingelte das iPhone, das Schagel mir

ausgehändigt hatte, schrill und laut in meiner Hosentasche.

»Sind Sie angekommen?«, fragte er brüsk.

»Bin ich«, entgegnete ich ebenso brüsk.

»Ich bin im Hotel.«

»Und die kleine Kiste?«, fragte er weiter und benutzte unser Codeword für Handfeuerwaffen. »Alles zu Ihrer Zufriedenheit?«

Ich bejahte.

»Dann habe ich eine gute Nachricht für Sie. Die Adresse unseres gemeinsamen Freundes liegt keine sechshundert Meter von Ihnen entfernt. In der Stadtplan-App des iPhones können Sie sehen, wie Sie hinkommen. Vielleicht wollen Sie ja gleich aufbrechen.«

»Ich denke, so einfach wird es nicht werden«, sagte ich. Das Gespräch begann

mich zu ermüden.

»Im Gegenteil. Es wird sehr einfach werden. Schauen Sie unter Ihr Kopfkissen.«

Ich fand einen Schlüsselring, auf den drei nagelneue Schlüssel aufgezogen waren.

»Sind die für das gedacht, was ich glaube?«

»Natürlich. Einer öffnet das Haupttor, die beiden anderen die Haustür. Sie sehen, mein Freund, wir haben es Ihnen wirklich leicht gemacht. Alles, was Sie tun müssen, ist hingehen. Wir wollen, dass es wie ein Einbruch aussieht, also präparieren Sie die Eingangstür entsprechend, wenn Sie fertig sind. Und dann rufen Sie mich an.«

Ohne ein weiteres Wort legte er auf.

Ich steckte das Telefon wieder ein und blieb eine Weile regungslos sitzen. Es würde tatsächlich viel einfacher sein, als ich gedacht

hatte. Aber einfach oder nicht, ich brauchte eine Mütze Schlaf. Schagel und sein Opfer würden sich beide noch etwas gedulden müssen.

Ich stellte den Wecker auf fünf, zog mich aus und legte mich aufs Bett. Schloss die Augen und verbannte alles Böse in der Welt aus meinen Gedanken – eine Prozedur, die bei jemandem wie mir eigentlich länger hätte dauern müssen.

Aber ich war binnen Sekunden fest eingeschlafen.

9

Es dauerte zehn Minuten, ehe Tina wieder den Mut fasste, zurück ins Haus zu gehen. Niemand hatte auf ihre Schreie reagiert, vielleicht weil es ein feuchtkalter windiger Abend war, an dem die Leute den Fernseher laufen hatten. Am Ende spielte es keine Rolle. Die beiden Männer, die sie hatten töten sollen, hatten versagt, und dafür war sie dankbar. Aber sie konnte die kommende Nacht nicht zu Hause verbringen. Das war zu gefährlich. So einfach würden die Killer sich nicht geschlagen geben. Das Wissen, zur Zielscheibe geworden zu sein, jagte ihr Angst ein. Ohne Zeugen würde es schwierig werden, Schutz und Unterstützung der Kollegen zu erhalten.

Dennoch war sie auch positiv erregt: Nick Penny hatte also etwas Bedeutsames herausgefunden.

Nass und zitternd schloss sie die Haustür hinter sich zu und legte die Kette vor, dann eilte sie in die Küche. Sie legte ein langes schmales Küchenmesser neben sich und schaltete ihr Notebook an. Die Angreifer hatten vielleicht ihren PC angezapft, aber wahrscheinlich nicht ihr Notebook, das sie dauernd mit sich herumschleppte. Wenn sie allerdings Zugang zu ihren E-Mail-Adressen hatten, dann musste sie sich beeilen, bevor sie die Nachricht von DS Weale abfingen.

Sie ging in ihren Hotmail-Account und war erleichtert, die Nachricht, der eine Word-Datei beigelegt war, vorzufinden. Sofort zog sie den Anhang auf einen USB-Stick, den sie

stets bei sich trug, dann löschte sie die Nachricht, damit keine Spuren zurückblieben. Erst danach genehmigte sie sich den Luxus einer zweiminütigen heißen Dusche, um die Kälte aus den Knochen zu vertreiben. Schließlich suchte sie die wichtigsten Dinge zusammen – Pass, Kleider zum Wechseln, Toilettenbeutel, Notebook, den Elektro-Schocker – und packte alles in eine Reisetasche. Vielleicht würde sie einige Zeit nicht zurückkehren können.

Sie hoffte, das Geschehene würde sie nicht aus ihrem geliebten neuen Heim treiben. Eine ähnliche Attacke in ihrem alten Apartment hatte sie veranlasst hierherzuziehen. Doch als sie die Tür zum Gästezimmer, das sie als Rückzugsort benutzte, aufstieß und sah, was sie mit dem Schaukelstuhl gemacht hatten, den

sie vor einigen Wochen im Antiquitätenladen auf der Main Street gekauft hatte und in den sie sich manchmal abends setzte und durchs Fenster aufs Dorf hinausblickte, wurde ihr beinahe schlecht. Sie hatten ihn neben das Bett gestellt und an Lehnen und Beinen Seile angebracht, während auf dem Boden zwei Flaschen billigen Rotweins und ein Plastiktrichter standen.

Schweinehunde. Ihr Plan war offenbar gewesen, sie zu betäuben, auf ihren Stuhl zu fesseln und ihr den Rotwein mit Gewalt durch den Trichter zu verabreichen. Hätten sie das geschafft, wäre sie so betrunken gewesen, dass sie sich nicht mehr hätte wehren können, wenn sie sie ausgezogen und in der Badewanne ertränkt hätten. Niemand hätte Verdacht geschöpft. Tinas kaum

überwundener Hang zum Alkoholismus war einigen Kollegen bekannt, ebenso wie ihre Stressanfälligkeit und ihre Neigung, in solchen Situationen irrational zu handeln. Ihre Kollegen wären ohne Zweifel zu dem Schluss gekommen, dass der Tod ihres Geliebten ihr einen schweren Schlag versetzt haben musste. Niemand hätte ihre Haut nach Einstichspuren untersucht. Und ohne offensichtliche Verletzungen hätte es so ausgesehen, als wäre sie volltrunken in die Badewanne gestiegen und absichtlich oder unabsichtlich unter Wasser geglitten.

Die skrupellose Präzision ihrer Widersacher erschreckte sie, aber natürlich verfügte Paul Wise über die Mittel, nur die Besten anzuheuern. Sie hatte Glück gehabt vorhin, wie auch schon öfter in der Vergangenheit. Sie

starrte den Schaukelstuhl an und wusste, sie würde nie wieder darin Platz nehmen können. Der unangenehme Gedanke, das Glück könnte sich bald endgültig gegen sie wenden, stieg in ihr auf.

Entweder sie erwischte Paul Wise oder er sie. So einfach war das.

Sie ging noch einmal ins Schlafzimmer, um den Wanzendetektor, den sie mit dem restlichen Inhalt der Schublade ihrem Angreifer entgegengeschleudert hatte, vom Bett aufzuheben, steckte ihn in die Reisetasche, schlang sie sich über die Schulter und verließ das Haus. Draußen sah sie sich vorsichtig in beide Richtungen um, falls die Killer beschlossen hatten, zurückzukehren und ihr aufzulauern.

Doch die Straße lag ausgestorben da. Nur

die Lichter des Carpenter's Arms, des örtlichen Pubs, leuchteten in einiger Entfernung, und das Wirtshausschild schaukelte sanft im kalten Februarwind.

Ihr Wagen, ein schwarzer Ford Focus, stand vor dem Haus, und sie fuhr ihn mit dem Detektor ab, falls die Killer einen GPS-Tracker angebracht hatten. Der Detektor war allerdings nicht zu hundert Prozent verlässlich, die allerneueste Hightech-Elektronik würde sie damit nicht aufspüren, aber Tina glaubte eh nicht, dass sie genug Zeit gehabt hatten, ihr etwas anzuhängen.

Da der Detektor kein Summen von sich gab, glaubte Tina sicher zu sein und stieg ein. Das Dorf hatte drei Ausfallstraßen, doch nur eine führte direkt zur M25, und wenn die beiden sich entschieden hatten, ihr aufzulauern,

würden sie das wohl dort tun. Deshalb fuhr sie in entgegengesetzter Richtung davon und bewegte sich über ausgestorbene, von Hecken gesäumte Landsträßchen, die einer anderen, unschuldigeren Welt zu entstammen schienen.

Als sie sich eine Zigarette anzündete und den Rauch bis in die Lungenspitzen inhalierte, spürte sie eine intensive Euphorie der Art, die sie früher nur nach zwei soliden Gläsern Wodka überkommen hatte. Vor ein paar Minuten wäre sie fast draufgegangen, dennoch blieb der Schock, der fraglos einsetzen würde, bislang aus, und fast hätte sie laut aufgelacht, aus Erleichterung, weil sie verdammt noch mal überlebt hatte.

Sie dachte an Paul Wise, an den fiesen kleinen Zwerg, fragte sich, was wohl in ihm vorgehen würde, wenn er erfuhr, dass sie noch

am Leben war, und deutete dann mit der Glut ihrer Zigarette auf ihr verbeultes, aber unbeugsames Ebenbild im Rückspiegel.

»Ich krieg dich«, sagte sie laut. »Und dieses Mal schnappe ich dich mir.«

10

Der Mann, den die, die ihn beauftragten, nur unter dem Namen Nargen kannten, stand in einer Telefonzelle und wartete, dass der Mann am anderen Ende sich meldete.

»Ist die Verbindung sicher?«, wollte der Angerufene wissen.

»Ja, ich bin in einer Telefonzelle und habe alles nach Wanzen abgesucht. Alles sauber.«

»Gut. Wie ist die Lage?«

»Ziel Nummer Eins stellt kein Problem mehr dar«, erwiderte Nargen, der seine Worte vorsichtig wählte. »Der leitende Ermittlungsbeamte geht davon aus, dass er Selbstmord begangen hat. Dennoch haben wir eventuell Komplikationen.«

Die Stimme am anderen Ende klang ungeduldig. »Komplikationen ?«

»Ziel Zwei. Wir waren nicht in der Lage, sie ihrer Bestimmung zuzuführen. Und unsere Tarnung wurde beeinträchtigt.«

»Was ist geschehen?«

»Wir haben ihr bei ihr zu Hause aufgelauert. Fast hätten wir sie gehabt, aber sie konnte entkommen.«

»Das heißt, Sie haben versagt.«

»Die Instruktionen deuteten darauf hin, dass es ein komplizierter Job sein würde«, entgegnete Nargen defensiv.

»Deshalb habe ich Sie mit der Durchführung betraut. Sie betonen doch gerne Ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten, und Sie lassen sich Ihre Dienste hoch bezahlen. Deshalb kann ich ein Versagen nicht

akzeptieren. Und werde es auch nicht tolerieren. Wo ist sie jetzt?«

»Das wissen wir nicht. Wir waren gezwungen, die Operation abubrechen.«

Der Auftraggeber fluchte. »Sie weiß zu viel.«

»Nicht unbedingt. Wir haben eine Wanze im Büro von Nummer Eins installiert. Ich habe ein Gespräch mitbekommen, das sie mit dem ermittelnden Beamten führte. Alles, was sie hat, sind Verdachtsmomente.«

»Das heißt, sie hat keine Möglichkeit herauszufinden, was Nummer Eins wusste?«

»Wir haben ihn dazu gebracht, uns alle Informationen auszuhändigen, die er hatte. Er hat in meinem Beisein die Dateien auf seinem Notebook gelöscht. Er gab mir die Sicherheitskopien und das Handy, mit dem er

die Anrufe an sie abwickelte. All das ist inzwischen vernichtet, doch Nummer Zwei weiß über das Handy Bescheid und hat den Ermittlungsleiter gebeten, ihr eine Liste der ein- und abgegangenen Anrufe zu besorgen. Das wollte er tun.«

»Dann müsst ihr sie finden. Und zwar schnell. Das ist ein Befehl. Haben Sie verstanden?«

»Ja, habe ich. Mein Mitarbeiter ist bereits an ihr dran.«

»Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Der Auftraggeber legte auf. Nargen hängte den Hörer ein und ging über die Straße zu seinem gemieteten Lexus.

Sein Komplize saß über ein Notebook gebeugt auf dem Beifahrersitz und starrte schmerzhaft konzentriert auf den Schirm.

Nargen hatte ihn angewiesen, die Handy-Nummer, die sie von Tina Boyd hatten, zu lokalisieren. Er benutzte dazu eine britische Website, die damit warb, den Standort jedes Mobiltelefons in Großbritannien angeben zu können. Der Prozess war unter dem Namen Reverse Lookup bekannt, und man benötigte dafür lediglich die Telefonnummer.

Tumanov hatte die hünenhafte Statur und den arroganten Blick des jungen Dolph Lundgren; er war es auch, der mit dem Messer bewaffnet vor dem Cottage der Pennys gewartet hatte. Alles, was Nargen Penny über den Russen erzählt hatte, entsprach der Wahrheit. Er hätte keinen Augenblick gezögert, Pennys Frau und die Mädchen eine nach der anderen umzubringen. Er hatte Erfahrung damit; er war als

Fallschirmjäger in Tschetschenien gewesen und hatte noch schlimmere Taten verübt; in den verschwiegene Zirkeln, in denen er sich heute bewegte, munkelte man, er habe das Töten so sehr genossen, dass es fast krankhaft erschien. Normalerweise hätte Nargen die Finger von einem solchen Mann gelassen, aber Tumanov war darüber hinaus ein Profi, der verlässlich auch Aufgaben ausführte, vor denen andere angewidert zurückgeschreckt wären.

»Er ist nicht gerade begeistert«, sagte Nargen, als er einstieg. »Wie weit bist du?«

»Ich warte nur noch darauf, dass die sich melden und den Standort durchgeben.«

Und als Nargen den Motor anließ und losfuhr, wandte Tumanov sich ihm grinsend zu. »Wir haben sie«, sagte er triumphierend. »Sie

ist unterwegs.« Er streckte sich im Sitz, hob und dehnte seine Arme, verschränkte die Finger und ließ die Knöchel knacken. »Ich will die Schlampe sterben sehen.«

Nargen lachte. »Die Gelegenheit wirst du bald haben.«

11

Chivas Regal Amora verdankte seinen Vornamen zum einen der Vorliebe seines Vaters für schottischen Whisky und zum anderen der Tatsache, dass der Familie, als er als jüngstes von dreizehn Kindern geboren wurde, die Alternativen ausgegangen waren. In bitterer Armut aufgewachsen, musste Chivas sich den Aufstieg aus dem Ghetto hart erkämpfen. Doch nun fuhr er einen LKW, der ihm zusammen mit den beiden Brüdern seiner Frau gehörte, und verdiente endlich gutes Geld.

Trotzdem war es immer noch knapp. Chivas hatte selbst sieben Kinder zu ernähren, und Aufträge und Einnahmen mussten durch

drei geteilt werden. Deshalb hatte er sofort Ja gesagt, als Benny Magsino ihm einen Vorschlag unterbreitet hatte. Benny war Vorarbeiter in einem der Lagerhäuser im Hafen, von wo Chivas und seine Schwäger regelmäßig Fuhren abholten. Das Angebot klang verblüffend einfach.

Alles, was Chivas tun musste, war, zum Lagerhaus zu kommen und eine seiner gewöhnlichen Fuhren aufzuladen – in diesem Fall sechs Paletten Baumaterial für eine Firma in Angeles City, die er öfters belieferte. Der einzige Unterschied war, dass eine der Kisten auf der zuletzt einzuladenden Palette mit einem roten Kreuz versehen war, und diese Kiste sollte Chivas unterwegs irgendwo abliefern. Dort würde man ihm eine identische Kiste aushändigen, und er könnte seine Fuhre

vollständig ans Ziel bringen. Dieser kleine Umweg sollte ihm zwanzigtausend Pesos einbringen, für einen Mann in seiner Position eine stattliche Summe.

Chivas war kein Narr. Er wusste, dass, was immer sich in der Kiste befand, illegal sein musste – Drogen oder etwas anderes. Aber das war seine Sorge nicht. Obwohl er sich für einen ehrlichen Mann und guten Katholiken hielt, galt seine Verantwortung zuallererst seiner Familie, und das Geld würde ihr sehr zu Nutzen kommen.

Als er jedoch von der Hauptroute abbog und eine staubige, kurvenreiche Nebenstraße hinunterfuhr, die auf der einen Seite von einem mit Stacheldraht bewehrten hohen Zaun und auf der anderen von den Hütten eines Slums gesäumt wurde, packte ihn eine gewisse

Nervosität. Obwohl sein Truck alles andere als neu war, fiel er in einer Gegend wie dieser auf.

Der Zaun zu seiner Rechten endete und machte einer müllübersäten Brache Platz, die sich zu einem pechschwarzen Fluss hinunter absenkte. Dahinter sah er die geborstenen Betonplatten und Wellblechdächer eines weiteren Slums. Um vier Uhr morgens waren bereits einige gespenstisch wirkende Gestalten unterwegs, die mit ihren an die Stirn geschnallten Leuchten die Müllberge nach etwas Brauchbarem absuchten. Ansonsten war es still in der Gegend.

Chivas ignorierte den beißenden Gestank von Müll und Fäkalien, der ihn an seine Kindheit erinnerte, und bewegte den Truck langsam über die Straße voller Schlaglöcher,

bis er eine wie ausgebrannt wirkende Gebäuderuine erreichte, die aussah, als hätte sie einmal eine Fabrik beherbergt. In einem der Fenster des ersten Stocks brannte ein schwaches Licht.

Hier musste es sein.

Chivas hielt an, stieg aus und schaute sich argwöhnisch um. Er wünschte, er wäre zu Hause bei seiner Familie und läge noch tief schlafend im Bett. Sobald er hier fertig wäre, würde er nach Hause fahren. Um zwanzigtausend Pesos reicher.

Er zwang seine Angst hinunter, ging zur Rückseite des Trucks und entriegelte die Türen. Die mit dem roten Kreuz markierte Kiste stand oben auf der nächsten Palette. Chivas lud seine Sackkarre ab, kletterte dann in den Laderaum und schnitt mit seinem

Taschenmesser die Plastikverschnürung der Palette auf. Vorsichtig hob er die Kiste an. Sie war schwer, wenn auch nicht übermäßig, und mit einem Ächzen schaffte er es, sie zuerst auf die Ladefläche und von da auf die Sackkarre zu befördern.

Hineinzusehen stand außer Frage. Wie jeder an seiner Stelle war Chivas neugierig, und er hätte nur zu gerne gewusst, was sich in der Kiste befand, aber er war klug genug, seine zwanzigtausend Pesos nicht zu gefährden. Nachdem er den Truck wieder verriegelt hatte, folgte er seinen Anweisungen und schob die Karre zur Rückseite des Gebäudes. Die Rollen machten dabei auf dem unebenen Boden mehr Lärm, als ihm lieb war.

Eine rissige und mit Graffiti übersäte Betonmauer begrenzte die Rückseite. In der

Mitte befand sich ein geöffnetes Doppeltor. Chivas holte tief Luft, um seine Nerven zu beruhigen, und rollte seine Fracht durch das Tor auf einen unbeleuchteten Hof, der voller Scherben war. Aufgeschreckte Ratten huschten durch die Dunkelheit und verschwanden zwischen Müllhaufen. Sie schienen die einzigen Bewohner des Anwesens zu sein.

Chivas kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, und entdeckte hinten an der Wand eine identische Kiste. Er beeilte sich so sehr, den Austausch vorzunehmen, dass ihm seine Kiste, als er die Sackkarre ruckartig zum Stehen brachte, herunterrutschte und, ehe er sie festhalten konnte, mit lautem Knall auf den Boden schlug.

In dem Schatten hinter ihm fluchte jemand

auf Englisch. »Herrgott noch mal!«

Chivas sprang vor Schrecken zur Seite und schaffte es knapp, einen ängstlichen Aufschrei zu unterdrücken.

»Nicht umdrehen«, zischte der Mann. Er klang, als wäre er Engländer oder Amerikaner.

Chivas blieb regungslos stehen, Furcht überkam ihn, ob er vielleicht den Inhalt der Kiste beschädigt oder gar zerstört hatte. »Tut mir leid, Boss, das wollte ich nicht ...«

»Maul halten. Lass diese Kiste hier, und nimm die andere mit. Ich bin bewaffnet. Wenn du mich ansiehst, bist du tot, kapiert?«

»Klar, Boss.«

»Du hast doch nicht hineingeschaut?«

Chivas schüttelte heftig den Kopf. »Nein, Boss. Ich habe sie gerade eben erst

abgeladen. Sie ist immer noch versiegelt.«

»Gut, dann setz deinen Arsch in Bewegung.
Und noch mal: Sieh mich nicht an.«

Das musste man Chivas nicht zweimal sagen. Der Fremde hatte ihm so viel Angst eingejagt, dass er sich fast in die Hose gemacht hätte, deshalb schob er die neue Kiste auf die Karre und transportierte sie so schnell er konnte durch das Tor und zurück zum Truck. Dabei starrte er direkt vor sich auf den Boden und betete im Stillen, der Fremde möge nicht seine Meinung ändern und ihm eine Kugel verpassen.

Kaum eine Minute später kletterte er erleichtert seufzend ins Führerhaus, nachdem er die neue Kiste blindlings auf die Ladefläche geworfen hatte. Er überlegte bereits, was er mit den zwanzigtausend Pesos anstellen

konnte, und nahm vielleicht deshalb die Bewegung hinter sich zu spät wahr. Im Grunde erst, als die Klinge bereits langsam, aber tief einschneidend über seine Kehle gezogen wurde.

Während er sein eigenes Blut gegen die Windschutzscheibe sprühen sah, galt sein letzter Gedanke nicht seinen Kindern, seiner Frau Mariel, seinem Truck oder seinen zwanzigtausend Pesos.

Stattdessen fragte er sich, was wohl in der Kiste gewesen war, und warum er dafür sterben musste.

12

Ehe sie anhielt, sah Tina noch einmal in den Rückspiegel, doch die Straße hinter ihr war leer, und sie war sich sicher, nicht verfolgt worden zu sein. Sie hatte abgelegene Landstraßen benutzt, sogar einige Feldwege, und ein Fahrzeug, das sie verfolgte, wäre ihr nicht entgangen. Trotzdem parkte sie gut zweihundert Meter vom Haus ihrer Eltern entfernt. Sie hatte über drei Stunden für die Fahrt gebraucht, fast doppelt so lange wie gewöhnlich. Einmal musste sie sogar anhalten, weil der Schock der Ereignisse sie einholte. Zehn Minuten saß sie, in der Hand eine unangezündete Zigarette, zitternd hinter dem Steuer und mühte sich, nicht laut loszuheulen,

während das Bewusstsein, nur knapp dem Tod entronnen zu sein, wie eine Welle über ihr zusammenschlug. Erst dann schaffte sie es, sich so weit zu beherrschen, dass sie weiterfahren konnte.

Die Uhr auf dem Armaturenbrett zeigte 9:31 an. Sie stellte den Motor ab und stieg aus. Ehe sie sich auf den Weg machte, atmete sie noch ein paar Mal tief durch.

Als sie sieben war, hatte sich ihre Familie in diesem ruhigen, von Bäumen gesäumten Winkel am Stadtrand von Winchester niedergelassen. Sowohl die Grund- als auch die Realschule waren leicht zu Fuß zu erreichen gewesen, und sie hatte sich immer gefreut, wenn sie von der Schule nach Hause kam. Auch später noch, denn alles wirkte so vertraut und erinnerte sie an die beschwingten

Tage ihrer Kindheit.

Plötzlich hörte sie, wie hinter ihr ein Wagen in die Straße einbog. Eine Sekunde lang blieb sie stocksteif stehen, tastete nach dem Schocker in ihrer Manteltasche, obwohl sie damit niemanden mehr überraschen würde und nicht sicher war, ob sie die Kraft für einen weiteren Kampf hatte.

Ein schwarzer Mercedes-Geländewagen fuhr langsam an ihr vorbei. Tina versuchte so beiläufig wie möglich einen Blick ins Innere zu werfen, aber die Scheiben waren getönt, und sie konnte den Fahrer nicht erkennen. Sie verfluchte sich. Das Letzte, was sie brauchte, war, ihre Dämonen in das Leben ihrer Eltern mitzuschleppen.

Doch dann bog der Mercedes einige Häuser weiter in eine Einfahrt, und kurz darauf

sprang eine attraktive Frau in den Dreißigern heraus, strich ihre lange blonde Mähne zurück und ging mit ausholenden Schritten zum Haus.

Als sie hineingegangen war, seufzte Tina auf und versuchte, ihre Paranoia abzuschütteln. Sie hatte alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, und ihr fiel keine Möglichkeit ein, wie die Angreifer ihr gefolgt sein könnten. In ihrem Haus gab es nichts, das die Adresse ihrer Eltern verriet, und Boyd war ein zu gebräuchlicher Name, als dass jemand auf die Schnelle ihre Angehörigen hätte finden können. Dennoch sah sie sich noch mehrmals um und checkte auch die parkenden Autos, ehe sie die Gartentür des elterlichen Hauses öffnete.

Ihre Mutter war sogleich an der Tür; sie war eine ältere, etwas dunklere Version Tinas,

der Teint rührte von einem spanischen Vorfahr her. Für ihre einundsechzig Jahre sah sie noch fantastisch fit und gut aus, und Tina hoffte oft, sie würde im Alter auch nur ein halb so attraktives Bild abgeben. Allerdings glaubte sie nicht wirklich daran, nicht wenn sie so weiterlebte, wie sie die vergangenen Jahre gelebt hatte. Im Augenblick wäre sie schon froh, wenn sie wenigstens ihren vierunddreißigsten Geburtstag erlebte.

»Tina, mein Schatz, schön, dich zu sehen«, sagte ihre Mutter, lächelte freudig und drückte ihre Tochter so fest sie konnte an sich. Wohl als Folge der heutigen Ereignisse spürte Tina einen stechenden Schmerz und ächzte ein wenig. Ihre Mutter ließ sie los, trat einen Schritt zurück und musterte sie stirnrunzelnd.

»Kind, was hast du denn mit deinen Haaren

angestellt?«

»Abgeschnitten. Manche Leute tragen es kurz.«

»Und die Farbe. Du siehst ja aus ...«, sie schnitt eine Grimasse, »... wie ein Mann, Tina. Du hattest doch so tolle Haare. Warum um alles in der Welt hast du das getan?«

»Ich wollte mich mal verändern«, erwiderte Tina. Damit hätte sie rechnen können. Vor einigen Wochen hatte sie sich aus einer Laune heraus die Haare ultrakurz schneiden und blond färben lassen. Und egal, was ihre Ma meinte, ihr gefiel der neue Look. Er passte gut zu ihrem neuen, schlankeren und muskulöseren Körper, den sie mit vier Fitnessstudio-Besuchen pro Woche modellierte. Ein Aufwand, der ihr vorhin gute Dienste geleistet hatte.

»Und was ist bloß mit deinem Gesicht passiert?«, fuhr ihre Mutter fort, die erst jetzt den Riss und die Schwellung auf Tinas Wangenknochen bemerkte.

»Nichts weiter. Eine kleine Meinungsverschiedenheit mit einem Verdächtigen.«

»Das sieht aber nicht nach nichts aus«, stellte ihre Mutter fest. Sie zog Tina ins Haus und schloss die Tür. »Ich weiß nicht, warum du diesen Job machen musst, Schatz, wirklich nicht. Nach all dem, was dir schon zugestoßen ist. Warum suchst du dir nicht etwas anderes? Du hast einen Collegeabschluss, sogar einen guten. Damit lässt sich doch einiges anfangen.«

Tina lächelte und sagte, sie würde es sich überlegen. Nach dem, was sie in den vergangenen Jahren durchgemacht hatte, kam

die Besorgnis ihrer Mutter nicht überraschend. Sie hatte nicht nur den Tod von mehreren ihr nahestehenden Menschen verkraften müssen, sondern war auch zweimal im Dienst angeschossen, öfter noch von Verdächtigen beschossen und einmal sogar gekidnappt worden. Von daher stellte sie für ihre konservative Mittelschichtsfamilie einen Quell der Besorgnis dar, nicht zuletzt weil die sich in ihrem trauten Vorstadtheim keinen Begriff von der Gewalt machen konnte, die in den Straßen der Hauptstadt lauerte.

Ihr Vater war ein pensionierter Finanzdirektor einer Versicherungsgesellschaft, ihre Mutter hatte als Hebamme gearbeitet, ehe sie sich bald nach der Heirat aufs Hausfrauendasein konzentrierte. Ihr älterer Bruder Phil war

Baufinanzierungssachverständiger, verheiratet und hatte zwei kleine Kinder. Alle führten sie die Art angenehmes und unaufgeregtes Leben, die Tina vor Langeweile verrückt gemacht hätte. Allerdings hatte sie es schon seit Langem aufgegeben, ihnen das auch zu sagen.

Und insgeheim freute es sie, dass es Menschen gab, die sich um sie sorgten.

»Sieh mal, wer da ist, Frank«, verkündete ihre Mutter, als sie das Wohnzimmer betraten.

Ihr Vater, der auf seinem neuen Plasmafernseher Golf geschaut hatte, stand auf. Normalerweise verbrachten er und seine Frau die Abende in getrennten Zimmern, wo sie unterschiedliche Fernsehsendungen verfolgten. Tina hatte das zwar immer schon bizarr gefunden, doch für die beiden schien es wunderbar zu funktionieren.

Ihr Vater schenkte ihr ein Lächeln, das seine Besorgnis nicht ganz verbergen konnte, schloss sie in die Arme und hielt sie ein paar Sekunden länger als gewöhnlich fest. Auch wenn er es nicht so offen zeigte, war er – Tina wusste das sehr wohl – genauso um sie besorgt wie ihre Mutter. Sie hatte immer ein enges Verhältnis zu ihm gehabt, und für einen Moment fühlte sie sich in seinen Armen geborgen.

»Schön, dich zu sehen, Liebes.« Tina spürte, dass er den Zustand ihres Gesichts bemerkt, aber offenbar beschlossen hatte, nichts dazu zu sagen. Stattdessen nickte er beifällig ihren neuen Haarschnitt ab. »Und was verdanken wir die Ehre?«

»Ich wollte euch einfach mal wieder besuchen«, erwiderte sie und setzte sich in

einen der Sessel. Es war merkwürdig, in das alte Zuhause zurückzukehren, wo immer noch dieselben Fotos an der Wand hingen, die von einer glücklicheren Kindheit zeugten, wenn man drei Stunden zuvor fast von einem Unbekannten in der eigenen Badewanne ertränkt worden wäre.

Plötzlich überkam sie ein kaum zu beherrschender Drang nach einem Drink. Ein großes Glas seidigen Riojas, den sie sich früher immer gegönnt hatte, wenn sie gut drauf war, das sie am liebsten in einem Zug leeren würde, damit der dadurch ausgelöste süße leichte Schwindel ihre Sorgen wegspülte. Sie war seit einer Woche nicht mehr bei den Anonymen Alkoholikern gewesen und spürte, wie ihr beim Gedanken an ein Glas Alkohol das Wasser im Mund zusammenlief. Doch ihre

Eltern waren mit dem Problem, das sie seit über sechs Jahren mit sich herumschleppte, vertraut, deshalb fühlte sie sich hier sicher. In ihrem Elternhaus würde sie ihrem Drang nicht nachgeben.

Stattdessen bot ihr ihre Mutter eine Tasse Tee an, und die nächste Viertelstunde verbrachten sie plaudernd. Tina erzählte von ihrem Job, ein Thema, das ihre Eltern zu vermeiden suchten und deshalb auf neutralere Themen auswichen; die Nachbarn, die Familie ihres Bruders, das Golf-Handicap ihres Vaters. Obwohl die Unterhaltung sie hätte beruhigen sollen, fand Tina es schwierig, sich zu konzentrieren. Zu viel schwirrte in ihrem Kopf herum, vor allem eins: Was hatte Nick Penny vor seiner Ermordung entdeckt? Und warum wollten seine Killer auch sie

umbringen, obwohl sie nichts in der Hand hatte, um Paul Wise zu belasten? Diese Fragen musste sie unbedingt beantworten.

Als das Gespräch einen Moment stockte, weil ihrer Mutter die Themen auszugehen schienen, holte Tina den USB-Stick hervor und fragte ihren Vater, ob sie etwas ausdrucken dürfe. Fünf Minuten später saß sie an seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer und studierte die Liste von Nick Pennys Telefonkontakten.

In den früheren Rechnungen tauchten zahlreiche Anrufe nach Übersee auf, wo Wise' Holdinggesellschaften unzählige Nummernkonten unterhielten. Wise wurde seit Längerem verdächtigt, die Einkünfte aus seinen illegalen Geschäften auch zu waschen. Sie erinnerte sich, dass Nick bei allen seinen

Anrufen eine Niete gezogen hatte und anfangs dennoch fest entschlossen schien, Wise vor Gericht zu bringen. Diese Entschlossenheit hatte Tina bewundert, und nun dämmerte ihr, wie naiv sie beide doch gewesen waren, als sie glaubten, Beweise zu finden, wo erfahreneren Stellen versagt hatten.

Entsprechend wurden die Anrufe in den vergangenen Monaten weniger und weniger, die nach Übersee hörten sogar ganz auf. Nick hatte Tina gegenüber nie eingestanden, dass seine Entschlossenheit nachließ, aber es war wohl schwer gewesen, die Motivation aufrechtzuerhalten, wenn eine Tür nach der anderen zuschlug.

In der Woche, bevor sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, hatte er lediglich vier Anrufe getätigt und keinen mehr empfangen.

Drei waren an Handys in Großbritannien gegangen, die er bereits zuvor angerufen hatte. Der vierte ging an einen Festnetzanschluss in Central London. Auch den hatte er bereits mehrere Male angerufen. Nichts Außergewöhnliches, so schien es.

Dann kam sie zu den Anrufen der vergangenen sieben Tage, und Tina holte erwartungsvoll Luft, denn in diesem Zeitraum musste er seine Entdeckung gemacht haben. In dieser Woche hatte er acht Anrufe getätigt und zwei empfangen.

Der letzte Anruf war an Tinas Handy gegangen, am Nachmittag zuvor, um Viertel vor fünf. Nur wenige Stunden, vielleicht sogar nur Minuten, bevor er starb. Sie runzelte die Stirn. Sie erinnerte sich nicht, eine Meldung über einen verpassten Anruf gesehen zu

haben, wenngleich sie am Nachmittag in einer Besprechung gewesen war und das Handy ausgeschaltet hatte. Hatte er versucht, ihr etwas mitzuteilen? Sie nahm ihr Handy, ging die Anruferliste durch und fand ihn sofort.

»Scheiße«, flüsterte sie, überrascht, dass ihr das entgehen konnte. Allerdings waren während der Besprechung ein halbes Dutzend Anrufe aufgelaufen, drei allein von ihrer zögerlichen und mittlerweile ehemaligen Hauptbelastungszeugin Gemma Hanson.

Kopfschüttelnd fragte sie sich, was er ihr wohl hatte mitteilen wollen, und dass sie es wohl nie mehr erfahren würde. Dann schüttelte sie den Gedanken ab und widmete sich den anderen Anrufen. Drei davon waren an dieselbe Nummer gegangen, ein ausländisches Handy mit der Vorwahl 855, die sie nicht

erkannte. Doch sie sah sofort, dass zwei der Telefonate länger als zehn Minuten gedauert hatten, und sie spürte die vertraute Erregung in sich aufsteigen, die sich immer meldete, wenn sie auf etwas gestoßen war.

Sie googelte die Vorwahl 855 und stellte fest, dass sie zu Kambodscha gehörte. Sie versuchte sich in Erinnerung zu rufen, ob Paul Wise Verbindungen dorthin hatte, konnte sich aber an keine erinnern.

Laut der Weltuhr auf ihrem Handy war es in Kambodscha sieben Stunden später, das hieß, fünf Uhr morgens. Verdammt früh für einen Samstagmorgen, aber einen Versuch war es wert.

Tatsächlich meldete sich nach dem zehnten Klingeln ein kambodschanisch sprechender Mann. Sein Ton war barsch, und er klang, als

bekleidete er einen offiziellen Rang.

Tina fragte ihn, ob er englisch spreche. »Ja«, antwortete er sofort. »Sie sprechen mit der Polizei Phnom Penh, Kriminalpolizei. Wer spricht, bitte?«

»Mein Name ist Detective Inspector Tina Boyd von der Londoner Metropolitan Police.« Sie wartete ab, bis er die Information notiert hatte, und fuhr dann fort. »Ich verfolge eine Reihe von Anrufen zurück, die ein britischer Journalist am Montag und Dienstag dieser Woche getätigt hat. Sein Name war Nicholas oder Nick Penny.«

»Sie sprechen mit der Zentrale. Wissen Sie, worum es ging?«

Tina wollte die Bedeutung ihres Anliegens betonen und wählte ihre Worte mit Bedacht.

»Offen gestanden, nein. Aber ich muss

Ihnen mitteilen, dass der Journalist gestern in London ermordet wurde und wir äußerst interessiert daran sind, herauszufinden, ob sein Tod etwas mit den Anrufen an Sie zu tun hat.«

Wenn der Beamte am anderen Ende beeindruckt war, so zeigte er es nicht. »Ich will sehen, was ich erreichen kann. Aber wir sind eine große Abteilung, und hier ist es noch sehr früh am Morgen.«

»Das verstehe ich. Die britische Polizei wäre Ihnen für alles, was Sie tun können, äußerst dankbar.«

Tina wurde in die Warteschleife gelegt, doch als der Polizist sich fünf Minuten darauf wieder zurückmeldete, war nicht zu verkennen, dass er nichts herausgefunden hatte.

»Ich werde ein Memo aufsetzen und hören,

ob jemand mit ihm gesprochen hat. Mehr kann ich nicht machen. Haben Sie eine Nummer, unter der Sie zu erreichen sind?«

Tina gab ihm ihre Handynummer, notierte sich seinen Namen und dankte ihm. Dann legte sie auf. Sie fragte sich, was Nick wohl von der kambodschanischen Polizei gewollt hatte und ob er dort überhaupt mit jemandem gesprochen hatte, der ihm hatte weiterhelfen können.

Außerdem hatte er zwei Nummern mit der Landesvorwahl 63 angerufen, die sie ebenfalls nicht kannte. Der eine Anruf ging an eine Festnetznummer, der andere an ein Handy. Zudem hatte er von dem Handy einen Anruf erhalten, der mehr als zwanzig Minuten gedauert hatte. Alle drei hatten zu unterschiedlichen Zeiten am Dienstagvormittag

stattgefunden, nur zwei Tage vor seinem Tod.

Tina fand schnell heraus, dass die 63 zu den Philippinen gehörte. Aber auch hier hatte sie keine Idee, wie Wise mit diesem Land zusammenhing. Zum ersten Mal fragte sie sich, ob die Anrufe überhaupt mit ihm in Verbindung standen.

Doch wenn sie nichts mit Wise zu tun hatten, warum hatte man es dann auch auf sie abgesehen? Das ergab keinen Sinn. Irgendwie musste Wise hinter dem Ganzen stecken.

Ehe sie auf den Philippinen anrief, schaute sie sich noch die einzige weitere Nummer an, die Penny in dieser Woche angerufen hatte, eine Nummer, von der er ebenfalls Anrufe erhalten hatte. Es handelte sich um ein britisches Handy, die Nummer kam ihr sogar vage bekannt vor, deshalb vermutete sie, der

Besitzer müsse bereits zuvor Kontakt zu Penny gehabt haben. Wer immer es war, er war der Letzte, den Nick angerufen hatte, bevor sein Handy am Tag seines Todes um halb zwölf Uhr vormittags abgeschaltet wurde.

Sie holte tief Luft und wählte die Nummer.

»Satnam Singh«, meldete sich eine kultiviert klingende Stimme gleich nach dem ersten Klingeln.

Tina erinnerte sich, dass Nick den Namen einmal erwähnt hatte, also stellte sie sich vor, entschuldigte sich für den späten Anruf und fragte, ob er gehört habe, was geschehen sei.

»Ja«, antwortete Singh. »Heute Morgen. Vor einigen Jahren waren wir Kollegen beim New Statesman. Schreckliche Nachricht. Soviel ich weiß, haben Sie mit ihm zusammen gegen Paul Wise recherchiert.«

»Das haben wir«, erwiderte sie und hoffte, Nick hatte nicht über ihre Affäre geplaudert. »Obwohl er den Löwenanteil daran hatte.«

»Und? Glauben Sie, dass es Selbstmord war?«

»Nein, das tue ich nicht.«

»Interessant. Warum nicht?«

Tina hatte keine Lust, sich von einem Journalisten, den sie nicht kannte, in ein langes Gespräch verwickeln zu lassen, deshalb sagte sie, im Augenblick sei das eher ein Gefühl.

»Ich glaube auch nicht, dass es Selbstmord war«, sagte Singh. »Ich habe diese Woche zweimal mit Nick telefoniert, und beide Male klang er gesund und munter. Keinerlei Anzeichen, dass er sich das Leben nehmen würde.«

»Darf ich fragen, worüber Sie gesprochen

haben?«

»Ist das eine offizielle Vernehmung?«, fragte er vorsichtig.

»Nein, nichts, was ich in Sachen Paul Wise unternommen habe, war offiziell. Alles bleibt unter uns.«

»Ist diese Verbindung abhörsicher?«

»Das ist sie. Garantiert.«

»Okay. Nick rief mich am Montagabend an und fragte mich, ob ich herausfinden könne, ob Paul Wise zu gewissen Zeiten in gewisse Länder gereist sei.«

»Und wie kam er darauf, dass Sie das wüssten?«

»Weil mein Bruder für eine Firma arbeitet, die die Passagiernummern einiger großer Fluggesellschaften verwaltet.«

»Ja, und?«

»Die Passagiernummern werden im Reservierungssystem der Fluggesellschaft gespeichert und enthalten Klarnamen und Reiserouten der Passagiere. Aufgrund des Umfangs der Datenbanken neigen die Gesellschaften dazu, die Verwaltung und Speicherung an spezialisierte Firmen auszulagern, statt sie selbst zu speichern. In so einer Firma arbeitet mein Bruder. Ich habe vor ein paar Jahren schon einmal Daten von ihm zugespielt bekommen, es war für eine Geschichte, die ich recherchiert habe, und daher kannte Nick diese Möglichkeit.«

»Ich nehme an, Ihr Bruder ist nicht autorisiert, diese Daten weiterzugeben.«

»Richtig. Aber er hat Zugang zu ihnen, und damals hat er mir einen einmaligen Gefallen geleistet.«

»Und dieses Mal?«

Singh seufzte. »Nick war verzweifelt. Er war felsenfest davon überzeugt, auf etwas gestoßen zu sein, das ihm bei der Verteidigung gegen Wise' Verleumdungsklage nutzen konnte. Unter diesen Umständen und weil er ein alter und guter Freund war, fiel es mir schwer, ihm die Bitte abzuschlagen.«

»Woran war er denn so interessiert?«

»Ob Wise zu bestimmten Terminen nach Kambodscha und auf die Philippinen geflogen ist. Die Daten betrafen 2007 und 2008.«

Tinas Herz schlug höher, als sie die letzte Frage stellte.

»Und? Ist er?«

»Ja, er ist.«

Zwischen dem 12. und 18. September 2007 war Paul Wise in Kambodscha gewesen

und zwischen dem 11. und 26. Juni 2008 auf den Philippinen. Diese Information hatte Satnam Singh an Nick Penny weitergegeben. Singh zufolge hatten sie nicht darüber gesprochen, wofür Nick sie brauchte. Singh wusste nur, dass es dringend war.

Tina dankte ihm für seine Hilfe und rief dann die Festnetznummer auf den Philippinen an. Sofort meldete sich eine Mailbox, die sie darüber informierte, dass sie mit der Manila Post verbunden sei, aber außerhalb der Bürozeit anrufe. Dann nannte der Automat eine rund um die Uhr erreichbare Nummer, für den Fall, dass der Anrufer eine Geschichte berichten oder einen Zwischenfall melden wollte.

Tina legte auf. Auf den Philippinen war es Viertel nach sechs Uhr morgens. Einen

Augenblick überlegte sie, das Handy anzurufen, entschied sich dann aber dagegen. Sie hatte keine Ahnung, wem die Nummer gehörte, und wenn sie so früh anrief, könnte die Person am anderen Ende genervt reagieren und die Zusammenarbeit verweigern.

Stattdessen gab sie die Telefonnummer in die Google-Maske ein.

Und landete einen Volltreffer.

Die Seite gehörte zu einer Firma namens Aztech Direct Rentals. Darunter fand sie eine Werbung für ein Ferienapartment an einem Ort namens Anilao. Als Eigentümer wurde ein Mr. Pat O’Riordan aufgeführt, ein Name, der Tina nichts sagte. Und daneben stand die Handynummer aus Nicks Liste.

Tina schrieb die Informationen ab und googelte dann Pat O’Riordan.

Auf dem Schirm erschien eine lange Liste, und beim Scrollen sah sie, dass es unter anderem einen pensionierten Pat O’Riordan gab, der hochwertige Konzertflöten herstellte, einen Steuerberater, neun weitere, die Einträge in LinkedIn hatten, und ...

Sie erstarrte. Da fast ganz unten war es. Das, wonach sie suchte.

Sie klickte darauf und begann zu lesen, und je weiter sie las, desto höher kroch die Eiseskälte ihr Rückgrat hinauf.

Denn nun wusste sie genau, warum Nick Penny hatte sterben müssen.

13

In der düsteren, dunkelsten Stunde kurz vor dem Morgengrauen kam ich bei der Adresse an, die Schagel mir gegeben hatte. Es war ein kompakt wirkendes, zweigeschossiges Haus in einer ruhigen Wohngegend, das hinter einer dicht bewachsenen und mit Stacheldraht bewehrten Mauer versteckt war. Allerdings hatte es wohl schon bessere Tage gesehen.

Die Straße war leer und ruhig, als ich an dem eisernen Tor ankam, und im Haus war alles dunkel. Eine Metallplakette wies mich darauf hin, dass das Grundstück von einer Firma namens AAA Emergency Response Inc. überwacht wurde, was mich nicht weiter beunruhigte, denn selbst wenn mein Opfer die

Gelegenheit haben sollte (die ich ihm nicht geben würde), den Notruf auszulösen, würde es mindestens noch fünf Minuten dauern, bis sie beim Haus eintrafen. Und da wäre ich längst über alle Berge.

Für den Fall, dass irgendwo eine verborgene Überwachungskamera installiert war, zog ich den Schirm meiner Baseballkappe tiefer, und nachdem ich den Schlüssel herausgesucht hatte, streifte ich mir Latexhandschuhe über und öffnete vorsichtig das Tor. Trotzdem gab es ein lautes Quietschen von sich.

Ich ging hinein, schloss das Tor hinter mir. Ich nahm die Pistole aus der Jacke und schraubte den Schalldämpfer auf. Ich befand mich in einem kleinen eingezäunten Garten, in dem zahlreiche Kübel mit tropischen Pflanzen

standen. Süß duftende Bougainvillea rankte sich an der Hauswand hoch, und auf einer kleinen Terrasse standen ein Tisch und ein paar Stühle vor einer verschlossenen Doppeltür. Das Ganze wirkte wie aus der Kolonialzeit, und als ich zur Haustür schlich, fiel mir auf, dass die Bewohner sich große Mühe mit ihrem Anwesen gegeben hatten. Wenn ich in Manila wohnen müsste, würde ich mir ein ganz ähnliches Plätzchen suchen.

Die Nachbarhäuser befanden sich jeweils gut zehn Meter entfernt, was den Ort zum perfekten Schauplatz eines Mordes machte, denn es war äußerst unwahrscheinlich, dass irgendjemand die Schüsse hören würde.

Ich sah auf die Uhr. 06:16. Ich hatte ein paar Stunden geschlafen und war wach, aber nicht erholt. Als ich vorhin das Handy wieder

eingeschaltet hatte, hatte ich bereits zwei entgangene Anrufe von Schagel erhalten. Den einen um 03:30, den anderen eine Stunde später. Das sah ihm überhaupt nicht ähnlich. Mich anzurufen, während ich einen Job erledigte, war sowohl gefährlich – das Telefon konnte im falschen Moment klingeln – als auch ein Zeichen von Ungeduld, die ich einem Vollprofi wie Schagel nicht zugetraut hätte. Das beunruhigte mich.

Ich überprüfte nochmals, ob das Handy ausgeschaltet war, und benutzte dann die beiden anderen Schlüssel, um die Haustür zu öffnen. Befriedigt nahm ich zur Kenntnis, dass das Opfer keinen Riegel vorgeschoben hatte. Offensichtlich hatte Schagel recht gehabt, als er sagte, das Opfer erwarte keine Schwierigkeiten. Oder es war extrem sorglos.

Durch die Diele schlich ich zur Treppe und versuchte dabei ohne Erfolg, die Fotos an den Wänden zu ignorieren. Familienbilder, auf denen oft der grauhaarige Mann im Mittelpunkt stand, den ich gleich erschießen würde. Daneben fanden sich eine attraktive, schon etwas ältere Filipina, seine Frau wahrscheinlich, und zwei Kinder, beides Jungs.

Auf manchen der Fotos waren sie noch sehr klein, aber auf den neueren waren sie bereits junge Erwachsene Anfang zwanzig. Mir schoss durch den Kopf, dass einer der beiden vielleicht zu Hause sein würde, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Schagel hätte das gewusst und es mir mitgeteilt. Obwohl ich den Mann nicht mochte, vertraute ich doch seinen Informationen voll und ganz.

Trotzdem gefiel mir die Vorstellung, einen Mann in seinen eigenen vier Wänden zu töten, überhaupt nicht. Und die, seine Frau ebenfalls ausschalten zu müssen, noch viel weniger. Zusammen im Ehebett. Das war mir zu persönlich, denn es demonstrierte mir, was ich alles zerstörte. Nicht nur zwei Leben. Sondern eine ganze gemeinsame Geschichte.

Nur zwei Mal hatte ich in der Vergangenheit jemanden in seinem Haus ermordet. Beides lag schon sehr lange zurück, und die Opfer waren brutale, kranke Killer gewesen und hatten verdient, was sie bekamen. Doch diesmal ... Diesmal war das Opfer ein Journalist, der offenbar etwas über einen von Schagels Klienten herausgefunden hatte und nun dafür zahlen sollte. Wie Schagel gesagt hatte, wurden auf den Philippinen mehr

Journalisten ermordet als in allen anderen Ländern der Welt, und ich bezweifelte, dass viele von ihnen korrupt waren. Wahrscheinlich eher das Gegenteil.

Zweifel stiegen in mir auf, und es fiel mir schwer, sie zu zerstreuen, obwohl ich es in dieser Hinsicht mit steigendem Bodycount zu immer größerer Meisterschaft gebracht hatte.

Und diesmal war zudem der Einsatz ungleich höher. Schagel hatte angedeutet, dass er mich eventuell vom Haken lassen und für den Rest meines Lebens in meinem abgelegenen Winkel in Frieden lassen würde und dass ich keinem menschlichen Wesen mehr Leid zufügen müsste.

Mit erhobener Waffe stieg ich die Treppe hinauf, angestrengt lauschend und jedes Knarren der Stufen registrierend.

Als ich oben in einer ebenfalls mit zahlreichen Fotos geschmückten Diele ankam, von der viele Türen abgingen, drang etwas aus dem Zimmer am Ende der Diele.

Das Klingeln eines Mobiltelefons.

Ich hörte ein Geräusch hinter der Tür, jemand stieg verschlafen fluchend aus dem Bett.

Der Augenblick war da. Mach es, befahl ich mir und wischte alle Zweifel beiseite. In zwei Minuten konnte ich draußen sein und in zehn zurück im Hotel.

Es ergibt keinen Sinn, das Unvermeidliche aufzuschieben. Das ist eine der wertvollsten Lektionen, die ich im Laufe der Jahre gelernt habe.

Deshalb versuchte ich es auch nicht. Ich atmete kontrolliert und ruhig und riss die Tür

auf.

Mein Opfer, Patrick O’Riordan, stand neben dem Bett. Sein silbergraues Haar stand in wirren Strähnen vom Kopf ab, darunter war er splitternackt. Er hielt seine Hose in der Hand und suchte in den Taschen nach seinem Handy. Das Bett war leer.

Er drehte sich herum, ich hob die Pistole, und seine Augen weiteten sich. Er wirkte so verdammt verletzlich, so schockiert, dass sein Leben unversehens an diesem Punkt angelangt war, dass er kein Wort hervorbrachte und nur hilflos die Lippen bewegte. Ich erkannte die Angst in seinen Augen, die Resignation wich, und dann sah ich einen Funken Hoffnung aufglimmen, weil ich zögerte zu schießen.

Das Handyklingeln verstummte.

Ich drückte ab, zweimal, die Pistole zuckte

in meiner Hand, und er taumelte rückwärts. Beide Kugeln hatten ihn in die Brust getroffen, er stieß gegen das Fenster und sank langsam zu Boden. Sein Mund füllte sich mit Blut. Während er sein Leben aushauchte, starrte er mich an, als fasse er es nicht, dass ich so skrupellos sein konnte.

Unfähig, seinen anklagenden Augen standzuhalten, ging ich mit vier schnellen Schritten zu ihm hin, wandte den Blick ab und schoss ihn aus nächster Nähe ein letztes Mal von oben in den Kopf.

Er seufzte noch einmal auf, dann kippte er zur Seite, und seine Augen schlossen sich. Ich machte mir nicht die Mühe, seinen Puls zu fühlen, sondern wandte mich um und eilte zur Tür.

Doch da hörte ich es. Jemand hatte am

anderen Ende der Diele die Toilettenspülung gedrückt.

14

Ich hatte gerade noch Zeit, die Tür zu schließen und mich seitlich dahinter zu verbergen. Ich hörte, wie sich die Schritte näherten, zu gelassen, als dass sie etwas mitbekommen haben könnte.

Doch als die Tür aufging, stellte ich fest, dass die Sie ein Er war, und ein höllisch junger obendrein. Höchstens zwanzig. Er war wie O'Riordan nackt, aber sein Körper war seinem Alter entsprechend deutlich besser definiert, offenbar trieb er eine Menge Sport.

Als er sah, was geschehen war, stieß der Junge, ein Filipino, einen unterdrückten Schrei aus und schlug sich dramatisch die Hand vor den Mund. Er wandte mir den Rücken zu,

dennoch merkte ich, wie er meine Gegenwart spürte und erstarrte.

Zeit zu handeln.

Die erste Regel des Auftragsmordes lautet, wenn nur irgend möglich stets alle Zeugen zu eliminieren. Hier war es möglich. Ich richtete bereits die Pistole auf ihn, und dass ich keine Minute zuvor schon einmal geschossen hatte, machte es leichter, es wieder zu tun.

Trotzdem schoss ich nicht. Sondern befahl ihm, sich nicht umzudrehen, und bemühte mich dabei, meine Stimme zu verstellen.

»Was haben Sie ihm angetan?«, fragte er verzweifelt. Obwohl ich sein Gesicht nicht sehen konnte, sah ich an der Art, wie seine Schultern zuckten, dass er lautlos weinte.

»Warum haben Sie ihn umgebracht?«

»Wenn du hier lebend rauskommen willst,

tust du, was ich dir sage. Auf die Knie, und Hände über den Kopf. Ich reiche dir deine Kleider, du ziehst sie an und dann marschierst du hier raus.«

Ihn laufen zu lassen, war blanker Irrsinn, selbst wenn er mein Gesicht nicht gesehen hatte. Trotzdem schaffte ich es nicht, noch einmal abzudrücken. Er war so jung, und wenn ich ihn tötete, würde er auf ewig meine Träume heimsuchen.

»Du Schwein«, stieß er hervor, und zum ersten Mal bemerkte ich den Hauch eines amerikanischen Akzents. »Du dreckiges herzloses Schwein.«

»Letzte Chance«, zischte ich ihn an. »Auf die Knie.«

Die Geschwindigkeit, mit der er herumfuhr und mich mit vor Wut und Schmerz verzerrtem

Gesicht ansprang, verblüffte mich.

Doch nur für den Bruchteil einer Sekunde. Ich mochte vielleicht hassen, was ich tue, aber ich war lange genug dabei und hatte geschulte Reflexe. Trotz Schlafmangels und Jetlag reagierte ich und schoss sofort. Die Wucht des Einschlags stoppte ihn im Sprung.

Er stürzte laut zu Boden, schlug hart auf und rollte sich zuckend herum, während er verzweifelt versuchte, sich am Bettlaken festzuklammern.

Geschäftsmäßig und mit wieder ruhiger Hand verpasste ich ihm zwei weitere Kugeln, und kurz darauf senkte sich die Stille über den Raum.

Der Korditgeruch hing schwer in der Luft, und eine Weile blieb ich reglos stehen und starrte auf die beiden Toten hinab, fragte mich,

warum O'Riordans Liebhaber den Tod gewählt hatte, denn wäre er einfach meinen Anweisungen gefolgt, hätte ich ihn wahrscheinlich am Leben gelassen.

Zeit zu verschwinden. Ich verließ das Zimmer, schloss die Tür hinter mir und versuchte auf dem Weg zur Treppe die Monstrosität meiner Tat zu verdrängen, indem ich an meinen Ausstieg dachte und mir vorstellte, wie ich mit einem Bier in der Hand und in der Gewissheit, den Rest meiner Tage friedlich verbringen zu können, von meinem Balkon aus über die Bäume am Ufer des Mekong blickte.

Wenn Schagel mich denn ließe.

Als ich unten ankam, sah ich, dass die Tür zu O'Riordans Arbeitszimmer einen Spalt offen stand. Ich stieß sie ganz auf und ging

hinein, neugierig, warum sein Tod so dringlich gewesen war, dass der Job bis zwei Uhr mittags hatte erledigt werden müssen. Und andernfalls sogar abgesagt worden wäre. Außerdem dachte ich, dass Schagel mich vielleicht doch nicht aus reiner Herzensgüte aussteigen lassen würde, zumal fraglich war, ob er überhaupt so etwas wie ein Herz besaß. Deshalb konnte mir jede Information, die ich hier fand, als Verhandlungsmasse nützlich sein.

Das Arbeitszimmer war eng und blieb düster, selbst nachdem ich Licht gemacht hatte. Ringsum wuchsen Bücherregale zur Decke, und im Zentrum stand ein kleiner, makellos aufgeräumter Schreibtisch, auf dem sich ein PC, ein paar Büromaterialien und ein DIN-A-4-großer Tischkalender befanden. Der Kalender hatte die Blätter für Donnerstag

und Freitag aufgeschlagen, die mit einer Fülle von Kritzeleien, Telefonnummern und kaum lesbaren Notizen vollgeschmiert waren, die dem ungeschulten Auge nichts Interessantes verrieten.

Doch als ich zu Samstag und Sonntag umblätterte, erweckte etwas meine Aufmerksamkeit. O’Riordan hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, auch diese Seiten vollzukrakeln, die Seite für Samstag war sogar leer, mit Ausnahme eines Eintrags für drei Uhr nachmittags.

Er bestand nur aus drei Wörtern, und ich musste fast eine Minute lang darauf starren, ehe ich seine Schrift endlich entziffern konnte. Falls ich richtig las, hatte er *Cheeseman /Omar Salic* notiert. Salic war ganz offensichtlich eine Person, und ich vermutete,

O'Riordan war mit ihm verabredet. Cheeseman konnte den Treffpunkt bezeichnen oder auch der Name eines Dritten sein. Angesichts der Uhrzeit und meines Zeitlimits bis zu diesem Termin musste es sich auf jeden Fall um etwas Wichtiges handeln.

Ich hatte keine Ahnung, was ich mit der Information anfangen sollte, aber da ich nach der Devise lebe, man könne nie zu viel wissen, riss ich die Seiten und auch die vorigen heraus und steckte sie in die Gesäßtasche.

Seufzend nahm ich mein Feuerzeug und zündete den Kalender an. Als er Feuer gefangen hatte, ließ ich ihn in den Papierkorb fallen und legte ein paar Bücher darauf. O'Riordans Frau tat mir leid. Ich hatte nicht nur ihren Mann umgebracht, sondern ihr dadurch auch noch seine Affäre mit dem

Filipino-Jungen enthüllt, und jetzt brannte ich sogar ihr Haus nieder.

Als ich durch das Gartentor auf die Straße glitt, brach im Osten bereits der Morgen an. Durch die noch ausgestorbenen Seitenstraßen schlich ich zurück zum Hostal.

Ein ziemlich beschissenes Gewerbe, das ich da ausübte.

15

Als O’Riordan nicht abnahm, hinterließ Tina eine Nachricht mit der Bitte um dringenden Rückruf.

Dann rief sie die 24-Stunden-Nummer der Manila Post an und bekam nach einigem Hin und Her von dem jungen Reporter, der ihren Anruf entgegengenommen hatte, O’Riordans Festnetznummer, obwohl sie ihm keine Story anbieten konnte. Doch auch da nahm O’Riordan nicht ab, obwohl Tina es endlos klingeln ließ.

Sie sagte sich, dass es wahrscheinlich eine einfache Erklärung geben würde, warum sie ihn nicht erreichen konnte, doch angesichts der Ereignisse der letzten achtundvierzig Stunden

war sie paranoid genug, alle englischen Webseiten aufzurufen, die Informationen über die Philippinen bereithielten, und sie nach einer Meldung über seinen Tod zu durchsuchen. Denn sie musste O'Riordan unbedingt sprechen. Er war der Schlüssel, nicht nur zu Pennys Tod, sondern auch um endlich den Mann zur Strecke zu bringen, den sie seit so langer Zeit verfolgte. Die Verbindung, die sie zwischen Paul Wise und Nick hergestellt hatte, war zwar noch vage und würde jeder Menge Nachforschungen bedürfen, aber sie war Paul Wise' Achillesferse. Warum sonst hätte er Nick ermorden lassen?

Tina wusste, was sie zu tun hatte. Ein kühner Schachzug, sicher, manche hätten ihn sogar tollkühn genannt, doch sie hatte schon immer impulsiv gehandelt. In der

Vergangenheit hatte sich dies sowohl als Stärke als auch als Schwäche erwiesen und sie öfter beinahe das Leben gekostet. Aber endlich hatte sie eine Spur. Und sie schuldete es ihnen, Paul Wise zu bezwingen. Schuldete es allen seinen Opfern, John Gallan eingeschlossen, dem Mann, den sie geliebt hatte und an den sie auch sechs Jahre danach noch immer viel zu oft dachte.

Zehn Minuten später hatte sie auf dem Computer ihres Vaters einen neuen sicheren Hotmail-Account angelegt, über den sie E-Mails schicken und empfangen konnte, ohne dass man sie zurückverfolgen konnte, und weitere zehn Minuten später tat sie, was sie tun musste.

Sie stand vom Schreibtisch ihres Vaters auf und atmete tief durch. Sie fühlte sich ein wenig

steif, bewegte den Nacken und ging nach draußen, um zu rauchen. Es war fast elf, die Luft war kalt und feucht, und sie stellte sich auf die Veranda und bewunderte den sorgfältig gepflegten Rasen, auf dem sie als Kind so oft gespielt hatte. Eine schöne Zeit und mittlerweile fast vergessen. Sie war ein glückliches, fröhliches Kind gewesen, das in einer stabilen, glücklichen Familie aufwuchs. Sie hatte stets hervorragende Noten nach Hause gebracht und allenfalls milde Symptome von Teenager-Rebellion gezeigt; ab und an geraucht und sich einmal, als sie noch minderjährig war, auf ein sexuelles Abenteuer eingelassen, das prompt furchtbar schief lief. Danach war sie zur Universität gegangen, und anschließend hatte sie ein Jahr mit dem Rucksack Asien und Australien bereist.

Damals lag ihr die Welt zu Füßen. Die Wirtschaft brummte, es gab jede Menge Jobs, die gute Einkommen versprachen. Sie hätte alles werden können.

Trotzdem entschied sie sich, zur Polizei zu gehen. Ihre Eltern waren geschockt. Das war nicht das, was sie sich für ihre intelligente und attraktive Tochter erhofft hatten, doch Tina hatte ihre Bedenken beiseitegewischt. Sie wollte nicht bloß in einem Büro arbeiten. Sie wollte einen abwechslungsreichen Job, bei dem sie Gelegenheit hatte, etwas wirklich Nützliches zu tun. Einen, der dazu auch Aufregung verhiess.

Zumindest von Letzterem hatte sie mehr als genug bekommen.

Sie ließ noch einmal kurz die Ereignisse des Abends Revue passieren, dachte an die

Sekunden, die sie in der Badewanne gelegen und gegen das Ertrinken gekämpft hatte und nur Augenblicke davon entfernt war, das Bewusstsein zu verlieren und zu sterben.

Die Verandatür ging auf, und sie fuhr herum. Ihre Mutter kam heraus, bettfertig im Morgenmantel.

»Ist alles in Ordnung, Tina?«, fragte sie verunsichert.

Tina nickte und lächelte ihrer Mutter aufmunternd zu.

»Mir geht's gut. Du hast mich nur erschreckt.«

»Ich wollte gute Nacht sagen. Dein Vater und ich wollten dich auch fragen, ob du am Sonntag zum Mittagessen bleiben möchtest? Wir könnten Phil und Wendy und die Kinder einladen und ein richtiges Familienessen

veranstalten.«

»Tut mir leid, Ma, aber ich muss morgen früh weg. Ich habe einen Urlaub gebucht.«

Ihre Mutter wirkte überrascht. »Wie, jetzt gerade?«

»Das kann man heutzutage übers Internet machen. Ich habe noch jede Menge Resturlaub, und ich wollte mal eine Woche raus aus diesem Winter.«

»Und wo soll's hingehen?«

»Nach Alona Beach«, sagte sie spontan. Der Name des berühmten Tauchspots war aufgeblinkt, als sie vorhin einen Flug nach Manila buchte. »Zum Tauchen.«

»Aloha Beach?«, fragte ihre Mutter ungläubig, »wo liegt das denn, auf Hawaii?«

»Ja«, log Tina, erleichtert über das Missverständnis. Hätte sie ihrer Mutter gesagt,

dass sie auf die von Attentaten heimgesuchten Philippinen flöge, hätte die sich nur Sorgen gemacht.

»Ganz in der Nähe von Honolulu. War ein Last-Minute-Angebot. Der Flieger geht morgen früh.«

16

Hinter den Bäumen am Ende des Gartens verborgen, beobachtete Nargen, wie die beiden Frauen sich unterhielten. Er wartete ab, bis beide nach drinnen gegangen waren, kletterte über die Mauer und ging mit raschen Schritten zum Wagen.

»Was ist jetzt?«, fragte Tumanov ungeduldig, als er einstieg. »Machen wir die Schlampe kalt?«

»Das ist nicht unsere Entscheidung.«

Er drückte ihm das Notebook in den Schoß.

»Sieh mal nach, wo Alona Beach liegt.«

Eine Minute später sah er seine Vermutung bestätigt. Alona Beach lag auf einer kleinen

philippinischen Insel, weit südlich von Manila.

»Fahr los«, befahl er knapp.

Fünf Minuten später hielten sie in einem kleinen Dorf an einer Telefonzelle. Nargen rief die Nummer an, die man ihm zu Beginn des Auftrags mitgeteilt hatte, hinterließ eine kurze Nachricht auf der Mailbox und legte wieder auf.

Zwei Minuten später klingelte das Telefon.

»Wir haben sie gefunden«, sagte Nargen.

»Momentan ist sie im Haus ihrer Eltern, die beide ebenfalls dort sind. Und sie hat die richtigen Schlüsse aus der Telefonliste gezogen.«

»Wissen Sie, was sie vorhat?«

»Ja, sie fliegt morgen früh von Heathrow aus nach Manila. Ich habe zwar keine Flugnummer und weiß nicht, mit welcher

Gesellschaft, aber das sollten wir herausfinden können.«

»Wo wird sie in Manila absteigen?«

»Das wissen wir ebenfalls noch nicht. Das Mädchen ist nicht dumm. Sie muss geahnt haben, dass wir ihr einen Trojaner geschickt haben. Sie hat nicht von ihrem Computer aus gebucht, auch nicht von ihrem Notebook, sondern wahrscheinlich vom Computer ihrer Eltern. Aber ich habe sie beim Gespräch mit ihrer Mutter belauscht. Sie sagte, sie wolle zum Tauchen nach Alona Beach. Das liegt irgendwo im Süden, aber ich bezweifle, dass sie dort wirklich hinfährt.«

Es entstand eine Pause, in der der Mann am anderen Ende die Informationen verarbeitete.

»Wollen Sie, dass wir ins Haus gehen und die Sache zu Ende bringen?«, fragte Nargen.

»Die Eltern könnten wir ebenfalls ausschalten. Das dürfte kein Problem sein. Die sind vorhin direkt eingeschlafen.«

Wieder schwieg der Mann ein paar Augenblicke. »Nein«, sagte er schließlich. »Das könnte unseren Leuten Schwierigkeiten bereiten. So oder so muss sie erst mal nach Manila fliegen. Es wird einfacher sein, es dort zu erledigen. Da ist sie angreifbarer, und es spielt keine große Rolle, wie sie ums Leben kommt.« Der Mann lachte kurz auf, ein unangenehmes, schrilles Lachen. »Genau genommen ist es so sogar am besten.«

17

Als ich aus meinem traumlosen Schlaf erwachte, drang längst das Sonnenlicht durch die fadenscheinigen Vorhänge.

Beim Aufsetzen schmerzte mein Rücken. Ich sah auf die Uhr. Es war schon nach Mittag, mein Mund fühlte sich pelzig und trocken an. Nach meiner Rückkehr hatte ich, um besser einschlafen zu können, schnell drei Bier in mich hineingeschüttet, und den Geschmack hatte ich jetzt auf der Zunge. Ich nahm das iPhone von dem Stapel Kleider, die ich bei dem Job getragen hatte und die ich im Laufe des Tages loswerden musste. Wie auch die Pistole und das Telefon, doch zunächst überprüfte ich es auf Nachrichten und fand

prompt fünf entgangene Anrufe von Schagel.

Ich verstand nicht, was mit ihm los war. Aber er würde warten müssen. Erst musste ich etwas wacher werden. Ich trank den Rest aus meiner Mineralwasserflasche, duschte und putzte mir ausgiebig die Zähne. Dann zog ich frische Kleider an und fühlte mich gleich wieder etwas menschlicher – zumindest physisch.

Im Kopf dagegen sah es anders aus. Nun, da ich wach war, musste ich immerzu an die beiden Männer denken, die ich getötet hatte. Sie verfolgten mich auf eine ganz ungewohnte Weise. Ich hatte meine eigene Regel gebrochen, niemals Unschuldige aufs Korn zu nehmen. Und ich war ziemlich sicher, dass O’Riordan weder korrupt noch pervers war, trotzdem hatte ich ihn kaltblütig exekutiert.

Und außerdem seinen Liebhaber, ein Junge noch fast, dessen einziges Vergehen es war, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Die Sache bereitete mir heftige Schuldgefühle.

Ich setzte mich aufs Bett und rief die Nummer an, an die ich zuvor schon eine SMS geschickt hatte, um die Erledigung des Auftrags zu bestätigen.

Ich war nicht überrascht, als Schagel mich keine zwei Minuten später zurückrief. Er klang bestens gelaunt. »Irgendwelche Komplikationen?«, fragte er, aber das fragte er mich routinemäßig nach jedem Auftrag.

»Kleinigkeiten. Als ich ankam, war noch jemand im Haus.«

»Seine Frau?«

»Nein, ein anderer Mann. Ich schätze, sein Liebhaber.«

»Böser, böser Junge. Und Sie haben sich sicher auch um den anderen gekümmert?«

»Sicher.«

»Dann war es also saubere Arbeit. Das Haus steht auch nicht mehr?«

»Ich habe alles gemacht wie besprochen.«

»Gut. Denn ich möchte, dass Sie noch ein, zwei Tage in Manila bleiben.«

Sofort gingen bei mir alle Alarmlampen an. Es war nicht Bertie Schagels Art, seine Pläne zu ändern, wenn ich bereits in seinem Auftrag unterwegs war, und ich fragte mich, ob er schließlich zu dem Schluss gekommen war, dass es besser wäre, mich loszuwerden, und er mir eine Falle stellte.

»Warum das?«

»Wir erwarten einen Besucher in der Stadt, und es könnte nötig werden, dass Sie sich

darum kümmern. Für ein zusätzliches Honorar, versteht sich. Haben Sie die kleine Kiste noch?«

Er meinte die Pistole.

Ich bejahte.

»Gut, behalten Sie sie bis auf Weiteres. Ich werde versuchen, Ihnen eine neue zu besorgen, aber vielleicht klappt das in der kurzen Zeit nicht. Jetzt lassen Sie erst mal wie geplant das Telefon verschwinden und besorgen sich ein neues. Damit rufen Sie mich an.«

»Wer ist der Besucher?«

»Ich schicke Ihnen die Einzelheiten in ein paar Minuten an den E-Mail-Account. Wir erwarten, dass sie morgen früh in Manila eintrifft, und Sie sollten am Flughafen sein, um sie abzupassen. Die genaue Ankunftszeit teile

ich Ihnen noch mit.«

»Sie?«

»Ja, es handelt sich um eine Frau.«

Damit hatte ich ein gewaltiges Problem, zumal mich heute ohnehin schon Schuldgefühle plagten. Ich hatte in meinem Leben nur einmal eine Frau getötet, und die war ein wahres Monster gewesen. Ich wollte keine andere mehr töten.

Als ich nichts erwiderte, seufzte Schagel laut auf. »Ich weiß, wie Sie das mit den Frauen sehen«, sagte er beinahe versöhnlich. »Aber wenn Sie noch diesen einen Job übernehmen, setze ich Ihren Rentenplan in Kraft. Okay. Ein letzter Job, und Sie sind ein freier Mann.«

Ich mochte nicht glauben, was ich da hörte. Das klang überhaupt nicht nach Schagel.

»Wenn Sie mich verarschen ...«

»Tue ich nicht. Ich weiß, dass Sie aus dem Geschäft rauswollen, und dies ist ein eminent wichtiger Auftrag. Erledigen Sie ihn, dann sind unsere Geschäftsbeziehungen beendet, und Sie können tun und lassen, was Sie wollen.«

Nun war es an mir aufzuseufzen. Ich dachte an mein Haus in Laos, daran, den Rest meiner Tage in Frieden zu verbringen. »Okay«, sagte ich endlich und schluckte die aufsteigende Übelkeit hinunter. »Ich mach es.«

In diesem Moment besiegelte ich mein Schicksal.

18

Es war halb drei Uhr nachmittags, und ich stand in der Gluthitze Manilas und wartete auf meine neue Waffe. Nach einigem Überlegen hatte Schagel doch entschieden, es sei zu riskant, die alte zu verwenden, die nun demontiert auf dem Grund eines Kanals lag.

Die Straße, in der ich wartete, war armselig und schmutzig und der Gestank von Auspuffgasen und Gullidünsten kaum zu ertragen. Gegenüber standen einige drei- und vierstöckige Ziegelgebäude, deren verrostete Wellblechdächer sich gefährlich über den Asphalt senkten und das bisschen Sonnenlicht, das es durch die Smogdecke geschafft hatte, ausblendeten. Überall hingen Kleider zum

Trocknen, und mitten im Verkehr spielten Scharen von ungewaschenen, halb nackten Kindern, während die Frauen, viele von ihnen mit Babys in den Armen, auf Stühlen, Kisten und anderen Sitzgelegenheiten auf dem brodelnden Asphalt saßen und schwatzten. Die Männer dagegen lungerten an den Ecken und Eingängen herum und rauchten, und einige schauten mich misstrauisch an.

In Manila fielen Westler mehr auf als in jeder anderen asiatischen Stadt. Es gab vergleichsweise wenige, und die trieben sich nicht wie ich in den ungesunden Stadtvierteln herum. Ein paar vorbeiziehende Straßenhändler hatten bereits versucht, mir ihre Waren zu verkaufen, und obwohl ich sie verscheucht hatte, hielten sie sich im Hintergrund und warteten darauf, dass mein

Widerstand nachließ.

Ich habe Manila nie gemocht, und während meiner drei Jahre auf den Philippinen hatte ich die Stadt so gut es ging gemieden. Genau genommen war ich nur einmal dort gewesen, um einen Pädophilen zu eliminieren, ein Auftragsmord, den mir mein alter Freund und Geschäftspartner Tomboy Darke vermittelt hatte.

Wir beide kannten uns schon lange. Damals in London, als ich noch bei der Polizei war, hatte Tomboy Darke mir die besten Informationen geliefert. Er war ein kleiner Berufsganove, der hauptsächlich Hehlerware verscherbelte, trotzdem habe ich ihn immer gemocht. Er war ein umgänglicher, geselliger Typ, und wir zogen oft los, um zusammen ein paar Drinks zu nehmen. Er war außerdem klug

genug zu wissen, worauf er sich einließ und dass insbesondere das Informantengeschäft keine langfristige Option darstellte. Als er genug Geld zusammengerafft hatte, haute er deshalb in den Sack und setzte sich auf die Philippinen ab. Es war quasi ein Vermächtnis unserer Freundschaft, dass wir auch danach den Kontakt hielten, und als mir meine Welt in London um die Ohren flog, reiste ich ihm nach und suchte ihn auf.

Und er ließ mich nicht im Stich. Als ich ihn brauchte, half er mir. Er wusste, was ich getan hatte und hätte mich einfach den philippinischen Behörden ausliefern und dabei wahrscheinlich sogar noch eine satte Belohnung einstreichen können, aber er tat es nicht. Stattdessen wurden wir Partner und betrieben diverse Geschäfte zusammen,

zunächst eine Tauchschule auf der südlichen Insel Siquijor, dann in Puerto Galera, einem Touristenresort, das nur wenige Stunden südlich von Manila liegt. Wir hatten eine Menge Spaß. Betranken uns zusammen, lachten über unsere Witze, eine Zeit lang waren wir fast wie Brüder, auch wenn er ab und zu von mir verlangte, jemanden umzubringen, um die Unternehmenskasse aufzufüllen.

Doch vor sechs Jahren war etwas Einschneidendes geschehen, etwas, das meine Meinung über ihn für immer revidierte. Ich war damals in England, wo ich eine alte Sache zu Ende bringen musste. Ich rief ihn an und stellte ihn zur Rede. Die letzten Worte, die ich zu ihm sagte, waren eine kalte Drohung: Bete, dass ich nie zurückkomme und dir einen Besuch

abstatte.

Seitdem hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen, und in der Zwischenzeit hatte ich versucht, ihn und seinen Verrat zu vergessen. Doch auf dieser heißen, verpesteten Straße stehend, musste ich wieder an ihn denken. Ob er wohl noch lebte?

Ich glaubte schon. Tomboy war nicht unterzukriegen.

Ein drahtiger kleiner Kerl in einem viel zu weiten T-Shirt kurvte auf einem Moped durch den Verkehr. Als er mich sah, nickte er, zog ohne zu bremsen einen Matchesack von der Schulter und hielt ihn mir mit ausgestrecktem Arm hin.

Ich nahm ihn wie beiläufig in Empfang und ließ ihn über meine Schulter gleiten. Er fuhr weiter, und ich ging in die andere Richtung

davon.

So schnell lief das ab. Eine zweisekündige Übergabe, und schon war ich bereit für den nächsten Mord.

Ich hatte mittlerweile das Hotel gewechselt, da ich nicht einmal ansatzweise in der Nähe meines gestrigen Blutbads bleiben wollte. Jetzt wohnte ich im Hilton auf der Roxas Avenue, der Hauptverkehrsader durch die wohlhabende Bay Area. Das kostete mich zwar eine Stange Geld, aber ich ging davon aus, dass ich es bei Schagel als Spesen geltend machen konnte. Immerhin tat ich ihm einen Gefallen, wenn ich an dem Ort blieb, an dem ich gerade zwei Morde verübt hatte.

Auf dem Weg zurück ins Hilton ging ich in ein Internet-Café, das mit schnellen Breitbandverbindungen und Klimaanlage

warb. Von einem jungen, Nudeln schlürfenden Burschen mit abgedrehter Frisur, der nicht einmal von seiner Suppe aufblickte, kaufte ich eine Stunde Internetzugang. In einer Ecke fand ich einen freien Computer, der weit genug von den beiden anderen Nutzern entfernt war, und loggte mich in den Hotmail-Account, den ich mit Schagel teilte.

Wie angekündigt, enthielt der Entwürfe-Ordner eine Mail mit einem JPEG-Anhang. Ich öffnete ihn und entdeckte das Porträt-Foto einer blondierten attraktiven weißen Frau Anfang dreißig mit extrem kurzen Haaren. Der Schnitt verlieh ihr ein selbstsicheres, fast aggressives Aussehen, sodass ich mich unwillkürlich fragte, wie sie wohl im Bett sein mochte. Sie hatte sich leicht von der Kamera abgewandt und schien auf etwas konzentriert.

Ganz eindeutig merkte sie nicht, wie sie fotografiert wurde. Trotzdem war die Aufnahme ausgezeichnet, und ich würde keine Schwierigkeiten haben, sie wiederzuerkennen – besonders nicht mit dieser Frisur.

Ich schloss den Anhang und überflog Schagels Mail. Die Frau hieß Tina Boyd und wurde morgen in Manila erwartet, über den Flug lagen noch keine konkreten Angaben vor. Sobald er Flugnummer und Ankunftszeit hatte, würde er sich melden. Ich sollte sie am Flughafen erwarten und ihr zu ihrem Bestimmungsort folgen. AUF KEINEN FALL (Schagels Großbuchstaben, nicht meine) dürfe ich sie aus den Augen verlieren. Weitere Instruktionen würden folgen. Die Mail endete mit der Aufforderung, sie und den Anhang zu

löschen.

Ich tat wie geheißen, blieb aber am PC sitzen. Tina Boyd. Das Foto sagte mir nichts, doch der Name kam mir bekannt vor. Ich hatte ihn schon mal gehört. Vor langer, langer Zeit.

Dann zuckte ich zusammen, denn ich erinnerte mich, wann und wo. Vor sechs Jahren an einem kalten Winterabend in London. Das letzte Mal, als ich dort war. Und ich erinnerte mich nur zu gut an den Anlass.

Eine Londoner Ermittlerin – Detective Sergeant, wenn ich mich recht entsann – war also unterwegs nach Manila, und ihre Reise hatte offenbar die falschen Leute aufgeschreckt. Ich gab ihren Rang und Namen ein, stellte zuerst fest, dass sie zum DI befördert worden war, und scrollte mich durch

die nicht gerade wenigen Artikel, die sofort aufploppten.

Meine Stunde war fast um, als ich endlich aufstand. Ich hatte einiges über Tina Boyds kontroverse, gelegentlich todesverachtende Karriere in Erfahrung gebracht, aber immer noch keine Ahnung, warum sie sterben sollte oder welcher Art ihre Verbindung zu Patrick O’Riordan war.

Doch ich war unheimlich neugierig darauf, es herauszufinden.

19

Omar Salic brauchte die Belohnung, die dieser Mann von der Manila Post, Pat O'Riordan, ihm zugesichert hatte. Dringend. Denn damit könnte er mit Soraya endlich Manila verlassen und das Zimmermannsgeschäft aufziehen, von dem er zu Hause in Mindanao so lange geträumt hatte. So würde er auch dem üblen Einfluss der Männer entkommen, mit denen er zuletzt zusammengearbeitet und die er anfangs für seine Freunde gehalten hatte, die sich aber in Teufel verwandelt hatten. Wenn er mit ihnen weitermachte, würde er, daran hatte er nicht die geringsten Zweifel, bald tot sein, und Soraya, die schöne Soraya, würde mit ihrem ungeborenen Baby alleine dastehen. Ein Baby,

das Omar dann nie zu Gesicht bekommen würde.

O’Riordan hatte versprochen, Omars Flucht zu unterstützen, war aber nicht zu ihrem Treffen erschienen, genauso wenig wie der andere, der Amerikaner, den er Cheeseman nannte. Omar hatte O’Riordans Anweisungen befolgt und nichts aufgeschrieben, sondern alles bis ins Detail auswendig gelernt. Mehr als zwei Stunden hatte er am vereinbarten Treffpunkt auf ihn und Cheeseman gewartet, ehe er widerstrebend aufbrach.

Der Heimweg war eine der schmerzhaftesten Erfahrungen seines Lebens. Alle fünf Minuten versuchte er, O’Riordan über dessen Handy zu erreichen, der Reporter hatte ihm versichert, unter dieser Nummer Tag und Nacht erreichbar zu sein. Doch jedes Mal

hatte er sofort die Mailbox dran. Omar hatte keine Nachrichten hinterlassen. Welchen Sinn hätte das auch ergeben? O'Riordan, der Mann, der die Dinge für Soraya und ihn zum Besseren hatte wenden sollen, hatte ihn aufgegeben, obwohl Omar sicher war, dass seine Information Tausende, vielleicht sogar Millionen Dollar wert war. Und nun lief ihm die Zeit davon, jemand anderen zu finden, der bereit war, dafür zu zahlen. Und wenn ihm diese Chance entglitt, und danach sah es im Augenblick aus, würde er sicher keine zweite erhalten.

Es war Viertel vor sechs, als Omar den schäbigen Apartmentkomplex im Tondo-Viertel erreichte, hinter dem langsam die smogverhangene Sonne unterging. Hier hatten Soraya und er die letzten drei Jahre gelebt und

versucht, der Stadt, die sie beide verabscheuten, ein Leben abzutrotzen. Während er mit dem Aufzug nach oben fuhr, schwor er sich, nicht aufzugeben und jemanden zu finden, dem er seine Information verkaufen konnte. Er zwang sich, fröhlich zu wirken. Er wollte Soraya nicht beunruhigen. Nicht in ihrem Zustand. Sie ahnte nichts von seinem Doppelleben, nichts von dem geplanten Treffen mit O'Riordan. Sie glaubte, er verbringe den Nachmittag mit Freunden, und dabei sollte es bleiben.

Doch sobald er sein Apartment betrat, merkte er, dass es dafür längst zu spät war. Soraya saß in ihrem Lieblingssessel, aber damit endete schon die Normalität. Ihr Mund war geknebelt und ihre Hände waren gefesselt. Über dem Knebel weiteten sich ihre

Augen vor Schreck.

Omar japste nach Luft, einen Moment lang war er unfähig zu begreifen, was vor sich ging. Doch selbst in ihrem Schrecken versuchte Soraya, ihm mit den Augen Zeichen zu geben.

Doch bevor er sich umdrehen konnte, wurde er hart von hinten gepackt und spürte ein Messer an der Kehle.

»Auf die Knie, Verräter«, zischte ihm eine bekannte Stimme zu, und er wurde grob zu Boden gedrückt, bis er auf dem Bauch lag. Aus seiner Lage konnte er sehen, dass Sorayas Kleid blutgetränkt war. Angst und Schrecken ergriffen von ihm Besitz.

Mindestens zwei Männer hielten ihn am Boden fest, und obwohl ihn eine unbändige Wut über das, was sie seiner Frau angetan hatten, überkam, erkannte er, dass jede

Gegenwehr sinnlos war. Nicht mit einem Messer an der Kehle.

»Was ist hier los?«, keuchte er und versuchte, wenigstens ein bisschen Kontrolle zurückzugewinnen, obwohl er spürte, wie sich seine Eingeweide verkrampften. Er wusste, wozu diese Männer fähig waren.

»Du weißt am besten, was los ist«, zischte die Stimme wieder. »Was hast du dem Journalisten erzählt?«

»Nichts, ich schwöre, nichts«, antwortete Omar und schaffte es endlich, Augenkontakt mit Soraya herzustellen. Er versuchte ihr zu bedeuten, dass er die Lage in den Griff kriegen und die Männer daran hindern würde, ihr noch mehr Leid zuzufügen. »Bitte, lasst meine Frau gehen, sie ist schwanger«, sagte er laut.

Doch während er das sagte, sah er einen dritten Mann aus der winzigen Küche kommen. In der einen Hand hatte er eine Nagelpistole, in der anderen ein Schlachtermesser. Es war Anil, und er wirkte völlig ruhig. Aber das war er eigentlich immer. Selbst beim Töten.

»Bitte, Anil«, flüsterte Omar und spürte, wie das Messer beim Sprechen seine Haut ritzte.
»Lass Soraya gehen. Sie hat nichts getan.«

»Aber du, Omar«, sagte Anil verschlagen,
»aber du. Nicht wahr? Wem hast du es erzählt?«

»Niemand.«

»Was ist mit dem Journalisten?«

Omar hatte keine Ahnung, wie sie das mit O'Riordan herausgefunden hatten. Er hatte äußerst vorsichtig sämtliche Spuren verwischt,

und er hatte O'Riordan überhaupt nur angesprochen, weil er geglaubt hatte, ein erfahrener Journalist würde das ebenfalls tun. Doch letztlich spielte es keine Rolle mehr. Sie wussten Bescheid. Was bedeutete, dass Omar die Wahrheit würde sagen müssen. Er war erledigt, so viel war ihm klar. Aber wenn es eine Chance gab, Soraya lebend hier herauszubekommen, dann wollte er sie nutzen.

»Okay, wir haben uns eben erst verabredet. Das ist alles. Und der Journalist war nicht da.« Er ignorierte das Messer und hob den Kopf, bis er Anil in die Augen sehen konnte. Von Mann zu Mann. »Hör zu, ich weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe ...«

»Das hast du, Omar, das hast du.«

»Aber Soraya hat nichts getan. Sie ist schwanger.«

»Das hast du bereits erwähnt.«

»Bitte, tu ihr nichts, Anil. Ich schwöre, niemand außer mir kennt die Einzelheiten. Niemand.«

Anil sah Omar verächtlich an und befahl seinen Männern, ihn festzuhalten.

Plötzlich verspürte Omar einen heißen Stich. Sie hatten ihm ein Messer tief in die Seite gestoßen. Er rang nach Luft. Gleichzeitig verschwand das Messer von seiner Kehle, und sein Mund wurde grob mit Tape verklebt. Er spürte keinen Schmerz, nur den Schock, als er sah, wie das Blut auf die schmutzigen Fliesen tropfte. Wenn das der Tod sein soll, dachte er, dann ist er weniger schmerzhaft, als ich gedacht habe.

Doch es war nicht der Tod. Es war nur der Anfang.

Denn danach zwangen sie ihn mit anzusehen, wie Anil sich über Soraya hermachte.

Und als er damit fertig war, waren der Schmerz und die Qualen, die Omar durchlitt, so groß, dass er sich nichts sehnlicher wünschte, als tot zu sein.

20

Nachdem ich England Ende 2004 verlassen und die Brücken zu Tomboy auf den Philippinen abgebrochen hatte, flog ich in den Fernen Osten, ohne genau zu wissen, was ich wollte. Obwohl unsere Beziehung beendet war, schuldete Tomboy mir immer noch eine Menge Geld – mehr als zwanzigtausend Dollar –, das ich brauchte, um noch mal irgendwo anders von vorn anfangen zu können.

Dieses Irgendwoanders war dann Thailand.

In Bangkok kaufte ich mir einen Reiseführer, arbeitete ihn durch und brach daraufhin Richtung Süden auf, zur Insel Ko Lanta in der Andamanensee. Ko Lanta wählte

ich, weil es vergleichsweise unterentwickelt war, keinen Flughafen hatte und sich nur per Fähre erreichen ließ. Von daher war es bei den Briten weniger beliebt, die es mehr in Touristenzentren wie Phuket und Ko Samui zog. Dort unten standen meine Chancen besser, nicht wiedererkannt zu werden. Den Ausschlag aber gaben die Tauchmöglichkeiten, die zu den besten des Landes zählten.

Als ausgebildeter Tauchlehrer, der über fünfzehnhundert Tauchgänge aufweisen konnte, fand ich schnell einen Job in einer kleinen Tauchschule, deren Besitzer außerdem frisches Geld gebrauchen konnten, um neue Ausrüstungen zu kaufen. Ich mailte an Tomboy, und zum Glück für ihn machte er keinen Wirbel und schickte mir das Geld. Ich

steckte es in das Unternehmen und wurde Teilhaber.

So hatte ich es binnen weniger Monate geschafft, wieder sesshaft zu werden und die Vergangenheit hinter mir zu lassen. Ich genoss mein Leben als Marcus »Mick« Baxter, meiner alten neuen Identität, die ich seit drei Jahren benutzte. Niemand fragte nach meiner Vergangenheit. In der Tauchszene auf Ko Lanta waren die Leute nur am Hier und Jetzt interessiert, was mir sehr entgegenkam. Ich hätte dort durchaus den Rest meiner Tage verbringen können.

Doch das Leben steckt voller Überraschungen, und meine Überraschung war, dass ich mich verliebte.

Ich traf Emma Pettit, als sie mit einer Freundin für ein verlängertes

Tauchwochenende von Bangkok herunterkam und sich bei unserer Schule anmeldete. Um von Ko Lanta zu den besten Tauchspots zu gelangen, ist man mit dem Boot zwischen zwei und vier Stunden unterwegs. Da haben Gäste und Begleiter genügend Zeit, sich zu unterhalten und, wie im Fall von Emma und mir, einander näherzukommen. Sie war ein echtes Energiebündel, mit funkelnden Augen und einem herrlichen Lächeln. Obwohl sie ursprünglich aus Somerset stammte, hatte sie die vergangenen fünf Jahre überwiegend in Übersee verbracht und in Asien und Afrika Englisch unterrichtet. Inzwischen lebte sie in Bangkok und unterrichtete an einer Privatschule. Sie reiste gerne, interessierte sich für fremde Kulturen und hatte jede Menge Anekdoten auf Lager. Sie erzählte mir von all

den Orten, an denen sie schon gewesen war, interessierte sich aber auch für mich und wollte wissen, wo ich herkam und was mich hierherverschlagen hatte.

»Du wirkst nicht so, wie man sich einen Tauchlehrer an einem solchen Ort vorstellt«, sagte sie, als wir zusammen an der Reling saßen und unsere Füße ins Wasser baumeln ließen.

»Wie muss man sich den denn vorstellen?«

»Vielleicht ein bisschen einfältiger?«

Ich lachte.

»Woher weißt du, dass ich das nicht bin?«

»Das sieht man. Du hast so traurige Augen.« Sie grinste mich an. »Dahinter verbergen sich bestimmt jede Menge dunkle Geheimnisse.«

»Schön wär's«, erwiderte ich und spulte

meinen zurechtgelegten Lebenslauf ab, den ich inzwischen im Schlaf herbeten konnte. Dass ich mich in meinem Job als IT-Marketingfuzzi gelangweilt hätte und von einem Tag auf den anderen meine Ersparnisse zusammengerafft und mich auf Weltreise begeben hätte. Erst wäre ich auf den Philippinen gelandet, dann hier.

Emma kaufte mir die Geschichte ab. Sie hatte auch keinen Grund, daran zu zweifeln. Ich bin ein guter Lügner, und was ich sagte, klang plausibel. Allenfalls sorgte ich mich ein wenig, dass sie in England gewesen war, als mein Gesicht die Titelseiten beherrschte. Doch auch da vertraute ich der Zeit und der kosmetischen Operation, die ich auf den Philippinen hatte, und genoss es, einmal eine Unterhaltung zu führen, die sich nicht ums

Tauchen drehte.

Am Abend, als das Boot im Schein der untergehenden Sonne in den Hafen einlief, fragte Emma mich, ob ich Lust hätte, später mit ihr und ihrer Freundin irgendwo einen Drink zu nehmen. Sicherer wäre es gewesen, wenn ich Nein gesagt hätte, aber das Leben im Paradies kann recht unbefriedigend sein, und ich sehnte mich nach guter Gesellschaft. Deshalb sagte ich zu und bot sogar an, noch jemanden von der Tauchschule mitzubringen, damit ihre Freundin sich nicht wie das fünfte Rad am Wagen fühlte.

Wir trafen uns in einer Strandbar in der Nähe ihres Resorts, und je weiter der Abend fortschritt, desto deutlicher wurde, dass Emma etwas von mir wollte. Und ich von ihr. Mit sechsunddreißig war sie nur sechs Jahre jünger

als ich und hatte jede Menge zu bieten. Sie war lustig, sie war interessant, sie war attraktiv. Sie war – wie ich zu meiner Überraschung feststellte – all das, was ich die vergangenen Jahre vermisst hatte, deshalb ignorierte ich meinen Sicherheitsinstinkt und ließ mich von der Situation einfangen.

Nachdem wir Emmas Freundin zum Bungalow gebracht hatten, den die beiden sich teilten, schlenderten wir Händchen haltend am Strand entlang. Wir küssten uns, machten ein bisschen herum, und es war schon nach drei, als ich sie schließlich zurückbrachte.

Am nächsten Tag kamen beide nicht zum Tauchen. Ihre Freundin hatte ein Auto gemietet, mit dem sie um die Insel fahren wollten, doch am Abend trafen wir uns wieder. Wir schafften es, uns davonzustehlen,

und spazierten wieder am Strand entlang, genossen die Stille und die warme Brise. Als ich Emma an die Tür brachte, wusste ich, dass sie etwas Besonderes war. Etwas, das einem vielleicht nur einmal im Leben begegnet.

Eine Woche darauf war ich in ihrem winzigen Apartment im Zentrum von Bangkok. Ich hatte eine Woche Urlaub genommen und erlebte die schönsten Tage meines Lebens. Wir aßen, wir tranken, wir liebten uns. Es gab nur uns beide. In meinen zweiundvierzig Jahren war ich noch nie richtig verliebt gewesen, bis zu dieser Woche. Nun schwebte ich im siebten Himmel. Endlich erlebte ich das flirrende, intensive, magenwummernde Gefühl, das Leidenschaft, Erregung, Hilflosigkeit und nackte Angst umfasst. Und es war unglaublich.

Ich besuchte Emma, wann immer ich

konnte. Es war nicht leicht, weil ich als Tauchlehrer oft sieben Tage die Woche unabhkömmlich war, aber da mir ein Teil der Firma gehörte, schaffte ich es, obwohl es finanziell eng war, wenigstens einmal monatlich nach Bangkok zu fliegen. Emma kam in etwa genauso oft auf die Insel, manchmal nur für ein, zwei Tage, aber einmal brachten wir es fertig, uns zehn Tage freizunehmen und zum Tauchen und Wandern nach Borneo zu fliegen.

Die Welt war rosarot und bot mir endlich eine hoffnungsvolle und schöne Zukunft.

Was mir eine Warnung hätte sein sollen. Die Welt bleibt nie lange rosarot, zumindest nicht für einen Mann wie mich, für den Freiheit stets ein zerbrechliches, verzweifertes Gut darstellte. Aber ich war selbstzufrieden

geworden, und als das Ende kam, wollte ich es zuerst nicht glauben. Genau genommen kann ich es heute – drei Jahre später – immer noch nicht glauben.

Alles fing damit an, dass Emma, nachdem wir etwa ein Jahr zusammen waren, schwanger wurde. Es war ein Unfall. Zumindest dachte ich das. Vielleicht hatte sie es heimlich geplant. Immerhin war sie weit über dreißig, und ihre biologische Uhr tickte wahrscheinlich schon laut. Doch ganz egal, als ich es herausfand, war ich glücklich. Auch nervös, immerhin bedeutete es eine große Verantwortung, aber ich hoffte, es würde Emma und mich noch enger zusammenschweißen und unsere Beziehung auf eine neue Ebene heben.

Anfangs tat es das auch. Sie war

unwahrscheinlich aufgeregt, und wir redeten pausenlos über die Zukunft.

Unglücklicherweise hatten wir sehr unterschiedliche Vorstellungen davon. Ich wollte, dass sie herunter nach Ko Lanta zog und das Kind hier zur Welt brachte, denn mit meinen Anteilen an der Firma verfügte ich über genügend Mittel, uns drei zu ernähren. Doch Emma wollte, dass wir nach England zurückkehrten. Ihre ganze Familie lebte noch dort, wie auch einige enge Freunde, und sie meinte, England sei der bessere Ort, um ein Kind großzuziehen. Sie schlug sogar vor, ich könnte wieder in der IT-Branche arbeiten.

»Ach komm schon, Mick, du willst doch nicht dein ganzes Leben hier verbringen«, sagte sie ungläubig, als ich den Vorschlag verwarf. »Dafür bist du viel zu gut.«

Darum ging es ja nicht, sondern darum, dass die Alternative – nach Großbritannien zurückzukehren – schlicht keine war. Im Hinterstübchen meines Gehirns hatte ich wahrscheinlich immer geahnt, dass so eine Situation unvermeidlich war, hatte es aber einfach ignoriert. Wir stritten uns, und da sie einen starken Willen besaß, verkündete sie schließlich, sie würde auf jeden Fall zurückkehren, und wenn ich sie liebte, würde ich mitkommen.

Das brachte mich in eine unmögliche Lage. Ich versuchte alles, damit sie ihre Meinung noch änderte, argumentierte, ich sei der Eigentümer der Firma und in der Sonne hier glücklich und dass sie und das Baby es auch sein würden, wenn sie mir nur eine Chance gäbe. Sie wiederum versuchte mich weiter

davon zu überzeugen, England biete die besten Möglichkeiten, eine sichere Zukunft für sie und ihr ungeborenes Kind.

Schließlich schlossen wir einen prekären Waffenstillstand, keiner von uns wollte durch ewige Streitereien unsere Beziehung zerstören, ehe sie eine Chance gehabt hatte, sich zu entwickeln. Wir lebten weiter getrennt, sie in Bangkok, ich auf der Insel. Doch dann verkündete Emma, ihre Eltern würden sie besuchen kommen, und zusammen wollten sie für ein paar Urlaubstage nach Ko Lanta kommen.

Schweren Herzens und mit einem unguten Gefühl im Magen holte ich sie zwei Wochen später von der Fähre ab.

Ihr Vater konnte mich spontan nicht leiden. Er war ein klein gewachsener, spindeldürrer

Endsechziger und sah aus, als käme er gerade vom achtzehnten Loch. Seit wir uns die Hand gegeben hatten, beäugte er mich mit kaum verborgenem Argwohn und suchte nach Anzeichen, dass ich nicht für seine Tochter taugte. Er stellte sich als Stephen vor und betonte dabei die zweite Silbe so überdeutlich, damit ich es ja nicht vergäße und es wagte, ihn Steve zu nennen.

Emmas Mutter, Diane, war das völlige Gegenteil, eine fröhliche, immerzu lächelnde Frau, die ein paar Jahre jünger war als ihr Mann und mich mit einer freundschaftlichen Umarmung und Wangenküsschen begrüßte, was ich aber kaum zur Kenntnis nahm, weil mir Stephen jetzt schon Kopfzerbrechen bereitete. Als pensionierter Finanzbuchhalter war er der Prototyp des wichtiguerischen

Pedanten, einer, der die Zeitung von vorne bis hinten las, den Zustand des Landes beklagte und mit Sicherheit jedes Detail über einen Polizisten aufgesogen hatte, nach dem wegen mindestens sechs Morden gefahndet wurde.

Emma dagegen schien rundum glücklich, mich ihren Eltern vorstellen zu können, erzählte voller Stolz von unserer Beziehung und wie schön wir es zusammen hatten.

Jetzt im dritten Monat war sie voll erblüht, ihr Gesicht strahlte vor Gesundheit, und das Bäuchlein war noch nicht zu sehen. Sie benahm sich, als könne nichts auf der Welt ihr etwas anhaben.

Nachdem sie in ihr Hotel eingecheckt hatten, das etwa siebenhundert Meter von meinem Bungalow entfernt lag, machten wir uns zu einem späten Mittagessen auf. Danach

kutschierte ich sie mit einem Jeep, den ich von einem Freund geliehen hatte, über die Insel und zeigte ihnen die diversen Sehenswürdigkeiten. Es wurde ein recht vergnüglicher Nachmittag, vor allem, weil ich es vermied, mit dem alten Herrn zu reden, während er sich ebenfalls von seiner vermutlich besten Seite zeigte und mich nur ein bisschen über die Firma ausfragte, ansonsten meistens schwieg.

Doch als wir uns am Abend zum Dinner trafen, merkte ich sofort, dass er wusste, dass mit mir etwas nicht stimmte. Er durchwühlte regelrecht meine Vergangenheit, wollte wissen, was ich in England getan hatte, für wen ich gearbeitet hatte, woher meine Familie stammte, und das alles mit einer gezwungenen Beiläufigkeit, die in krassem Gegensatz zu dem

kalten Verdacht stand, der aus seinen Augen sprach. Belustigt forderte seine Frau ihn ein paar Mal auf, das Verhör zu beenden, aber nur Emma schien zu spüren, dass etwas in ihrem Vater vor sich ging.

Ich versuchte, es locker zu nehmen, fragte ihn nach seinem Hintergrund, brachte das Gespräch auf aktuelle Themen und ergriff immer wieder Emmas Hand, um unsere Vertrautheit zu demonstrieren. Doch in mir brodelte es, und je weiter der Abend fortschritt, desto schlimmer wurde es. Einmal ertappte ich Stephen, wie er mich aus den Augenwinkeln musterte, weil er glaubte, ich würde es nicht bemerken. Es war, als habe er mich schon einmal gesehen und versuche, sich daran zu erinnern, wo und wann.

In diesem Moment wich meine Panik einer

dumpfen Resignation, und meine Beziehung zu Emma und zu unserem ungeborenen Kind – der einzige Zipfel vom Glück, den ich jemals erwischte hatte – war vorbei. Ihr Vater mochte zwar noch nicht darauf gekommen sein, aber das war nur noch eine Frage der Zeit. Und dann würde ich nicht nur Emma verlieren, sondern auch meine Freiheit.

Nachts im Bett, neben Emma, die sich in meine Achselhöhle gekuschelt hatte, lauschte ich den Grillen, die im hohen Gras vor dem Fenster zirpten, und fasste meinen Plan.

Am nächsten Morgen erzählte ich ihr, mir sei übel, und wenn es ihr nichts ausmache, würde ich noch eine Weile im Bett bleiben und hoffen, dass es besser würde. Da wir mit ihren Eltern nur an den Strand wollten, konnte ich jederzeit nachkommen.

»Natürlich«, sagte sie und strich mir besorgt über die Stirn. »Lass dir Zeit. Obwohl sie natürlich enttäuscht sein werden. Besonders meine Ma. Sie mag dich.«

»Ich mag deine Ma auch«, erwiderte ich und zog sie an mich. Ein letztes Mal hielt ich sie in den Armen, sog ihren Duft auf und roch das Shampoo in ihren Haaren. Sanft ließ ich meine Hand über die kaum wahrnehmbare Wölbung gleiten und sagte stumm Adieu zu einem Kind, das ich nie kennenlernen würde. Schließlich löste ich mich von ihr.

Ich werde nie vergessen, wie armselig und leer ich mich fühlte, als ich Emma nachsah, während sie winkend und lächelnd durch die Tür verschwand. Ich würde sie nie mehr wiedersehen können.

Zehn Minuten später hatte ich meine

Habseligkeiten in einen Matchsack gepackt und war draußen. Ich hinterließ nicht einmal eine Nachricht. Ich nahm den Jeep, den ich mir gestern geliehen hatte, und fuhr runter zum Hafen und auf die Autofähre. Auf dem Festland fuhr ich direkt zum Flughafen Krabi, und sechs Stunden später stieg ich in Bangkok an Bord einer Air Asia Maschine mit Kurs auf Phnom Penh. In Kambodscha, so hatte ich mir ausgerechnet, konnte ich ohne Aufsehen zu erregen eine Weile untertauchen und meine nächsten Schritte planen.

Doch die Dinge entwickelten sich nicht nach Plan. In Phnom Penh wurde ich am Zoll festgehalten und ehe ich mich versah von zwei schweigsamen Beamten über einen Flur in einen fensterlosen Raum gebracht, wo mir dann eröffnet wurde, dass ich festgenommen

sei. Als ich fragte, unter welchem Vorwurf, stieß ich nur auf eisiges Schweigen.

Sie ließen mich in der fensterlosen Zelle allein vor mich hinschmoren, und ich verbrachte die wohl längste Stunde meines Lebens. Jemand musste herausgefunden haben, wer ich war. Ich wusste nicht wie, obwohl ich den Verdacht hegte, mein angedachter Schwiegervater könnte etwas damit zu tun haben. Doch das spielte keine Rolle mehr. Es gab einfach keinen Ausweg. Ich saß in einem fremden Land in der Falle, ohne Waffe, ohne Freunde, ohne Fluchtmöglichkeit.

Schließlich ging die Tür auf, und ich erinnere mich noch, wie sich mir der Magen zusammenzog, als ich den pockennarbigen kambodschanischen Offizier eintreten sah, der

sich mir gegenüber an den Tisch setzte.

»Mein Name ist Lieutenant-Colonel Thom von der Royal Gendarmerie«, begrüßte er mich in akzentschwerem, aber fehlerfreiem Englisch. »Und Sie sind Dennis Milne.«

»Nein«, sagte ich, fest entschlossen, mir die Panik nicht anmerken zu lassen, die mich bei seinen Worten ergriff.

Seine Miene blieb unbewegt. »Sie sind Dennis Milne und werden von Interpol wegen Mordes gesucht. Wir können Ihre DNS nehmen und sie mit der Ihrer Familienangehörigen in England vergleichen. Bis die Ergebnisse eintreffen, halten wir Sie in Phnom Penh im Gefängnis fest, und anschließend liefern wir Sie an Ihr Land aus, wo Sie vor Gericht gestellt werden.«

Ich hatte das Gefühl, die ganze Welt stürze

über mich herein. Dieser Tag hatte sich von Anfang an angekündigt, aber nun war er da, und ich hatte Schwierigkeiten, die Konsequenzen zu erfassen. Vor vierundzwanzig Stunden war ich noch in einem offenen Jeep über die paradiesische Insel Ko Lanta gecruist, an meiner Seite die Frau, die ich liebte. Jetzt war mein Leben so gut wie vorbei, denn zurück in Großbritannien erwartete mich nichts mehr außer einem Leben hinter Gittern. Lieber wäre ich tot, und ich musste an mich halten, um nicht zusammenzubrechen.

Und zwar so sehr, dass ich kaum die nächsten Worte mitbekam, die Lieutenant-Colonel Thom gelassen aussprach.

»Es sei denn ...«

Ich sah auf. Sah in seine dunklen Augen,

fragte mich, ob das ein Trick war, der mich dazu bringen sollte, zuzugeben, wer ich war.

»Es sei denn, was?«

»Es sei denn, Sie tun genau, was ich Ihnen sage. Es besteht die Möglichkeit, dass die Dinge nicht weiter ...«

Er hielt inne, als suchte er nach dem passenden Wort.

»... eskalieren. Wenn Sie einverstanden sind, gehen wir durch diese Tür nach draußen und unternehmen eine Spritztour. Ihr Pass bleibt hier. Er wird zerstört. Er würde Ihnen sowieso nichts mehr nützen, da Ihr Alias enttarnt worden ist.«

»Und wie soll ich mich dann fortbewegen?«

»Stellen Sie keine Fragen. Tun Sie einfach, was ich sage. Okay?«

Ich hatte keine Ahnung, worauf ich mich da

einließ, aber es war wohl besser als die Lage, in der ich mich momentan befand. Also sagte ich Ja.

Wie im Traum ließ ich mich von Lieutenant-Colonel Thom über eine Reihe von Fluren geleiten, zurück in die Gepäckausgabe, wo der Matchsack mit meinen Habseligkeiten auf mich wartete. Dann ging es durch eine Tür, auf der »Kein Eingang« stand, vorbei an finster dreinblickenden Uniformierten, die Thom ehrerbietig zunickten, und schließlich hinaus auf einen Parkplatz hinter dem Terminal. Sofort schoss ein militärisch gekennzeichnete Land Rover heran, und wir stiegen beide hinten ein.

Als wir das Flughafengelände verließen, bemerkte ich, dass die Umgebung sich stark von der Blütenpracht Thailands unterschied,

an die ich mich gewöhnt hatte. Dieses Land war trocken und flach, ein Mosaik von ausgedörrten Feldern, die aus wenig mehr als rotem Staub zu bestehen schienen. Hin und wieder ragte eine struppige Palme wie eine Vogelscheuche in den gleißenden Himmel, und am Straßenrand suchten ausgemergelte Kühe den Boden nach einem Büschel Gras ab. Das war das Land der Killing Fields, die karge schreckliche Erde, in der die Knochen von Tausenden Opfern des Völkermords der Roten Khmer verrotteten – Männer, Frauen, sogar Kleinkinder. Auch dreißig Jahre danach herrschte noch eine vage Atmosphäre des Bösen ringsum, als ob die Geister der Vergangenheit nicht vollständig ausgetrieben worden wären. Meine Stimmung verschlechterte sich, je mehr wir uns Phnom

Penh näherten.

Der Jeep wand sich durch eine Reihe verwahrloster, dicht befahrener Straßen, bis wir eine schmale Allee erreichten, die von teuren Stadthäusern gesäumt war, die aus einer Mischung aus Holz und Ziegeln erbaut worden waren und offensichtlich aus der französischen Kolonialzeit stammten. Ein Baustil, von dem Manila nur träumen konnte. Wir hielten vor einem hohen Tor, und Sekunden später wurden die Doppeltüren von einem blau uniformierten Wachmann geöffnet, der ein Gewehr über die Schulter gehängt trug.

Ein westlich aussehender Mann im Anzug kam aus dem Haus und führte Lieutenant-Colonel Thom und mich in ein klassisch-luxuriös ausgestattetes Foyer. Ehe Thom und der Westler durch eine Seitentür

verschwanden, bedeuteten sie mir, auf eine blumenbewachsene Veranda zu treten, von der man einen wunderbaren Blick auf einen kleinen, aber sorgfältig gepflegten und bewässerten Garten hatte.

Ich setzte mich in einen der Rattansessel und musste sofort wieder an Emma denken. Ich versuchte, mir möglichst nicht auszumalen, welches Gesicht sie gemacht hatte, als sie merkte, dass ich sie ohne ein Wort der Erklärung verlassen hatte. Wahrscheinlich hatte ihr Vater erst zu dem Zeitpunkt zwei und zwei zusammengezählt, ehe er sie darüber aufklärte, dass sie das Kind eines skrupellosen Mörders in sich trug, der die vergangenen sechs Jahre mit einer falschen Identität untergetaucht war. Als mir das Ausmaß meines Verrats klar wurde, musste ich

schlucken und mich zwingen, die Tränen zurückzuhalten. Binnen weniger Stunden hatte ich es geschafft, ihr Leben vollständig zu ruinieren. Ich stellte mir vor, dass sie untröstlich war und unaufhörlich weinte. Die Frau, die ich liebte. Die Frau, die zu schützen ich mir geschworen hatte.

Ich habe mich in meinem Leben oft selbst gehasst, das ist das Kreuz, das man trägt, wenn man gesündigt hat, aber niemals hatte ich mich mehr gehasst als in diesem Moment und war schockiert, wie heftig die Welle der Selbstverachtung alles andere wegspülte.

»Guten Abend, Mr. Milne«, sagte eine Stimme hinter mir und unterbrach meine Gedanken.

So lernte ich Bertie Schagel kennen.

»Schön, Sie endlich einmal persönlich zu

treffen«, fuhr er fort und quetschte sich in den Rattansessel neben mir. In der Hand hielt er ein Glas mit einer durchsichtigen Flüssigkeit – wahrscheinlich ein Gin Tonic. »Ich habe eine Menge über Ihre Unternehmungen gelesen.« Er grinste verschlagen, ein Lächeln, das ich seitdem oft an ihm gesehen habe, das Lächeln eines Mannes, der alle Trümpfe in der Hand hält.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte ich instinktiv, aber längst ohne Überzeugung.

»Lügen bringt nichts«, sagte er. »Ich bin von einem Kontaktmann in Bangkok informiert worden, dass Sie im Flugzeug nach Phnom Penh sitzen. Sieht aus, als wäre die Polizei in ganz Südostasien plötzlich hinter Ihnen her. Das Foto, das bei der Passkontrolle in Thailand von Ihnen gemacht wurde, haben

mittlerweile alle Polizeistationen der Region. Sie sind in einer gefährlichen Lage, mein Freund, ohne den geringsten Bewegungsspielraum.« Er hielt inne, trank einen Schluck und musterte mich über den Rand seiner Brillengläser.

Ich sagte nichts.

»Dennoch kann ich Ihnen helfen, Dennis.« Seine listigen stahlblauen Äuglein funkelten. »Sie haben doch nichts dagegen, dass ich Sie Dennis nenne.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Wenn Sie mein Angebot annehmen, passiert Folgendes: Sie bleiben die nächsten drei Tage hier. Das Personal ist verlässlich und wird Ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Niemand hier weiß, wer Sie sind, und Lieutenant-Colonel Thom ist absolut

vertrauenswürdig. Inzwischen statten wir Sie mit einer komplett neuen Identität aus, einschließlich Pass und Führerschein. Vorher werde ich mich um einen Chirurgen bemühen, der noch ein paar Eingriffe an Ihrem Gesicht vornimmt, damit Sie sich frei bewegen können. Und schließlich richte ich Ihnen ein Konto bei einer panamaischen Bank ein, mit einem Guthaben von zehntausend Dollar, damit Sie, wie sagt Ihr Engländer?, wieder auf die Beine kommen.«

»Das klingt nach einem attraktiven Angebot, Mr. Schagek«, brachte ich schließlich ein wenig krächzend hervor.

»Das ist es. Das Beste, das Sie kriegen können. Und das Einzige.«

»Und was erwarten Sie als Gegenleistung?«

Er stellte sein Glas auf den Tisch und sah

mich eindringlich an.

»Manchmal benötige ich die Dienste, die Sie anbieten, oder angeboten haben. Es geht um die Eliminierung gewisser Leute, die für andere Leute ein Problem oder ein Hindernis darstellen. Natürlich nur gelegentlich, und ich werde Sie fair und zu marktüblichen Preisen entlohnen. Die übrige Zeit steht es Ihnen frei zu tun und lassen, was Sie wollen, wenngleich ich darauf bestehen muss, zu wissen, wo Sie sich aufhalten. Ich bin ein fairer Auftraggeber und lege Wert auf zufriedene Mitarbeiter, doch sollten Sie sich aus irgendeinem Grund einmal entscheiden, die Zusammenarbeit mit mir einzustellen und zu verschwinden versuchen, werde ich die Behörden von Ihrer Identität informieren und alles daransetzen, dass Sie entweder ins Gefängnis wandern oder selbst

eliminiert werden. Haben Sie das verstanden?«

Ich nickte. Da gab es nicht viel zu verstehen.

Er streckte die Hand aus. »Also sind Sie einverstanden, für mich zu arbeiten, ja?«

Er hatte mich an den Eiern, und wie er selbst dargelegt hatte, würde es das einzige Angebot bleiben. Da hatte ich ernsthaft geglaubt, ich hätte alles hinter mir gelassen und mir eine Existenz in der legalen Welt aufgebaut, und nun holte mich alles ein. Die Aussicht, wieder als Auftragskiller agieren zu müssen, verursachte einen leichten Schwindel, aber ich hatte keine Wahl. Wenn der Teufel ruft, muss man folgen, und im Augenblick scharrte er mit seinen Hufen vor meiner Tür.

Schweren Herzens streckte ich die Hand

aus, und wir besiegelten den Deal.

Und nun saß ich drei Jahre später wieder in einem Hotelzimmer, wenn auch in einem besseren als gestern Nacht. Es war halb zwölf Uhr abends, und ich nippte an einem San Miguel, einem spanischen Bier, das hier auf der Insel gebraut wurde. Ich war müde, gleichzeitig aber auch nervös und machte mir viel zu viele melancholische Gedanken. Ich fragte mich, ob O’Riordan und sein Liebhaber einander so geliebt hatten wie ich Emma. Die von verzweifelter Trauer getriebene Attacke des Jungen, dessen Namen ich nie erfahren würde, wies darauf hin, dass es wohl so gewesen sein musste. Und ich hatte ihre Liebe zerstört.

»Tut mir leid, Liebes«, sagte ich zur Wand und meinte Emma, zu der ich immer noch ab

und zu sprach, wenn ich allein war.

Wieder fragte ich mich, wo sie und unser Kind wohl waren. Emma würde jemand Neuen kennengelernt haben, da war ich mir sicher. Sie hatte zu viel Charakter, zu viel Energie, um lange allein zu bleiben. Unser Kind – ich stellte es mir als Sohn vor – war jetzt zwei. Ich stellte mir die drei zusammen vor. Eine glückliche Familie, vor einem wärmenden Kaminfeuer, etwas, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich stellte mir vor, wie Emma und ihr neuer Partner sich küssten, sich vor dem Kamin liebten und mein Sohn, der inzwischen laufen gelernt hatte, ihn Daddy nannte ...

Ich trank das Bier aus und holte mir ein neues. Ich musste aufhören, mich selbst zu quälen. Das zweite leerte ich viel zu schnell.

Dann nahm ich die Manila Post, die im Zimmer auslag, und blätterte sie durch. Der Mord an dem Journalisten war noch nicht erwähnt. Das würde morgen kommen. Ich konzentrierte mich auf die Artikel und versuchte, die schwarze Melancholiewolke zu vertreiben, die nach wie vor über mir schwebte, bereit, sich jederzeit wieder herabzusinken.

Das neue Handy, das ich mir gekauft hatte, um das iPhone zu ersetzen, klingelte. Es musste Schagel sein, denn er war der Einzige, der die Nummer kannte.

Er fragte mich, ob ich die Nachricht mit den Angaben über das neue Opfer gelesen hätte.

Ich sagte, ich hätte.

»Gut. Ich kann jetzt verbindlich sagen, dass sie morgen mit dem Singapore Airlines Flug

Nr. SQ910 auf dem Ninoy Aquino Airport eintreffen wird. Um 13:25 Ortszeit, Terminal L1.«

Ich suchte Stift und Papier und notierte mir die Daten.

»Ich möchte, dass Sie sie dort abpassen und ihr bis zu ihrem Hotel folgen. Vergewissern Sie sich, ob sie auch wirklich eincheckt. Sie dürfen Sie unter keinen Umständen verlieren. Klar?«

Er wirkte erregter als gewöhnlich, seine kalte Arroganz fehlte völlig. Ich fragte mich, ob alles in Ordnung war.

»Klar. Und falls sie von Kollegen am Flughafen abgeholt wird?«

»Wird sie nicht. Sie ist nicht offiziell in Manila.«

Ich war überrascht, wie viel Schagel über

ihre Bewegungen wusste, sagte aber nichts. Er hatte seine Methoden.

»Und denken Sie daran: Wenn Sie bei diesem Job tun, was getan werden muss, sind Sie danach aus meinen Diensten entlassen. Darauf haben Sie mein Wort.«

Ich dachte an Tina Boyd – eine Frau, Ermittlerin, jemand, der zweifellos Menschen hatte, die ihn liebten. Menschen, deren Leben brutal und irreversibel aus dem Gleis geworfen würde, wenn ich den Auftrag erfüllte.

Und dann dachte ich wieder an die Aussicht, mich zurückziehen zu können. An mein Geschäft im Norden von Laos, weit weg von neugierigen Blicken, wo ich endlich mein eigener Herr sein konnte und nie wieder die Befehle anderer befolgen müsste.

»Ich mach es«, sagte ich und legte auf.

ZWEI

Das Beil schwebt

21

Der Flug von London nach Singapur war lang, ausgebucht und voller Turbulenzen. Tina hatte zwar einen Gangsitz ergattert, doch der Mann neben ihr war übergewichtig und besaß die sprichwörtliche Ellbogenmentalität. Außerdem hatte er jedes Mal, wenn er für eine Weile einnickte, laut geschnarcht.

Folglich war sie, als sie nach dreizehn anstrengenden Stunden am Sonntagmorgen um 8:30 in Singapur landete, erschöpft. Sie benutzte die Toilette, um sich umzuziehen und in ein leichtes T-Shirt und ein paar lange Shorts zu schlüpfen. Dann holte sie sich bei Starbucks einen großen Espresso, den sie mit dem Geld bezahlen konnte, das sie in

Heathrow gewechselt hatte. Sie fand einen freien Platz und checkte die Nachrichten auf ihrem Handy.

Die erste kam von Bob Levine, ihrem Boss bei der CMIT. Es war die Antwort auf ihre SMS von gestern. Darin hatte sie ihm mitgeteilt, dass sie sein Angebot annehme, aber statt einer Woche ab sofort zwei Wochen fehlen werde. Levines Nachricht klang verärgert, er teilte ihr mit, wenn sie mehr Urlaub haben wolle, hätte sie das früher sagen sollen, und sie solle ihn am Montag anrufen, dann könnten sie über ihren Antrag sprechen. Er würde noch viel verärgerter sein, wenn er mitkriegte, dass sie ihn von der anderen Hälfte der Erdkugel anrief. Aber darüber würde sie sich später Gedanken machen. Sie ging davon aus, dass sie als verlässlicher Cop galt. Sie ließ

sich kaum krankschreiben (es sei denn, sie war im Dienst verwundet worden), und mit Ausnahme von Weihnachten hatte sie sich seit ihrer Mittelamerikareise letzten Sommer nicht mehr freigenommen. Sie hatte ein Anrecht auf ein paar freie Tage und in diesem Fall sogar noch gute Gründe.

Die zweite Nachricht stammte von einer verdeckten Nummer, und die Verbindung war schlecht. Dennoch erkannte sie die Stimme des kambodschanischen Polizisten, mit dem sie am Freitagabend gesprochen hatte. Er stellte sich als Lieutenant Hok Ma von der Königlichen Gendarmerie Kambodschas vor und sagte, er habe den Kollegen ausfindig gemacht, mit dem Nick Penny gesprochen hatte.

Tina lauschte aufmerksam, wie Lieutenant

Ma den Hergang der Unterhaltung der beiden Männer rekapitulierte. Die Einzelheiten bestätigten, was sie bereits wusste. Tina wollte herausfinden, ob die kambodschanische Polizei aufgrund von Pennys Informationen etwas unternommen hatte, wenngleich der Ton von Lieutenant Ma dies nicht unbedingt nahelegte. Lieutenant Ma hatte sie erst vor einer Stunde angerufen, deshalb suchte sie in ihrer Tasche nach seiner Nummer und rief ihn zurück, erhielt aber keine Antwort.

Egal, sie war definitiv auf der richtigen Fährte.

Sie trank ihren Kaffee aus und ging langsam Richtung Abflugterminal, um ihren Anschlussflug abzuwarten.

Und da sah sie ihn.

Er kam etwa zwanzig Meter vor ihr aus der

First-Class-Lounge. Ein kleines, gebeugtes Männchen, deutlich über fünfzig, dessen dünnes Haar ganz offensichtlich schwarz gefärbt war. Die spitzen Züge seines blassen und aufgedunsenen Gesichts erinnerten Tina an eine überfressene Ratte.

Er trug einen unmodischen hellbeigen Anzug und ein offenes weißes Hemd, das sich über seinem mächtigen Bauch spannte, und hätte mit seiner Duty-Free-Tüte und seinem Trolley wie ein gewöhnlicher älterer Reisender ausgesehen, wäre er nicht von einem hünenhaften Bodyguard begleitet worden, der in seinem schwarzen Anzug und mit seinem humorlosen, alles erfassenden Blick wie ein absoluter Profi wirkte.

Doch an Paul Wise war nichts gewöhnlich. Und auch nicht an den Verbrechen, die er

begangen hatte.

Einen Moment lang war Tina zu geschockt, um zu reagieren. Sie hatte so vieles über ihn gelesen, so viele Fotos von ihm gesehen, hatte so viele Stunden damit verbracht, wilde Rachepläne zu schmieden. Doch sie war ihm noch nie leibhaftig begegnet. Ihn jetzt zu sehen und zu wissen, dass sie ihm nichts anhaben konnte, erfüllte sie mit einer solchen Wut, dass ihr fast übel wurde. Sie wollte ihn an seinem faltigen Hals packen und ihn mit aller Kraft würgen, den Schrecken in seinen Augen genießen, ihm sagen, wie lange sie auf diesen Moment gewartet hatte, dass dies die Vergeltung war für all die Morde und die Leben, die er zerstört hatte, und so lange zudrücken, bis das letzte stinkende Röcheln aus seiner Kehle entwichen war und er leblos

in ihren Armen zusammensackte.

Stattdessen wandte sie sich schnell ab und setzte sich. Sie hielt den Kopf gesenkt und tat so, als suchte sie etwas in ihrer Tasche. Paul Wise wusste genau, wer Tina war, immerhin hatte er vor noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden versucht, sie umbringen zu lassen, und sie konnte nicht riskieren, dass er sie hier erkannte.

Er ging mit seinem Bodyguard Richtung Abflugterminal, und sie wartete eine volle Minute, ehe sie aufstand und ihm folgte. Sie fragte sich, was zum Teufel er hier machte.

Die Frage wurde schnell beantwortet. An Gate 70 bog er nach links, wurde an einer langen Schlange von Economy-Passagieren vorbeigeleitet und verschwand schließlich im Boardingtunnel des Singapore-Airlines-Flugs

SQ910.

Paul Wise war auf denselben Flug gebucht wie sie; er flog nach Manila.

Sie wusste nur noch nicht, warum.

Manilas Ninoy Aquino Airport ist ein schäbiger und verwirrender Moloch, auf dem an diesem Sonntagnachmittag glücklicherweise nicht ganz so viel los war wie sonst. Besucher haben keinen Zutritt zur Ankunftshalle, sondern müssen hinter einem langen Zaun warten, der vom Hauptterminal durch einen Fußgängertunnel und zwei Zufahrtsstraßen getrennt ist. Wie überall auf den Philippinen werden die Sicherheitsmaßnahmen sehr lax gehandhabt, und für einen Westler wie mich, der aussah, als wüsste er, wohin er ginge, war es nicht schwer, durch die Menge und an den wenigen Wachen vorbei ins Innere des Kordons zu schlüpfen.

In einer Nische vor dem Gebäude fand ich einen Platz, von wo aus ich die Passagiere durch eine offene Doppeltür im Blick hätte. Sie selbst dagegen konnten mich praktisch nicht sehen. Ein Dutzend Filipinos, die Schilder von Firmen und Hotels hochhielten, erwiesen sich als nützlicher Schutzwall zwischen mir und dem Ausgang. Wachmänner gab es hier nirgendwo.

Ich lehnte mich zurück und schlug eine Ausgabe der International Herald Tribune auf, las aber nicht, sondern dachte über Bertie Schagels Angebot nach, mich künftig in Ruhe zu lassen. Gestern Abend im Bett war mir durch den Kopf geschossen, dass es sich um einen Trick handle, dass er es sich nicht leisten könne, mich vom Haken zu lassen und mich deshalb umbringen lassen würde, damit ich

niemandem je von unserer Verbindung erzählte. Seit mich heute Morgen um zehn die strahlende Tropensonne, die durch mein Hotelzimmerfenster schien, geweckt hatte, waren meine grüblerischen Gedanken wie weggeblasen, und ich hatte den größten Teil des Vormittags damit verbracht, mir einzureden, dass er meinte, was er sagte. Natürlich war Schagels Wort nichts wert, und ich traute dem Typ nicht weiter, als ich ihn werfen könnte, was angesichts seiner Leibesfülle nicht gerade weit war. Andererseits wäre es ein ziemlicher Aufwand, mich zu beseitigen. Es wäre um einiges einfacher, mich auszuzahlen und abhauen zu lassen. Selbst wenn ich irgendwann einmal verhaftet würde, wusste ich so wenig über ihn, dass ich den Behörden wohl kaum genug

Informationen liefern könnte, um ihn ans Messer zu liefern.

Mit dem Geld, das mir dieser Job einbrachte, konnte ich mich mit einiger Gelassenheit zur Ruhe setzen. Und falls ich je von Laos die Nase voll hätte, konnte ich immer noch irgendwo anders hingehen, mir vielleicht eine neue Identität besorgen, damit auch Schagel mich nicht mehr finden würde, sollte er je seine Meinung ändern und mich doch noch ausschalten wollen. Wenn ich diesen letzten Job erledigte, hätte ich Optionen und Möglichkeiten. Ich konnte ein neues Leben anfangen.

Nun kam ein dünner Strom Menschen aus dem Ausgang, und ich hielt die Zeitung so, dass ich gerade darüber hinwegsehen konnte, während ich mich so unauffällig wie möglich

verhielt. Als Ermittlerin mit über zehn Jahren Berufserfahrung würde Tina Boyd sich ihre Umgebung genau ansehen und auf alles achten, was ihr ungewöhnlich erschien.

Und dann trat sie heraus, eine schlanke, blasse Frau, mit einem durchtrainierten Körper, der sich unter T-Shirt und Shorts abzeichnete. Am auffälligsten war der kurze blonde Haarschopf. Obwohl sie eindeutig erschöpft war, wirkte sie im Vergleich zum Foto jünger und hübscher. Sie hatte den entschlossenen, selbstsicheren Gang des langjährigen Polizisten, der sogar ein wenig aggressiv wirkte, so als würde sie permanent mit Ärger rechnen.

Mir war sofort klar, dass man in ihrer Gegenwart äußerst vorsichtig sein musste. Sie war definitiv nicht der Typ, den man

unterschätzen sollte.

Ich vertiefte mich wieder in meine Zeitung, hörte aber mit, wie sie einen Burschen in der Halle fragte, wo sie ein Taxi finden könne. Ich wartete, während sie zur Zufahrtsstraße hinüberging, und folgte ihr dann mit zehn Metern Abstand und mehreren Ankömmlingen dazwischen.

Als sie durch den Tunnel war, warf sie einen Blick nach hinten. Ich war nicht sicher, ob sie mich gesehen hatte, aber das wäre egal. Ich trug meinen Matchesack und sah wie ein x-beliebiger Reisender aus. Obwohl wir eine Zeit lang auf demselben Revier Dienst getan hatten, waren wir uns nie begegnet, da sie erst dorthin versetzt wurde, als ich bereits weg war. Mein Gesicht könnte ihr aufgrund der zahllosen Fotos, die von mir erschienen waren,

bekannt vorkommen, doch mittlerweile sah ich deutlich anders aus – das Alter und diverse chirurgische Eingriffe und nicht zuletzt die Tropensonne hatten ganze Arbeit geleistet.

Ich ließ eine Person zwischen uns und stellte mich dann dahinter in die Taxischlange. Zum Glück wartete eine lange Reihe von Fahrzeugen auf Kundschaft, und mein Taxi verließ den Standplatz keine zehn Sekunden nach dem ihren. Ich sprach die unsterblichen Worte »Folgen Sie dem Wagen da« zum Fahrer und bot ihm zweitausend Peso Trinkgeld, wenn er es schaffte dranzubleiben.

Es klappte. Er behielt ihr Taxi die ganze Fahrt über im Blick und war clever genug, nicht zu dicht aufzufahren. Eine halbe Stunde später sah ich, wie das Taxi in die Auffahrt des Bayview Hotels einbog, das am Hafen lag, nur

ein paar hundert Meter vom Hilton entfernt.

Ich sagte dem Fahrer, er solle hundert Meter weiter anhalten und gab ihm sein Geld. Ich hatte mich auf der Fahrt schon umgezogen und die alten Kleider in den Matchsack gesteckt. Nun trug ich ein T-Shirt, eine neue Sonnenbrille und ein Basecap der New York Yankees. Der Fahrer blickte mir zwar irritiert nach, sagte aber nichts.

Als ich beim Bayview ankam, hatte sie fünf Minuten Vorsprung. Wie überall auf den Philippinen standen am Eingang Wachmänner, doch da ihnen nie in den Sinn gekommen wäre, dass von einem Westler eine Gefahr ausgehen könnte, hielten sie mir mit einem Lächeln die Tür auf.

Tina Boyd stand an der Rezeption und füllte die Anmeldung aus. Ich schlenderte langsam

vorbei und tat so, als wartete ich auf jemanden. Sie händigte dem Rezeptionisten das Formular aus, und ich hörte, wie er sagte, ihr Zimmer hätte die Nummer 927 und liege im neunten Stock.

Ich ging weiter, kniete mich nach ein paar Metern nieder und kramte geschäftig in meinem Matchsack, während sie an mir vorbei zu den Fahrstühlen ging.

Erst als sich die Lifttüren hinter ihr geschlossen hatten, erhob ich mich und verließ das Hotel durch den Hauptauszug. Ich bog in eine ruhige Seitenstraße ein, wählte Bertie Schagels Nummer und hinterließ eine Nachricht. Ich gab den Aufenthaltsort des Opfers an und wartete dann auf seinen Rückruf.

Fünf Minuten später klingelte es, und ich

lauschte seinen Instruktionen.

Als ich auflegte, spürte ich unter der Jacke den Druck meiner neuen Waffe, einer kurzläufigen Taurus-Pistole mit zehn Schuss im Magazin. Ich drehte mich um und ging zurück zum Hotel.

Es war schon nach drei, als Tina endlich aus der Dusche kletterte und sich auf dem Weg ins winzige Schlafzimmer abtrocknete. Sie fühlte sich jetzt um einiges besser, war allerdings immer noch müde und ein wenig nervös. Am Flughafen war ihr ein Westler aufgefallen, und sie glaubte, ihn im Hotel wiedergesehen zu haben. Sie war sich zwar nicht hundertprozentig sicher, aber doch genug, um ernsthaft über einen Hotelwechsel nachzudenken.

Die Frage war nur, wer um alles in der Welt erfahren haben sollte, dass sie hier war. Sie hatte Flug und Hotel am Computer ihres Vaters gebucht und eigens einen neuen E-

Mail-Account eingerichtet. Vielleicht war sie einfach paranoid. Immerhin hatte sie mehr als vierundzwanzig Stunden nicht mehr richtig geschlafen und war vollkommen erschöpft.

Sie nahm ihr Handy und schaute es nachdenklich an. Am liebsten hätte sie Mike Bolt angerufen, ihren Ex-Boss aus der SOCA, der Abteilung Organisiertes Verbrechen, und ihn gefragt, ob er einen Grund wusste, warum Paul Wise auf die Philippinen reiste. Mike und sie hatten einander einmal sehr nahegestanden. Als sie nach dem Tod ihres Verlobten eine schlimme Zeit durchmachte, hatte er sie in seine Truppe geholt und ihr geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Ihre Freundschaft hätte beinahe in eine Affäre gemündet, was der Hauptgrund war, warum Tina die SOCA verlassen hatte und zur Met zurückgekehrt

war. Seitdem hatten sich ihre Wege einige Male gekreuzt. Einmal hatte Mike ihr unter Einsatz seines Lebens das ihre gerettet, ein andermal hatte sie ihn dazu gebracht, alle Regeln zu missachten und seinen Job zu riskieren, um ihr eine entscheidende Information zu besorgen. Er hatte sich ein Disziplinarverfahren eingehandelt, und obwohl er Job und sogar Rang behalten konnte, hatte Tina nach wie vor immense Schuldgefühle. Als alles vorbei war, hatte sie ihn angerufen und sich dafür entschuldigt, ihn in diese Lage gebracht zu haben, und er hatte sie besänftigt und gesagt, es spiele keine Rolle, er habe ihr gern geholfen. Doch etwas in seinem Ton hatte ihr das Gefühl vermittelt, in Wirklichkeit habe er sein Handeln bereut. Und sie wusste, dass er sie mittlerweile für eine unberechenbare

Größe hielt, die von Paul Wise und dem Gedanken, Vergeltung zu üben, besessen war.

Seitdem hatten sie sich nur noch einmal unterhalten. Im letzten September, als sie ihn auf Drängen Nick Pennys angerufen und um einige Informationen über Paul Wise' Geschäfte in Panama gebeten hatte. Damals hatte Mike ihr erklärt, dass er strikte Anweisung habe, ohne die ausdrückliche Genehmigung des Polizeipräsidenten niemandem außerhalb der SOCA Informationen über Paul Wise zukommen zu lassen. Außerdem, so hatte er hinzugefügt, würden sie immer noch aktiv gegen Wise ermitteln – wobei sein Ton andeutete, der Druck habe merklich nachgelassen. Was keine große Überraschung war, denn obwohl ein Großteil der SOCA-Ressourcen darauf

konzentriert worden war, Paul Wise zur Strecke zu bringen, waren sie keinen Schritt weiter als vor vier Jahren, zu Beginn der Ermittlungen. Wen wunderte es da, dass sie sich nun auf leichtere Ziele einschossen.

Tina konnte sich Mikes Reaktion förmlich vorstellen, wenn sie ihm erzählte, dass sie auf den Philippinen war, um eine neue obskure Spur zu verfolgen. Deshalb ließ sie das Handy aufs Bett fallen, rieb sich trocken und zog sich langsam an. Zeit, die neue Umgebung zu erkunden, sich zu orientieren und mit der Suche nach Pat O’Riordan zu beginnen.

»Du brauchst keine fremde Hilfe«, sagte sie zu sich selbst, stand auf und spürte auf einmal wieder die vertraute Mischung aus Erregung, Entschlossenheit und Trotz, die ihre Karriere bis dahin geprägt und sie ein ums andere Mal

in Gefahr gebracht hatte.

Was nicht einer gewissen Ironie entbehrte. Denn kaum hatte sie den ersten Schritt Richtung Tür getan, als sie erstarrte. Der runde Türgriff wurde langsam von außen gedreht, und schon begann die Tür sich einen Spaltbreit zu öffnen.

24

Vor der Tür zu Zimmer 927 blieb ich stehen und sah mich auf dem Flur um. Ich lauschte an der Tür, konnte aber nichts hören. Ich nahm an, Tina sei noch drinnen, und hoffte, sie würde gerade den Jetlag wegschlafen und mir so meinen Job wesentlich erleichtern. Wenn sie wach war, musste ich leise sein und schnell. Kein Spielraum, weder für Zögern noch für Zweifel. Die Sache durchziehen, und dann lockte das neue Leben. Vermasselte ich es, wurde ich für Schagel zum Risiko. Der Einsatz war hoch.

In meinem Job muss man sich mit Einbrüchen aller Art auskennen, und es überrascht mich immer wieder, wie einfach es

oft ist. Mit den neuen Schlössern funktioniert zwar der klassische Kreditkartentrick nicht mehr so problemlos, aber mit der einen oder anderen Variante kommt man recht weit. Ich zog eine alte iTunes-Geschenkkarte aus meiner Brieftasche. Die Karte hatte eine zollgroße Einkerbung an einer Seite. Mit dieser voraus schob ich die Karte zwischen Tür und Rahmen, und zwar so, dass der Riegel genau in die Lücke passte. Dann drückte ich ein paar Mal kräftig zu, und die Verriegelung schnappte auf. Ich zog die Pistole aus dem Hosenbund und schraubte möglichst lautlos den Schalldämpfer auf. Dann drehte ich langsam den Türknauf, drückte die Tür gerade so weit auf, dass ich hindurchpasste, und schlüpfte hinein. Wie immer schoss mir dabei durch den Kopf, was

für ein gewiefter Einbrecher und Mörder aus mir geworden war, nachdem ich mehr als ein Jahrzehnt damit verbracht hatte, beide zu bekämpfen.

Ich befand mich in einem kurzen, schmalen Flur, von dem rechts das Badezimmer abzweigte. Vorne lag das Schlafzimmer. Die Badezimmertür stand offen, aber das Licht war aus. Ich schaute hinein: leer. Ich ging einen Schritt weiter und konnte die untere Hälfte des Bettes sehen. Ein geöffneter Koffer lag darauf, aber es gab keine Spur von der Frau. Sie musste ausgegangen sein, was bedeutete, ich musste warten. Warten ist nie eine angenehme Aufgabe, weil man zwischen den persönlichen Dingen von jemandem sitzt, den man töten wird. Dafür bot es den Überraschungseffekt.

Ich wurde einen Tick lockerer und trat aus

dem Flur ins Schlafzimmer. Sah sie erst im allerletzten Moment. Sie hatte sich gegen die Wand gepresst und mir aufgelauert, und ehe ich auch nur daran denken konnte, den Abzug zu drücken, schlug sie mir den Metallsockel einer Nachttischlampe über den Schädel und erwischte mich am Kinn.

Durch die Wucht des Aufpralls klappte mein Kopf zur Seite, der plötzliche Schmerz war bestialisch, aber ich tat das einzig Richtige und hielt die Pistole fest und versuchte, sie vor die Mündung zu bekommen.

Doch die Frau war schnell. Sie ließ die Lampe fallen und stürzte sich auf mich, sodass ich nicht mehr schießen konnte. Mit der einen Hand packte sie mein Handgelenk und drückte die Pistole von sich weg, mit der anderen verpasste sie mir eine Serie von

kurzen Haken an mein bereits verletztes Kinn.

Benommen taumelte ich zur Wand. Sie hing noch an mir und versuchte, mir das Knie zwischen die Beine zu rammen, doch ich hielt die Beine zusammen. Trotzdem musste ich die Initiative ergreifen, denn mit überraschender Kraft verdrehte sie mir gleichzeitig so brutal das Handgelenk, dass ich kaum noch die Pistole festhalten konnte.

Ich prallte gegen die Wand, stieß mich aber federnd ab und sprang mit dem Kopf voraus nach vorne, wobei ich versuchte, ihr die Stirn auf die Nase zu rammen. Doch sie drehte sich schnell genug weg, sodass ich sie nur streifte. Immerhin verlor sie durch meine Dynamik das Gleichgewicht und stolperte rückwärts über die Lampe. Sie ging zu Boden, und es gelang mir, meine Hand loszureißen. Allerdings hatte

auch ich zu viel Schwung, stolperte meinerseits über sie und fiel aufs Bett. Ich rollte auf den Rücken und wollte aufspringen, aber da war sie schon wieder auf den Beinen und bereit, sich auf mich zu stürzen.

Dann sah sie, dass ich immer noch die Pistole hatte und sie beidhändig auf sie richtete. Die Mündung des Schalldämpfers kaum mehr als einen Meter von ihrer Brust entfernt.

Sie erstarrte. Wir erstarrten beide. Und sahen einander an. Ihre Miene weder trotzig noch verängstigt.

Ich dachte wieder daran, mich zur Ruhe zu setzen. Nur noch dieser eine verdammte Job ...

Mein Finger krümmte sich um den Abzug.

Die Zeit blieb stehen, und ich spürte, da

war sie.

Meine Chance. Ich hatte die Wahl. Ich stand am Kreuzweg. Drückte ich den Abzug, war ich frei. Doch der Preis war hoch. Ich müsste kaltblütig eine Polizistin erschießen. Wie würde ich je einen friedlichen Sonnenuntergang genießen können?

Was würde Emma denken? Und unser Kind?

Ich hatte meinen moralischen Kompass lange genug missachtet. War blind gegenüber den Regeln, die ich gebrochen hatte. Konnte ich es noch einmal tun, ein letztes Mal, wenn das Opfer eindeutig unschuldig war?

Die Antwort lautete Nein. Ich konnte es nicht. Nicht einmal angesichts der verlockenden Perspektive.

Mit einem Gefühl der Erleichterung, unter

das sich erste Anzeichen von Angst mischten,
ließ ich die Pistole sinken und legte sie aufs
Bett.

»Du bist mir vom Flughafen aus gefolgt, stimmt's?«, sagte Tina Boyd. Sie hielt die Augen auf die Pistole auf dem Bett gerichtet, blieb aber stehen, wo sie war.

Ich runzelte die Stirn, verblüfft, dass man mich so leicht ausmachen konnte. »Ja, bin ich.«

Sie seufzte und fuhr sich mit Hand durch ihre kurzen, stacheligen Haare.

»Ich brauche eine Zigarette. Ich gehe da rüber, zum Schreibtisch, und nehme mir eine. Okay?«

Ich nickte und sah zu, wie sie eine aus der Packung schüttelte und anzündete. Das Ganze mutete hochgradig surreal an. Hier saß ich und

unterhielt mich höflich mit jemandem, den ich erst vor ein paar Minuten hatte erschießen wollen. Meine Ruhestandspläne, gerade noch hell und strahlend, verblassten. Trotzdem, ich hatte die richtige Entscheidung getroffen. Sie zu töten, wäre ein Verbrechen gewesen, mit dem ich nicht hätte leben können, ganz egal, was ich versucht hätte mir einzureden.

Tina sog lange an ihrer Zigarette und inhalierte den Rauch so tief in die Lungen, dass ich selbst fast wieder zu rauchen anfangen wollte. Ich bemerkte, wie sie mich komisch ansah.

»Kann es sein, dass ich dich von irgendwoher kenne?«, fragte sie.

»Nein«, sagte ich entschieden und stand auf. Ich musste hier raus, bevor ich die Situation noch schlimmer machte.

Misstrauisch zog Tina sich in die Ecke zurück.

»Schon gut«, sagte ich. »Ich tu dir nichts.«

Doch mein Versprechen stieß offenbar auf taube Ohren, denn Tina ging weiter rückwärts, bis sie an die Wand stieß.

»Wer hat dich geschickt?«

»Ein Mann namens Bertie Schagel. Er organisiert Exekutionen im Auftrag anderer Leute«, sagte ich und setzte mich wieder. »Wenn er herausfindet, dass ich dich nicht erledigt habe, schickt er jemand anderen. Du solltest abreisen. Du bist hier nicht sicher.«

»Danke für den Rat«, sagte sie und starrte mich immer noch an. Es war ein bizarrer, intimer Augenblick.

Plötzlich verengten sich ihre Augen, und ich sah das Wiedererkennen aufflackern.

»Du bist Dennis Milne.« Sie hielt inne. »Du hast dich verändert. Aber nicht genug.«

In diesem Moment hätte ich meine Pistole nehmen und verschwinden sollen. Sie sitzen lassen und das Risiko eingehen. Mir eine Ausrede zurechtlegen sollen, die ich Schagel aufsuchen konnte.

»Stimmt«, sagte ich leise.

»Du dreckiger Mörder. Und mich wolltest du auch umbringen.«

»Hab ich aber nicht«, antwortete ich und rieb mir unbewusst die Stelle, an der sie mich getroffen hatte.

»Warum nicht?«

»Erstens, weil du ein Cop bist. Und zweitens, weil du es nicht verdient hast.« Was ziemlich genau der Wahrheit entsprach.

Allerdings schien mein Eingeständnis keine

große Wirkung zu haben, denn mit zwei, drei schnellen Schritten war sie bei mir und gab mir eine schallende Ohrfeige.

»Herrgott«, rief ich aus, »hast du mir noch nicht genug wehgetan?«

»Das ist für die Schande, die du über die Met gebracht hast. Und dafür, dass du mich beinahe umgebracht hättest.«

Ich rieb mir die Wange und behielt sie argwöhnisch im Auge, falls sie auf die Idee kommen sollte, mir noch eine zu verpassen. »Solltest du nicht lieber herauszufinden versuchen, wer dich umbringen lassen will? Schagel ist nur ein Broker, der Aufträge entgegennimmt.«

»Ich weiß genau, wer mich beseitigen will. Aber warum sollte ich das ausgerechnet dir auf die Nase binden?«

»Weil ich dir vielleicht helfen könnte.«

Noch während ich die Worte sagte, fragte ich mich, warum ich anbot, mich einzumischen. Vielleicht war es das Bedürfnis, alte Sünden wiedergutzumachen. Vielleicht war es auch weniger tiefgründig, und ich wollte nur einem hübschen Mädchen in Bedrängnis beistehen, obwohl Tina Boyd nicht gerade aussah, als müsse sie gerettet werden. Jedenfalls meinte ich es aufrichtig.

Tina nickte bedächtig und bückte sich dann plötzlich, nahm mit einer schnellen Bewegung die Pistole vom Bett und richtete sie auf meine Brust.

»Ich sollte dich direkt der Polizei übergeben.«

Ich sah sie unbeeindruckt an.

»Wie gesagt, vielleicht kann ich dir helfen.«

Ich sah mich im Zimmer um. »Du bist aus einem bestimmten Grund in Manila. Und der ist inoffiziell. Schagel hat es mir verraten.«

Sie wirkte schockiert.

»Woher weiß er das?«

»Keine Ahnung, aber warum auch immer du hier bist, du musst äußerst vorsichtig sein. Die Stadt ist gefährlich.«

»Das merke ich. Und wie kommt's, dass du für ihn arbeitest ?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich habe Zeit.«

»Okay. Leg die Pistole weg, dann erzähle ich es dir.«

Sie legte sie aufs Bett, und ich erhob mich und ging in die Zimmerecke, wo ich mich in einen Sessel setzte. Dann erzählte ich.

Erzählte von meinem Leben auf den

Philippinen, warum ich nach Ko Lanta gezogen war, von Emma und schließlich, wie ich Bertie Schagel kennenlernte und für ihn zu arbeiten anfang. Dass ich kurz nach England zurückgekehrt war, um den Tod eines ehemaligen Kollegen zu rächen, ließ ich aus, weil damals eine Menge Leute ums Leben gekommen waren und ich mich nicht noch mehr belasten wollte. Vielleicht wusste sie ohnehin davon.

»Was für eine Geschichte«, sagte Tina, als ich geendet hatte, und zündete sich eine neue Zigarette an. Sie stieß eine Rauchwolke aus und sah mich an.

»Ich fass es immer noch nicht, dass ich mich mit einem Mann unterhalte, der gerade versucht hat, mich umzubringen.«

»Glaub es einfach. Der, den du jagst, weiß,

dass er dich hier findet, das heißt, du bist hochgradig gefährdet.«

Ich merkte, wie ihre Abwehrhaltung etwas nachließ.

»Sieh's mal so. In dieser Stadt wirst du ohne Hilfe nicht weit kommen, und ich biete an, dir den Rücken freizuhalten. Wenn du mir nicht traust, behalte die Pistole.«

Ich nickte Richtung Bett.

»Jetzt bist du an der Reihe. Was machst du hier?«

Tina seufzte. »Der Mann, hinter dem ich her bin, heißt Paul Wise. Ich schätze, er ist derjenige, von dem dein Auftrag kommt. Ein Gangster, Drogendealer und Kindermörder.«

»Klingt sympathisch.«

»Das Problem ist nur, dass er unglaublich vermögend ist und an den wesentlichen

Schaltstellen Freunde hat. Er läuft nach all dem, was er verbrochen hat, noch immer frei herum, und die britische Justiz hat es aufgegeben, ihn vor Gericht zu zerren. Aber ich nicht. Ich bin seit sechs Jahren hinter ihm her, seit er meinen Freund ermorden ließ. Und ich werde mich durch nichts davon abbringen lassen.«

Sie schenkte mir einen stählernen Blick.

»Ganz egal was er versucht, mir anzutun.«

Ihre Entschlossenheit gefiel mir. Damit konnte ich etwas anfangen. Sie war der Typ Cop, der ich gerne einmal gewesen wäre, vor langer, langer Zeit. Ich fragte sie, warum Wise ihren Freund hatte töten lassen.

»John war Ermittler, und er hatte Beweise gegen eine Bande von Pädophilen entdeckt, zu denen Wise gehörte sowie eine Reihe weiterer

hochgestellter Persönlichkeiten. Wise wollte die Informationen um jeden Preis unterdrücken. Sie ließen seinen Tod wie einen Selbstmord aussehen. Aber mir war immer klar, dass es Mord war.«

Mein Magen zog sich zusammen. »Dein Freund. Hieß er mit Nachnamen Gallan?«

Sie nickte zögernd. »Woher weißt du das?«

»Weil ich derjenige war, der ihm die Beweise geliefert hat.«

26

Als der Anruf kam, saß Paul Wise auf der rückwärtigen Terrasse seiner Villa und betrachtete den Sonnenuntergang über dem klaren blauen Südchinesischen Meer.

»Ist das Paket eingetroffen?«, fragte Bertie Schagel.

»Es ist«, erwiderte Wise. »Im Augenblick ist es sicher verwahrt in Manila. Ich will es erst im letzten Moment hierherbringen lassen.«

»Wann soll das Meeting stattfinden?«

»Dienstag, zwanzig Uhr. Schicken Sie Ihre Leute, um das Paket abzuholen?«

»Ab morgen sind meine beiden besten Männer im Land. Sie werden es abholen und es Ihnen am Dienstag bringen. Außerdem

werden sie vor Ort bleiben, bis das Meeting beendet ist.«

»Ihre beiden besten Männer? Sind das die, die es nicht geschafft haben, sich unserer gemeinsamen Freundin anzunehmen, obwohl sie ihr zu Hause auflauerten?«

»Sie haben einen seltenen Fehler begangen. Das passiert ihnen kein zweites Mal.«

»Und was passiert jetzt mit unserer gemeinsamen Freundin? Ich habe gehört, sie traf mit demselben Flug in Manila ein wie ich.«
Er lachte. »Ironie des Schicksals. Herrlich.«

»Einer meiner Männer kümmert sich um sie. Ich erwarte jeden Augenblick seine Bestätigung, dass der Auftrag erledigt ist.«

»Falls er ihn noch nicht erledigt hat – könnte man sie dann lebend fassen?«

»Nein, nein, nein«, sagte Schagel

ungeduldig. »Das wäre viel zu kompliziert. Und würde alles gefährden. Keiner von uns kann sich das erlauben.«

»Verstehe, aber sollte sich doch eine Gelegenheit ergeben, lege ich noch einmal hunderttausend Dollar drauf.«

»Wie wär's mit einem Kompromiss?«, sagte Schagel, ganz Geschäftsmann. »Falls die Sache noch nicht ausgestanden ist, dann sage ich meinem Mann, er soll es möglichst schmerzhaft machen. In Ordnung?«

»Bitte tun Sie das. Und wenn er mir ein Souvenir besorgen könnte – ein Foto vielleicht, oder besser noch ein kurzes Video –, würde ich das wirklich zu schätzen wissen.«

Schagel musste lachen. »Ich will sehen, was ich tun kann.«

Als er aufgelegt hatte, goss Wise sich ein Glas Château Coutet 1989 ein, nahm einen kleinen Schluck und ließ ihn auf der Zunge zergehen. Ein guter Weißwein, während die Sonne langsam in der azurblauen See versinkt, war sicherlich eine der größeren Freuden des Lebens.

Wie auch die Rache. Tina Boyd hatte ihn lange genug genervt. Er hatte sie in Ruhe gelassen, weil er annahm, sie zu eliminieren würde nur unnötiges Aufsehen erregen, aber sie stellte ihm weiter nach. Erst als ihr neuer Liebhaber, dieser Journalist Penny, angefangen hatte, seine Nase in fremde Angelegenheiten zu stecken, hatte er entschieden, dass nun Schluss sei. Und trotzdem war es ihr bislang gelungen, sich irgendwie herauszuwinden.

Doch nun hatte sie einen gewaltigen Fehler begangen. Sie hatte sich auf ein Territorium begeben, das Wise nur zu gut kannte und als sein ureigenes Revier betrachtete. Er plante sogar, in naher Zukunft seinen Hauptsitz hierher zu verlegen, jetzt, wo die Schlampe die Scheidung eingereicht hatte, nachdem sie von den Anschuldigungen gegen ihn Wind bekommen hatte. Auf den Philippinen verfügte er über ein Netzwerk von Kontakten; selbst wenn er einige davon aus Sicherheitsgründen eliminiert hatte, waren noch genug da, auf die er sich verlassen konnte.

Er atmete tief und befriedigt ein und berauschte sich am Duft der Bougainvilleas, der aus dem Garten unten heraufströmte, und gab sich einigen kleinen Fantasien über Tina Boyd hin. Er stellte sich vor, sie in den Keller

unter der Villa zu verfrachten und sie dort so lange zu schlagen, zu foltern und zu demütigen, bis er ihren Willen vollständig gebrochen hätte. Und erst wenn ihn dieses Spiel anödete, würde er sie an seine Rolle beim Tod ihres Liebsten erinnern, ehe er sie zu Tode quälte. Dann endlich würde sie sich zu den anderen gesellen, in einem flachen Grab unter dem Rasen bei den Akazien.

Er nahm noch einen Schluck Wein und stellte das Glas auf der Marmorplatte des Tisches ab.

Zeit, Mr. Heed anzurufen, den Mann, der sich in Manila um das Paket kümmerte, und ihm zu sagen, er solle sich auf einen Besuch einstellen.

»Verdammt, was redest du da?«, wollte Tina wissen. Die Offenbarung, dass Dennis Milne, der Mann, der sie vor wenigen Minuten beinahe umgebracht hätte, etwas über den Tod von John Gallan wusste, schnitt ihr ins Mark.

Nervös zog sie an ihrer Zigarette und bekam in dem stickigen kleinen Hotelzimmer, zehntausend Kilometer von zu Hause entfernt, auf einmal Platzangst. Schwindel ergriff sie. Sie wusste, das war der Schock. Als sie in die Mündung von Milnes Pistole geblickt hatte, hatte sie gedacht, das Glück habe sie nun verlassen und sie sei am Ende des Weges angekommen. Komischerweise hatte sie keine

Furcht verspürt. Nur ein Gefühl der Unvermeidlichkeit, als wäre ihr ein gewaltsamer Tod seit Langem vorbestimmt gewesen. Dennoch raste ihr Herz immer noch, und ihre Beine fühlten sich an wie aus Schaumgummi.

»John wurde doch erst Jahre später ermordet, nachdem du geflüchtet bist«, sagte sie und zwang sich, sich auf den neuen Sachverhalt zu konzentrieren.

»Ich weiß«, erwiderte Milne, der immer noch auf der anderen Seite des Bettes im Sessel am Schreibtisch saß. »Aber vor ein paar Jahren kam ich kurz zurück nach England, um herauszufinden, wer einen alten Kollegen von mir ermordet hatte. Es handelte sich um eine Bande von Kinderschändern, die sich selbst ›Die Jäger‹ nannten. Ich habe sie

alle getötet. Bis auf einen: Tristram Parnham-Jones, der damals Lord Oberrichter war. Weil ich an ihn nicht herankam, habe ich Kontakt zu John Gallan aufgenommen, den ich als einen Mann kannte, dem man vertrauen konnte. Ich händigte ihm ein Dossier aus, in dem sich alles befand, was diese Typen verbrochen hatten. Später hörte ich, er habe ebenfalls Selbstmord begangen.«

»Hat er nicht«, unterbrach ihn Tina, die verblüfft zur Kenntnis nahm, wie tief Milne in die Geschichte verstrickt war. »Parnham-Jones' ›Selbstmord‹ geht auch auf das Konto von Wise. Du hast vielleicht gedacht, du hättest alle Jäger erledigt, aber den schlimmsten hast du am Leben gelassen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Milne und wirkte verwirrt. »Ich hatte es aus einer extrem

verlässlichen Quelle, dass es außer Parnham-Jones keine Überlebenden gab.«

»Was für eine Quelle?«

Milne holte tief Luft, so als zögerte er zu antworten. »Ich habe den Obersten der Jäger verhört«, sagte er schließlich. »Einen Mann namens Eric Thadeus. Ich habe ihn gezwungen, mir die Namen der anderen zu verraten. Von allen anderen. Und er hat mir die Wahrheit gesagt, denn er stand unter immensem Druck.«

Tina glaubte ihm. Etwas Unbarmherziges, Gehetztes umgab Dennis Milne. Sein Gesicht war schmal, die Falten hatten sich tief in sein gebräuntes Gesicht eingegraben, und in seinen blassblauen Augen lauerten die Finsternis der vergangenen neun Jahre und die Verbrechen, die er verübt hatte. Trotzdem sah er gut aus,

wenn auch auf eine intensive brutale Weise. Sein ergrauendes Haar und die Anzeichen der chirurgischen Eingriffe um Nase und Augen verstärkten diesen Eindruck und sorgten dafür, dass er älter aussah, als er war.

Plötzlich richtete Milne sich auf. »Warte mal. Thadeus hat mir damals noch etwas gesagt. Über ein weiteres Mitglied der Jäger, das aber vor ein paar Jahren verstorben sei. Ein Mann namens Wise.«

Tina schüttelte den Kopf. »Oh nein. Paul Wise ist quicklebendig. Aber ich habe etwas entdeckt, das ihn vernichten könnte.«

Sie fragte sich, ob es richtig war, sich Milne gegenüber zu offenbaren. Aber sie brauchte Verbündete, und im Augenblick waren die dünn gesät.

»Und was ist das?«

»Wenn du über die Jäger Bescheid weißt, kennst du auch die Vorgeschichte von Paul Wise. Er war in England in die Entführung und Ermordung eines jungen Mädchens verwickelt.«

Er nickte nachdenklich, als die Erinnerung wie ein Schatten über sein Gesicht huschte.

»Sie hieß Heidi Robes«, sagte er. »Sie war dreizehn. So lange ich lebe werde ich mich an jede Einzelheit erinnern.«

»Nun, im September 2007 verschwand in Phnom Penh ein zwölfjähriges Mädchen aus Neuseeland und wurde nie wieder gesehen. Im Jahr darauf verschwand ein dreizehnjähriges Mädchen aus Dänemark hier in Manila. Auch von ihr fand man nie auch nur eine Spur. In beiden Fällen war Paul Wise zum Zeitpunkt ihres Verschwindens im

jeweiligen Land, in beiden Fällen war er achtundvierzig Stunden vorher eingeflogen und hatte das Land binnen einer Woche wieder verlassen.«

»Und du glaubst, er hat sie entführt?«

»Nicht er selbst. Dafür hat er Leute. Aber ich weiß, er steckt dahinter.«

»Irgendwelche Beweise?«

»Der Mann, der das herausgefunden hat, war ein Journalist namens Nick Penny. Wise hatte ihn nach einem Artikel bereits wegen Verleumdung verklagt. Vor drei Tagen wurde er ermordet.« Tina musste sich zusammenreißen, dass ihre Stimme nicht brach, auf einmal tauchte Nicks Bild vor ihr auf, wie er in seinem schäbigen Büro von der Decke baumelte.

»Vierundzwanzig Stunden später hat man

versucht, mich umzubringen. Sicher nicht die Handlungen eines Unschuldigen, und definitiv kein Zufall.« Sie hielt einen Augenblick inne. »Wise ist jetzt in Manila.«

»Und du glaubst, er will wieder ein Mädchen entführen?«

»Etwas plant er garantiert. Nick Penny hatte Kontakt zu einem Journalisten hier, der schon einige Artikel über das Verschwinden des dänischen Mädchens 2008 verfasst hatte und über mögliche Verbindungen zu Pädophilen in Europa. Aber ich erreiche den Mann nicht, was einer der Gründe ist, weshalb ich hierhergekommen bin. Um mit ihm zu sprechen.«

Milne sah sie befremdet an. »Er heißt nicht zufällig Patrick O’Riordan?«

Tina sah ihn verunsichert an. »Pat

O’Riordan, genau.« Sie fragte sich, woher er das wusste.

»Dann, fürchte ich, hast du ein Problem.«

»Was soll das heißen?«

»Schagel hat mich hierherbestellt, um O’Riordan zu töten. Gestern habe ich es getan.«

Tina war so schockiert, dass es sie schüttelte. Am schlimmsten war die ruhige, gelassene Art, mit der der Mann vor ihr soeben einen Mord eingestanden hatte. Jetzt sah er sie schuldbewusst grinsend an, ein wenig nur, wie ein Hund, der genau weiß, dass er auf den Teppich gepinkelt hat. Der Anblick erfüllte sie mit unbändiger Wut, die sie nicht kontrollieren konnte.

Ohne zu überlegen, stürmte sie durchs Zimmer, packte ihn am Hemdkragen, riss ihn

hoch und knallte ihn mit einer Wucht gegen die Wand, die sie selbst überraschte. Er leistete keinerlei Gegenwehr, auch nicht, als sie ihm direkt ins Gesicht schrie: »Er war bloß ein Journalist, der verdammt noch mal seine Arbeit machte! Wie Nick, den sie auch umgebracht haben!«

»Ich weiß, ich wünschte, ich hätte es nicht getan.«

»Und damit ist dann alles in Ordnung? Das war Mord. Nicht wiedergutzumachen, kapierst du das nicht? Was ist los mit dir? Du musst doch krank sein!«

Sie ließ ihn los und wandte sich ab. Unfähig, ihn länger anzusehen.

»Herrgott, du widerst mich an. Du hast wahrscheinlich die letzte Möglichkeit zerstört, einen brutalen Kindermörder vor Gericht zu

bringen. Ich hoffe, du bist stolz auf dich.«

Sie riss eine weitere Zigarette aus der Packung und zündete sie wütend an. Wandte ihm weiter den Rücken zu.

»Los, hau ab. Raus hier, bevor ich die Polizei rufe.«

Doch er rührte sich nicht. »Ohne mich wirst du deine Rachepläne nicht verwirklichen können, Tina.«

»Nimm dich bloß nicht auch noch wichtig.«

»Ich habe Indizien und Spuren. Du nicht.«

Tina sah ein, dass er recht hatte. Ohne O’Riordan hatte sie nichts. Aber Milne war ein kaltblütiger Mörder. Schon mit ihm zusammen im selben Raum zu sein, verursachte ihr Übelkeit. Trotzdem ... Das Wichtigste war am Ende, Wise zur Strecke zu bringen. Selbst wenn es dazu der Dienste

eines so widerlichen Typen bedurfte wie Milne.

Letztlich doch neugierig geworden, drehte sie sich zu ihm um.

»Dann schieß los. Welche Spuren hast du?«

»Zunächst einmal O’Riordans Frau. Ich hatte Schlüssel für das Haus. Irgendwoher müssen die gekommen sein. Und O’Riordan hatte einen schwulen Liebhaber. Auf mich wirkte das wie eine ernste Beziehung, was den Schluss nahelegt, dass es schon eine ganze Weile so ging. Von daher wäre es möglich, dass seine Frau es ihm heimzahlen wollte und mit Wise oder mit Schagel konspiriert hat. Und dann wüsste sie zumindest etwas. Heute Morgen war eine Notiz zu O’Riordans Tod in der Zeitung, darin hieß es, seine Frau sei übers Wochenende zu Verwandten aufs Land

gefahren, was erklärt, warum sie nicht da war, als er getötet wurde. Was ebenfalls ins Bild passen würde. Wenn wir sie finden, könnte sie uns sicher einiges erzählen.«

»Wir?«

»Ich sagte doch, ich bin bereit, dir zu helfen.«

»Und warum sollte ich dir trauen?«

»Weil es nicht lange dauern wird, bis Schagel herausfindet, dass ich dich nicht umgebracht habe. Und sobald er das weiß, wird er hinter mir her sein. Wir sind ab sofort beide auf der Flucht, Tina.«

Sie dachte einen Augenblick darüber nach. Er hatte auch diesmal recht, und welche Untaten er auch immer begangen haben mochte, sie nicht zu töten, bedeutete tatsächlich, dass er seinen Hals riskierte.

»Okay. O’Riordans Frau ist sicher ein Anfang. Was noch?«

»O’Riordan hatte ein Treffen geplant. Ich bin sicher, sein Tod hatte etwas damit zu tun. Das Treffen war auf drei Uhr terminiert, und man gab mir bis zwei Uhr Zeit, ihn umzubringen, außerdem hat man mich angewiesen, sein Haus niederzubrennen, um sämtliche Beweise zu vernichten.«

Er griff in seine Tasche und förderte zwei zerknitterte Zettel zutage, die er sorgfältig auseinanderfältete und glatt strich.

»Dies sind zwei Seiten aus seinem Kalender. Ich habe den Namen des Mannes, den er treffen wollte. Er sagt mir nichts. Dir vielleicht? Er heißt Omar Salic.«

»Mir auch nicht«, sagte sie kopfschüttelnd. Die unbeteiligte Art, in der er über O’Riordans

Tod sprach, schockierte sie immer noch.

»Und dieser Cheeseman? Steht neben Salics Namen. Kannst du damit was anfangen?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Keiner der beiden Namen kam ihr bekannt vor. Nicht im Entferntesten. »Viel weiter sind wir jetzt nicht«, sagte sie und machte keine Anstalten, die Verachtung in ihrer Stimme zu verbergen.

Wenn er ihren Tonfall bemerkt hatte, so ließ er es sich nicht anmerken. »Noch eins. Für die erste Nacht hat man mich in ein schäbiges Hotel gebucht, und die Pistole, mit der ich O’Riordan erschießen sollte, lag bereits unter meiner Matratze. Wer immer sie dort hingelegt hat, konnte das nicht ohne das Wissen des Besitzers. Was bedeutet, dass wir mit ihm reden müssen.«

»Wieso glaubst du, dass er das wird?«

»Glaub mir, er wird.«

Milne sah sie durchdringend an.

Nun war es an Tina, eine Entscheidung zu treffen. Milne hatte die Seine getroffen, als er entschieden hatte, nicht zu schießen. Sie musste sich entscheiden, ob sie ihre Nachforschungen allein weiterführen oder sich mit einem gesuchten Auftragsmörder zusammentun sollte.

»Du brauchst nicht mitzukommen«, sagte er, als er sah, dass sie zögerte. »Ich kann allein hingehen, und wir treffen uns später.«

Tina schenkte ihm ein bitteres Lächeln und nahm die Pistole vom Bett.

»Nein danke«, sagte sie und fügte sich in das Unvermeidliche. »Ich komme mit. Du weißt doch, wir sind beide auf der Flucht.«

Die Dämmerung brach herein, und vor dem Hostal lungerten immer noch die fliegenden Händler herum. Sobald Tina und ich auf der anderen Straßenseite aus dem Taxi gestiegen waren, fielen sie über uns her. Ich musste sie regelrecht wegschubsen, aber trotzdem folgten sie uns unbeeindruckt und hielten uns ihre Zigarettenstangen und gefälschten Rolexuhren unter die Nase, während wir die Straße überquerten.

Ich drückte auf die Klingel, und nach längerer Zeit meldete sich der Besitzer über die Sprechanlage und klang so mies gelaunt wie beim ersten Mal. Ich sagte, ich sei Robert Mercer, der Gast von vorletzter Nacht, und

bräuchte ein Zimmer für die Nacht. Ich ging davon aus, dass in einem Loch wie diesem immer etwas frei war, und hatte mich nicht getäuscht. Er raunzte ein mürrisches Okay. Wenige Augenblicke später hörte ich seine schlurfenden Schritte näher kommen, dann wurde die Tür entriegelt. Ich bedachte Tina mit einem Blick, der besagte, sie solle das Fragen mir überlassen.

Der Besitzer streckte seinen Kopf heraus, sagte auf Tagalog etwas offenbar Unfreundliches zu einem der fliegenden Händler, ehe er uns musterte – Tina etwas länger als nötig. Dann ließ er uns herein.

Der schmale kleine Innenhof war leer, und so zögerte ich nicht länger, sondern zog die Pistole und ramnte sie ihm in die Seite. Mit schreckgeweiteten Augen starrte er erst mich

und dann die Waffe an. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Tina sich abwandte.

»Gehen wir in dein Büro. Dort reden wir. Wenn du Dummheiten machst, erschieße ich dich. Hast du verstanden ?«

Er nickte hektisch. »Ja, ja.«

Ich steckte die Pistole ein und bedeutete ihm voranzugehen. Wir gingen durch die schäbige Lobby, vorbei an der verlassenen Rezeption in ein vollgemülltes Hinterzimmer, das teils als Büro, teils als Lagerraum benutzt wurde. Es stank nach Schweiß, und der Deckenventilator hatte keine Chance gegen die stickig-feuchte Luft.

Als ich die Pistole wieder zückte, krächzte der Besitzer ängstlich: »Was wollen Sie, Boss? Ich habe nichts getan.«

»Setz dich.«

Er ließ sich auf einen wackligen Stuhl fallen, ich ging einen Schritt auf ihn zu und stand über ihm und richtete die Pistole auf ihn.

»Du erinnerst dich an mich?«

»Ja, Boss«, sagte er unsicher, weil er nicht wusste, welche Antwort ich hören wollte. Der Schweiß strömte an ihm herunter, und als er zu mir aufsah, glaubte ich, er würde gleich in Tränen ausbrechen.

Er tat mir leid, aber ich konnte mir keine Schwäche erlauben.

»Als ich vorgestern Abend hier eingcheckedt habe, befand sich unter meiner Matratze eine Pistole. Wer hat die dort hingelegt?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Boss.«

Mit einer schnellen Bewegung packte ich sein wackeliges Kinn und ramnte ihm den

Lauf der Pistole unter die Nase. Ich ignorierte seinen verängstigten Aufschrei.

»Erzähl's mir. Sofort. Jemand ist da gewesen. Wer?«

Hinter mir hörte ich, wie Tina unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat. Auf dem Weg hierher hatte ich ihr erklärt, dass ich vielleicht etwas gröber werden müsste, und sie hatte unter der Bedingung zugestimmt, dass ich ihn nicht verletzte. Ich wusste, das würde nicht nötig sein. Die meisten Leute sprudeln los, wenn man ihnen eine Pistole unter die Nase hält, und dieser Bursche machte keine Ausnahme.

»Neulich nachts kam ein Mann vorbei«, sagte er hastig und schielte dabei wie gebannt auf die Pistole. »Er sagte, er wolle in dem Zimmer, in dem Sie übernachten würden, ein

Päckchen hinterlegen.«

Ich presste die Pistole etwas härter gegen seine Oberlippe und spannte den Hahn.
»Einen Namen.«

»Ich kenne seinen Namen nicht. Ehrlich, Boss. Es war ein Extranjero. Er hat manchmal hier übernachtet, aber das ist lange her. Deshalb habe ich Ja gesagt. Ich wusste nicht, was in dem Päckchen ist. Ich schwöre es.«

Ich glaubte ihm. Inzwischen heulte er wirklich. Ich wagte es nicht, mich nach Tina umzudrehen.

»Erzähl mir, wie er aussah.«

»Er war ein Weißer. Englisch. Vielleicht so alt wie Sie, Boss. Blond, wie Ihre Freundin da. Und er hatte Tattoos. Eins am Hals. Eine Schlange oder so was.« Er fuhr sich mit einem schmutzigen Finger über die Kehle. »Hier.

Mehr weiß ich nicht, Boss. Bitte.«

Dann hörte ich das Plätschern, und als ich nach unten sah, bildete sich auf dem Boden eine kleine Pfütze. Armes Schwein, dachte ich, und steckte die Pistole weg.

»Danke für deine Gastfreundschaft«, sagte ich leise. »Wenn du je zu irgendjemandem ein Wort über unser Gespräch verlierst, komme ich zurück und bring dich um.«

Er erwiderte nichts. Er stand mit seinen billigen, abgetretenen Schuhen in seiner Pisse und schluchzte vor sich hin.

Ich wandte mich ab, ignorierte Tinas strafenden Blick und ging wortlos nach draußen. Tina folgte mir ebenfalls schweigend.

Erst auf der Straße fand sie die Sprache wieder.

»Das war schrecklich«, stieß sie hervor.

Mehr sagte sie nicht, und so gingen wir an den Händlern vorbei die Straße hinunter.

»Es musste sein.«

»Musste es das? Ich wusste nicht, dass wir auch nur einen Schritt weitergekommen wären. Diese Beschreibung schränkt den Kreis der Verdächtigen ja wohl nicht wirklich ein.«

»Tja, da irrst du dich«, entgegnete ich und drehte mich zu ihr. »Ich weiß genau, wen er meinte.«

»Wen?«

»Meinen alten Informanten und Geschäftspartner. Tomboy Darke.«

Damit man uns nicht aufspüren konnte, buchte ich uns zwei getrennte Zimmer in einem kleinen, familienbetriebenen Hotel in einer weniger touristischen Gegend von Manila, wo man Barzahlung akzeptierte. Unterwegs dorthin erzählte ich Tina, wie ich mich mit Tomboy überworfen hatte.

»Er war immer schon ein Schurke und ein Lügner. Aber er war auch eine Type. Ich habe ihn immer für einen kleinen Ganoven gehalten, allerdings für einen relativ ehrgeizigen. Wir waren Kumpel und später Geschäftspartner. Als ich nach England reiste, um herauszufinden, wer meinen alten Kollegen ermordet hatte, stieß ich auf eine Verbindung

zwischen Tomboy und einer Gruppe von Pädophilen. Soweit ich weiß, gehörte er selbst zwar nie dazu, doch er war es, der Heidi Robes Leiche verschwinden ließ. Wäre es jemand anderes gewesen, hätte ich ihn zur Rechenschaft gezogen. Aber wie die Dinge lagen, habe ich ihm nur gesagt, wenn er mir je wieder unter die Augen käme, wäre er ein toter Mann.«

»Also kannte er Wise?«

Ich atmete hörbar aus, immer noch durcheinander von dem, was ich vorhin gehört hatte. »Muss er wohl.«

»Glaubst du, er wusste, für wen er die Pistole deponierte?«

Das hatte ich mich auch schon gefragt. »Nein, sonst hätte er es wohl nicht übernommen. Der Punkt ist aber, dass er mit

drinsteckt, und deshalb werden wir ihn besuchen müssen.«

»Hast du eine Ahnung, wo er sich aufhält?«

»Früher lebte er auf Mindoro. Wir beide damals. Das liegt drei Stunden südlich von hier. Wir können genauso gut dort anfangen zu suchen.«

Ich sah auf die Uhr. Wir standen vor dem Hostal, inzwischen war es dunkel geworden.

»Es ist ein bisschen spät, um jetzt noch loszufahren. Willst du morgen früh den Süden kennenlernen?«

Sie beäugte mich misstrauisch, wusste immer noch nicht, wie sie meine Absichten deuten sollte. Offen gestanden konnte ich es ihr nicht verübeln. Schließlich nickte sie.

Da ich ihr um jeden Preis demonstrieren wollte, dass ich kein seelenloses Monster war,

fragte ich sie, ob sie Lust hätte, irgendwo etwas zu essen, war jedoch nicht überrascht, als sie Nein sagte.

»Ich bin müde und spüre den Jetlag. Ich will einfach nur schlafen.« Wie um das Gesagte zu unterstreichen, begann sie zu gähnen. »Wir sehen uns morgen früh. Sagen wir um neun. Bis dahin sollte ich wieder auf dem Damm sein.«

»In Ordnung. Eins noch, Tina. Vertrau mir. Bitte. Ich weiß, es fällt dir im Augenblick schwer, aber ich werde nichts unternehmen, was dich in Gefahr bringen könnte. Ich verspreche es.«

»Das muss ich wohl, oder?« Sie sah mir in die Augen, ihre Züge blieben verhärtet. »Hör zu, ich weiß es zu schätzen, dass du nicht geschossen hast, als du die Gelegenheit dazu

hattest, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass ich dich für all das, was du getan hast, verachte. Und immer verachten werde. Vergiss das nicht.«

Und damit drehte sie sich um und ging nach drinnen.

Schweigend und peinlich berührt sah ich ihr nach. Ich war ein Paria, ein Mann, der von niemandem Mitgefühl erwarten konnte. Ein schmerzhafter Gedanke, doch nachdem ich mich einmal daran gewöhnt hatte, fühlte ich mich nur noch gelegentlich missverstanden. Denn Tatsache war auch, dass ich ein Gewissen hatte. Immer gehabt habe. Ganz egal wie viele Menschen durch meine Hand ihr Leben verloren hatten, ich war keine soziopathische Killermaschine. Ich war einmal ein guter Cop. Und selbst in meinen

dunkelsten Augenblicken wollte ich die Welt noch immer zu einem besseren Ort machen. Am Ende befand ich mich nur deshalb in meiner jetzigen Lage und stellte mich gegen den einzigen Menschen, der die Macht hatte, mich zu vernichten, weil mir die Menschen nicht egal waren.

Bertie Schagel kannte nicht nur meine wahre Identität, er hatte mir auch meine falsche besorgt. Er wusste, wie ich aussah, und hatte mehr als einmal durchblicken lassen, dass während unserer Treffen Fotos gemacht worden waren, die er jederzeit an die Polizei weiterleiten konnte. Ich vermutete zudem, dass er über meinen Pass verfolgte, wohin ich reiste und daher wusste, dass ich in Luang Prabang wohnte. Kurz gesagt, er hatte mich bei den Eiern, und ohne seine Hilfe und die

falschen Papiere saß ich auf den Philippinen fest.

Meine einzige Hoffnung war, dass er mich nicht an die Polizei ausliefern würde, aus Sorge, es könnte auf ihn zurückfallen.

Da er mich aber mit Sicherheit aus dem Weg haben wollte, war es für ihn das Beste, mich umbringen zu lassen. Ich war nicht der einzige Killer auf seiner Gehaltsliste, und garantiert nicht der brutalste. Die geköpfte Russin in Kuala Lumpur hatte mir das bewiesen. Wenn ich Schagel wäre, würde ich einfach jemanden beauftragen, erst Tina zu töten und dann mich.

Deshalb mussten wir schnell handeln. Doch als ich das Handy checkte, das ich tags zuvor gekauft hatte, stellte ich fest, dass ich drei entgangene Anrufe hatte. Sie stammten von

unterdrückten Nummern, das hieß, Schagel hatte versucht, mich zu erreichen, um zu hören, wie es mit Tina aussah. Ich hatte das Handy ausgeschaltet, um das Gespräch mit ihm hinauszuzögern, doch jetzt konnte ich ihn nicht länger hinhalten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er herausfand, dass ich die Seiten gewechselt hatte.

Ehe ich ihn anrief, ging ich allerdings noch in ein Internet-Café auf der anderen Straßenseite. Seit ich angefangen hatte, für Schagel zu arbeiten, hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, nichts mehr über meine Opfer zu lesen, nachdem ich sie umgebracht hatte. Es war besser, nicht zu viel über die Menschen zu wissen, deren Leben man ein Ende gesetzt hatte. Doch heute Abend musste ich mich vergewissern, dass es die richtige

Entscheidung war, Tina zu verschonen und damit jegliche Hoffnung auf einen angenehmen Ruhestand in den Hügeln von Laos zunichtegemacht zu haben.

Ich googelte O’Riordan und las alles, was ich über ihn fand, wobei ich mich auf die Artikel konzentrierte, die – wenn man Tina Glauben schenken konnte – sein Schicksal besiegelt hatten. Er hatte drei Artikel über das dreizehnjährige dänische Mädchen Lene Haagen geschrieben, das 2008 aus ihrem Hotelzimmer verschwunden war. Alle binnen eines Monats nach dem Verschwinden. Einem war ein Foto des Mädchens beigelegt, ein hübsches Ding mit einem prächtigen blonden Lockenkopf und einem breiten Lächeln, das eine Lücke zwischen den Schneidezähnen offenbarte. Obwohl nie eine Spur von ihr

gefunden wurde, behauptete O'Riordan in den beiden folgenden Artikeln, Lene sei sehr wahrscheinlich im Auftrag einer Gruppe westlicher Pädophiler verschleppt worden, die über enge Beziehungen zu hohen Persönlichkeiten innerhalb des philippinischen Justizapparats verfügte. Er konnte seine Behauptung mit einer Reihe von Indizien untermauern, darunter dem Hinweis auf zwei weitere Mädchen, die während der vergangenen achtzehn Monate ebenfalls verschwunden waren. Am beeindruckendsten war die Meldung über den Tod des Nachtportiers von Lenes Hotel, der fünf Tage nach Lenes Verschwinden bei einem vermeintlichen Raubüberfall vor seinem Haus erschossen worden war, und den, so O'Riordan, Polizeikreise dringend der

Mittäterschaft an der Entführung verdächtigen. Ganz offensichtlich war O’Riordan auf der richtigen Fährte gewesen. Doch plötzlich brach die Artikelserie ab, und so gründlich ich auch suchte, ich konnte keine weiteren Beiträge von ihm über den Fall finden. Es war, als hätten die Welt und O’Riordan plötzlich entschieden, dass es an der Zeit sei, sich anderen Dingen zuzuwenden. Ich nahm an, irgendjemand hatte ihn bedroht oder gewarnt.

Nachdem ich eine halbe Stunde am PC verbracht hatte, loggte ich mich aus und bereute zutiefst, was ich Patrick O’Riordan angetan hatte. Ich hatte einen aufrechten Mann ermordet. Ich erinnerte mich an Tinas Abschiedsworte, die schneidende Schärfe ihrer Stimme, als sie mich anfuhr und ihre

Verachtung betonte. Einmal mehr spürte ich, wie sehr mein Leben aus dem Ruder gelaufen war.

Zurück auf meinem Zimmer, rief ich Bertie Schagel an und hinterließ eine Nachricht.

Binnen einer Minute rief er zurück.

»Was Neues?«, fragte er herrisch.

Ich schaffte es, meinen Hass unter Kontrolle zu halten.

»Ich habe sie verloren.«

»Wie?«

Ich erzählte ihm, ich sei in Tinas Zimmer eingedrungen, sie wäre aber nicht da gewesen. Ich hätte sechs Stunden auf sie gewartet, sie sei aber nicht zurückgekommen.

Schagel fluchte.

»Das brauche ich nicht. Wo sind Sie jetzt?«

»In der Lobby. Deshalb spreche ich so

leise.«

»Okay. Die Ansage lautet: Wenn Sie sich immer noch zur Ruhe setzen wollen, dann finden Sie sie vor morgen Mittag und eliminieren sie. Sonst schicke ich jemand anderes, und unser Deal ist gestorben. Danach rufen Sie mich sofort an.«

Er legte auf, und ich starrte noch lange auf das Telefon. Jetzt hatte ich endgültig alle Brücken hinter mir abgebrochen, und ich fragte mich, ob ich einen furchtbaren Fehler begangen hatte. Einen Moment lang überlegte ich sogar, in Tinas Zimmer zu gehen und Schagels Auftrag zu erledigen. Doch schnell merkte ich, dass dies nur eine vorübergehende Schwäche war, es aber ansonsten nichts zu bedauern gab. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit hatte ich das Gefühl, das Richtige zu tun.

Ich schaltete das Handy aus und entfernte die SIM-Karte, ehe ich es in den Papierkorb warf. Dann öffnete ich das Fenster, brach die SIM-Karte entzwei und ließ sie in die warme Abendbrise hinaussegeln. Ich ließ meinen Blick über die flachen zusammengedrängten Häuser schweifen, aus denen nur ab und an ein kleiner Wolkenkratzer herausragte. Die Skyline von Manila. Nicht gerade ein inspirierender Anblick, der mein Gefühl der Einsamkeit noch verstärkte.

Um die Wahrheit zu sagen: Tinas Weigerung, mit mir zu Abend zu essen, hatte mich ziemlich aufgebracht. Es war Monate her, seit ich beim Essen weibliche Gesellschaft gehabt hatte. Die Letzte war Ilse, eine nicht mehr ganz taufrische Deutsche, die sich nach ihrer Scheidung ein Jahr Urlaub

gegönnt hatte. Sie hatte einen Monat lang in Luang Prabang Station gemacht, und in der Zeit hatten wir eine eher unbefriedigende Affäre. Wir suchten beide etwas körperliche Nähe und taten deshalb das Naheliegende, doch als sie zu ihrem nächsten Ziel aufbrach, flossen keine Tränen, es gab nur ein kurzes und schmerzloses Adieu. Ansonsten hatte ich seit Emma keine Frau mehr gehabt.

Emma. Ich musste, wie so oft, wieder an sie denken und versuchte, das zu unterdrücken. Die Vergangenheit konnte ich nicht mehr ändern. Es war vorbei. Zu Ende. Das Einzige, was ich noch tun konnte, war, die Zukunft zu ändern.

Paul Wise. Ein Mann, den ich nie gekannt und dessen Namen ich zuvor nur ein einziges Mal gehört hatte. Das war an einem kalten

Wintertag vor mehr als sechs Jahren in England, ein blutender, gebrochener Mann hatte mir gesagt, er wäre tot. Stattdessen schien er irgendwie mit meinem alten Freund Tomboy vernetzt zu sein. Und damit unauflöslich auch mit mir.

Und nicht nur wegen der vergangenen achtundvierzig Stunden.

Den ersten Job für Bertie Schagel hatte ich in Phnom Penh erledigt, kurz nachdem er die kambodschanische Polizei dazu gebracht hatte, mich laufen zu lassen. Ich hatte für ihn einen Mann namens Robert Sharman eliminiert. Über Sharman wusste ich nur, dass er Privatdetektiv war und Dingen hinterherschneüffelte, die ihn nichts angingen. Damals war ich dankbar, auf freiem Fuß zu sein, und hütete mich, über den Auftrag allzu

viel nachzudenken.

Nicht weit von der berühmten Touristenbar ›Heart of Darkness‹ schoss ich ihm mit einer schallgedämpften Neunmillimeter in den Hinterkopf. Er war betrunken und ein leichtes Opfer. Ich erwischte ihn, als er nach einem lautstarken Streit mit einem Rikschafahrer durch die Nacht torkelte. Er schien ein grobschlächtiger, widerwärtiger Kerl zu sein, zumindest rechtfertigte ich es vor mir so, ihn ermordet zu haben.

Aber vorhin im Internet-Café hatte ich auch seinen Namen eingegeben und entdeckt, dass die Familie der zwölfjährigen Letitia McDonald ihn beauftragt hatte, das Mädchen wiederzufinden, von dem Tina behauptete, Wise habe es ermordet. Sharman hatte offenbar Letitias Verschwinden aus einem

Hotel in Phnom Penh während einer sechs Monate zurückliegenden Ferienreise untersucht. Die Polizei hatte den Fall längst abgeschlossen, und Sharman wurde nur drei Tage nach seiner Einreise Opfer eines – nun ja – mutmaßlichen Raubüberfalls.

Da dämmerte mir, dass ich in den vergangenen drei Jahren für eine Horde von Kindermördern gearbeitet hatte.

Und jetzt hatte ich die Chance, sie für ihre Sünden bezahlen zu lassen.

Was immer es mich kosten mochte.

Tina Boyd lag auf ihrem Hotelbett und musste laut lachen.

Ein gesuchter Mörder hatte heute Morgen versucht, sie zu töten, und fast wäre es ihm auch geglückt. Und sie hatte ihn nicht nur nicht der Polizei übergeben, im Gegenteil, sie hatte ihn zum Verbündeten gemacht. Trotz der vielen dramatischen Wendungen, die ihr Leben in den letzten Jahren genommen hatte, markierte dies einen neuen Höhepunkt.

Obwohl sie von der Reise müde und erschöpft war, spürte sie immer noch das Adrenalin in ihren Adern, und dabei lag der auslösende Schub, ihr Kampf ums Überleben, Stunden zurück. Einmal mehr war das Glück

ihr treu geblieben, und schon wieder war sie um Haaresbreite dem Tod entronnen. Komischerweise vertraute sie Milne. Sie hatte sogar ein wenig Mitleid mit ihm gehabt, als er ihr von den Jahren auf der Flucht berichtete und von der Frau und dem ungeborenen Kind, die er hatte verlassen müssen.

Natürlich konnte es sein, dass er ihr etwas vormachte, aber das glaubte sie nicht ernsthaft. Obwohl sie im Laufe der Jahre zur Zynikerin geworden war – die Emotionen, mit denen Milne seine Geschichte erzählt hatte, wirkten aufrichtig. Wenn er geschauspielert hatte, dann verdammt gut. Außerdem hatte niemand, mit dem sie je über Dennis Milne geredet hatte, ihn als Psychopathen beschrieben. Man hielt ihm seinen mangelhaften Charakter vor, seine

Verbitterung und dass er seine Kollegen und seinen Beruf verraten hatte, dennoch waren alle einhellig der Ansicht, er sei nicht immer so gewesen, sondern die Umstände hätten ihn geformt.

Er konnte sich als ein zwar gefährlicher, aber nützlicher Verbündeter erweisen. Tina mochte seine Methoden ablehnen – jemandem eine Pistole an den Kopf zu halten und ihm so viel Angst einzujagen, dass er sich in die Hose machte, war nicht ihre Art zu ermitteln. Doch auch wenn sie fast eingeschritten wäre, musste sie zugeben, dass es funktionierte. Der Mann hatte geredet. Und andere würden ebenfalls reden. Zu Hause wurde Tina durch eine nie enden wollende Kette von Vorschriften und Verboten behindert. Die Rechte des Verdächtigen

gingen über alles. Hier war es ganz anders – besonders wenn sie auf Milnes Unterstützung zählen konnte. Sie würde aufpassen müssen, dass sie nicht dieselbe Grenze überschritt, die Milne vor einigen Jahren übertreten hatte. Und sie wollte ihn sich emotional auf Distanz halten. Milne war ein Krimineller. Sie nicht. Ihre Allianz war eine Vernunftfehe. Nichts anderes.

Aber was würde sie tun, wenn das alles vorbei war? Die Frage konnte sie sich später stellen.

Plötzlich bekam sie Hunger und bestellte beim Zimmerservice eine Pizza. Während sie darauf wartete, fuhr sie ihr Notebook hoch. Sie suchte die Seiten von O’Riordans Kalender heraus, die Milne ihr gegeben hatte, und betrachtete sie genau, ehe sie den Namen Omar Salic eingab. Sie fand keine relevanten

Treffer. Auch bei Cheeseman – nichts. Doch Milne hatte recht: Das Meeting musste etwas mit O’Riordans Tod zu tun gehabt haben, und sie fragte sich, ob Salic eine Art Zuhälter war, der Informationen über die Entführungen besaß.

Sie zündete sich eine Zigarette an und betrachtete das Gewirr von Kritzeleien und Telefonnummern, die die Kalenderseiten füllten. Eher unwahrscheinlich, dass darunter etwas Brauchbares sein sollte. Doch dann fiel ihr oben auf der Freitagsseite eine Telefonnummer auf, daneben war ein Name gekrakelt, der sich bei genauerer Inspektion als »Marie at Jean-Pauls« entziffern ließ. Tina erinnerte sich, dass Milne ihr erzählt hatte, Mrs. O’Riordan halte sich bei Verwandten auf dem Land auf.

Eine philippinische Webseite mit Auszügen aus den Melderegistern erteilte gegen Gebühr Auskünfte, und über ihre Kreditkartennummer beschaffte sich Tina eine Kopie der Heiratsurkunde, aus der hervorging, dass O’Riordans Frau eine geborene Maria Gomez war. Zwanzig Minuten, eine Pizza und ein paar weitere gebührenpflichtige Auskünfte später wusste Tina, dass die Telefonnummer in O’Riordans Kalender dem Ehepaar Simangan gehörte, das in Ternate wohnte, einer Küstenstadt etwa achtzig Kilometer südwestlich von Manila.

Tina lehnte sich zurück und rieb sich befriedigt die Augen. Sie hatte den mutmaßlichen Aufenthaltsort von O’Riordans Frau herausgefunden. Das musste nicht heißen, dass die Frau auch kooperierte, zumal

nicht, wenn sie irgendwie in den Tod ihres Mannes verstrickt war und Tina sich fragte, ob sie Milne gestatten konnte, einer wehrlosen, möglicherweise sogar unschuldigen Frau, die gerade zur Witwe geworden war, die Pistole an den Kopf zu setzen.

Aber es gab ja noch die vielversprechende Spur zu Milnes altem Partner Tomboy. Trotzdem wollte sie sich nicht darauf verlassen. Sie benötigte mehr Informationen, etwas, das Wise mit den Morden zwingend in Verbindung brachte. Nun, da er zum wiederholten Mal auf die Philippinen gekommen war, fragte sich Tina, ob er hier ein Haus besaß. Falls ja, dann könnte Lene Haagen, die 2008 in Manila verschwunden war, dort ermordet worden sein. Und wenn das zutraf, dann würden sich dort noch Spuren

finden, mikroskopisch winzige vielleicht, aber auf jeden Fall beweiskräftige.

Sie wusste, wen sie anrufen musste.

In England war es jetzt früher Sonntagnachmittag, und nach dreimaligem Klingeln nahm Mike Bolt ab. Beide schenken sich den Small Talk.

»Tina, was kann ich für dich tun?«, fragte er zögerlich, als ob er schon erwartete, dass sie sich in Schwierigkeiten gebracht hatte und Hilfe brauchte. Fairerweise musste Tina zugeben, dass dies in den vergangenen Jahren fast zum Markenzeichen ihrer Beziehung geworden war. »Ich bin gerade mit Claire unterwegs. Ist alles in Ordnung bei dir?«

Claire war Bolts Freundin, Verlobte mittlerweile, eine Frau, der Tina nie begegnet war und über die sie auch nicht allzu viel

erfahren wollte. Immerhin, Mike hatte ihren Anruf entgegengenommen, und das, so hoffte sie, bedeutete offenbar immer noch etwas, obwohl sie nicht genau hätte sagen können, was.

»Ja, alles in Ordnung.«

»Wo steckst du?«

Sie konnte es ihm nicht verschweigen, deshalb sagte sie ihm, sie sei auf den Philippinen.

»Himmel, Tina.« Er hielt kurz inne. »Seit wann? Hast du das von Nick Penny gehört?« Er klang, als würde er annehmen, dass nicht.

»Natürlich. Und es war kein Selbstmord.«

»So etwas musstest du ja sagen.« Er ließ nicht durchblicken, ob er über ihre Affäre mit Nick Penny informiert war. Doch Tina vermutete, dass er es wusste.

Kurz entschlossen gab sie ihm eine Kurzfassung der vergangenen achtundvierzig Stunden, einschließlich des Mordanschlags in ihrem Hotelzimmer und dass sie Paul Wise auf dem Flughafen von Singapur gesehen hatte. Dann fügte sie hinzu, was Penny über die beiden verschwundenen Mädchen herausgefunden hatte. Sie verschwieg, dass sie sich mit dem Mann zusammengetan hatte, der versucht hatte, sie umzubringen. Auch dass dieser Mann in England wegen mehrfachen Mordes gesucht wurde.

Als sie geendet hatte, stöhnte Mike hörbar resigniert auf.

»Wenn man dich angegriffen hat, warum hast du es nicht der Polizei gemeldet?«

»Wer würde mir schon glauben? Es gab ja keine Zeugen. Keine eindeutigen Spuren. Und

du kennst doch meine Geschichte. Die Beurlaubung wegen des Burn-outs, meine Trinkerei ...«

»Und stattdessen fliegst du auf die Philippinen, in eine der gefährlichsten Regionen der Welt, über die du nichts, aber auch gar nichts weißt, und begibst dich auf einen einsamen Kreuzzug, der sich entweder als komplette Zeitverschwendung entpuppen wird oder der dich im schlimmsten Fall das Leben kosten kann.«

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte sie in einem Ton, der klarstellen sollte, dass sie keine Belehrungen nötig hatte, obwohl Mike durchaus recht hatte.

»Die brauchst du immer, Tina«, entgegnete er. Und wieder war da diese Ablehnung, die sie schon bei ihrem letzten Gespräch

wahrgenommen hatte.

»Dieses Mal mach ich dir keinen Ärger. Das verspreche ich. Aber ich muss wissen, ob Paul Wise Grundbesitz auf den Philippinen hat. Und wenn ja, wo er sich befindet.«

»Warum? Damit du hinfahren und es mit ihm ausschießen kannst? Ihn dazu zwingst, seine Verbrechen zu gestehen? Das wird er nicht, Tina, kapier das doch endlich.«

Er hatte recht. Selbst wenn es ihr und Milne gelänge, Wise in seinem Rattennest aufzustöbern, gab es nichts, was sie dann tun könnten. Deshalb hatte sie diesen Gedanken bisher erfolgreich verdrängt.

Sie seufzte. Mike anzurufen war eine Dummheit gewesen.

»Ich verstehe völlig, was du meinst, aber ich verfolge zwei unterschiedliche Spuren, und es

würde mir weiterhelfen, wenn du herausfinden könntest, über welchen Besitz und welche Verbindungen Wise hier verfügt.«

Sie wollte noch hinzufügen, er solle auch nachsehen, ob in diesen Zusammenhängen irgendwo der Name Bertie Schagel auftauchte, ließ es jedoch sein. Das hätte noch mehr Fragen aufgeworfen, die sie nicht so einfach beantworten konnte. Und im Augenblick wollte sie Mike gegenüber so ehrlich wie möglich sein.

Mike willigte schließlich ein zu sehen, was er machen könne, weigerte sich aber, irgendetwas zu versprechen. Aus dem Kopf fielen ihm keine Verbindungen ein, die Wise auf die Philippinen haben könnte. Auch nicht nach Kambodscha. Die SOCA-Ermittlungen gegen Paul Wise waren – so gab er zu – auf

höheren Befehl stark eingeschränkt worden, weil es keine konkreten Beweise gegen ihn gab und Wise drohte, jeden zu verklagen, der ihm etwas anderes unterstellte.

Sein Ton verärgerte Tina. »Willst du nicht, dass man ihn erwischt?«, fragte sie barsch. »Nach all dem, was er verbochen hat? Dabei hätte es genauso gut auch dich erwischen können.«

»Das weiß ich alles«, bellte er zurück. »Und ich habe alles unternommen, um ihn vor Gericht zu bringen, sogar meinen Hals riskiert, um dir zu helfen, und den Preis dafür bezahlt. Aber ich bin auch Pragmatiker. Man kann nicht alle seine Mittel auf einen Mann verschwenden, gegen den man keine Beweise hat.«

Unvermittelt brach er ab und sagte nur

noch, er müsse jetzt auflegen. Und dass er sich melden würde, wenn er etwas herausfände. Seine letzten Worte lauteten: »Sei vorsichtig.«

Doch Tina war in ihrem Leben noch nie vorsichtig gewesen, und warum sollte sie ausgerechnet jetzt damit beginnen. Sie wusste es, Mike wusste es. Unter anderem deshalb war ihre Beziehung zu Ende gewesen, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Wie immer würde sie auch jetzt auf ihre bewährte Mischung aus Schläue, Entschlossenheit und Glück setzen müssen, die sie immerhin bis hierher gebracht hatte.

Endlich überwältigte sie die Müdigkeit, sie legte die Kette vor und machte sich bettfertig – hoffend, dass sie keinen tödlichen Fehler beging, wenn sie dem Mann vertraute, der vor sechs Stunden noch mit einer festen

Mordabsicht in ihr Hotelzimmer eingedrungen war.

31

Das Haus war riesig. Es befand sich an einer abgelegenen Straße einige Kilometer nordöstlich des Zentrums von Ternate. Eine hohe Mauer umgab es, und die Vorderseite schützten außerdem eine Reihe alter Mahagoni-Bäume. Es war im spanischen Kolonialstil errichtet, dreigeschossig, hatte ein gedecktes Dach und Läden an den Fenstern. Üppige Efeu- und Bougainvillearanken bedeckten weite Teile der sandfarbenen Mauern. Kein Zweifel, das Anwesen strahlte alteingesessenes Geld und den dazugehörigen Geschmack aus, und ich fragte mich schon, ob es die richtige Adresse war, denn wer hier wohnte, musste reich sein.

Allerdings zog ich Tinas Information nicht in Zweifel, sondern war beeindruckt, wie schnell sie den Aufenthaltsort von Mrs. O’Riordan auffindig gemacht hatte. Ich hatte ihr das auch gesagt und dafür immerhin ein Kopfnicken geerntet. Von daher war es wohl angemessen, unser Verhältnis als kühl und professionell zu bezeichnen. Und das würde es vermutlich auch bleiben, egal wie lange es andauerte.

Tina hatte den Wagen gemietet, mit dem wir hierhergekommen waren, und darauf bestanden, selbst zu fahren. Unser Plan war schlicht: Wir wollten sehen, was wir aus Mrs. O’Riordan herausbekamen, und dann weiter die Küste entlang Richtung Mindoro fahren, wo Tomboy hoffentlich noch lebte. Während der eineinhalbstündigen Fahrt hatte ich versucht, ein bisschen das Eis zu brechen,

aber Tina hatte schnell deutlich gemacht, dass sie an Small Talk nicht interessiert war.

So wurde es zumindest für mich eine unbehagliche Tour, nicht nur weil Tina sich weigerte, mit mir zu sprechen. Inzwischen würde wohl auch Bertie Schagel bemerkt haben, dass ich ihn hintergangen hatte. Das hieß, er würde mich entweder den Behörden ausliefern oder jemanden schicken, der sowohl Tina als auch mich eliminieren sollte. So oder so befanden wir uns in einem Wettlauf gegen die Zeit. Um Paul Wise zur Strecke zu bringen, mussten wir schnell Beweise finden. Aber selbst wenn wir diese Beweise hätten, was würde dann aus mir? Meine Zukunft sah nicht gerade rosig aus, und es gab außerdem keine Garantie dafür, dass Tina mich nicht ausliefern würde.

Es war halb zwölf am Vormittag, als Tina über den knirschenden Kies der Einfahrt zum Eingang fuhr. Links und rechts hielten Sprinkler den smaragdgrünen Rasen feucht, während ein älterer, mit einem Overall bekleideter Filipino eine Hecke schnitt. Während wir ausstiegen, kam er mit der Schere in der Hand auf uns zu. Offensichtlich war er nicht darauf aus, uns freudig willkommen zu heißen.

»Was wollen Sie?«, sagte er und stellte sich zwischen uns und den Hauseingang. Der Griff seiner Hände um die Schere war ein wenig fester als nötig.

Unbeeindruckt hielt Tina ihm ihren britischen Dienstaussweis unter die Nase. »Mein Name ist Detective Inspector Tina Boyd von der britischen Polizei, und dies ist

mein Kollege ...«

Da sie zögerte, fügte ich mein gegenwärtiges Pseudonym ein:

»Detective Robert Mercer.«

»Wir wollen Mrs. O’Riordan sprechen. Ist sie hier?«

»Was wollen Sie von ihr? Meine Schwester ist nervlich sehr angespannt. Ihr Mann wurde ermordet.«

»Das wissen wir«, sagte Tina nun etwas sanfter. »Und das tut uns auch außerordentlich leid. Aber wir müssen mit ihr über den Mord sprechen. Wir nehmen an, dass er in Zusammenhang mit einem Verbrechen in Großbritannien steht.«

»Zum Zeitpunkt des Mordes hielt sie sich hier bei mir auf, und sie hat bereits mit der Polizei gesprochen. Sie weiß nichts darüber.«

Er deutete auf das Tor zur Straße. »Und nun gehen Sie.«

»Sir!« Ich trat einen Schritt vor und sah ihm in die Augen. »Wenn wir jetzt gehen, sind wir gezwungen, mit der philippinischen Polizei zurückzukommen. Unsere Länder kooperieren in diesem Fall. Wir vermuten, Mr. O’Riordan ist im Rahmen seiner beruflichen Recherchen auf eine außergewöhnlich ernste Angelegenheit gestoßen und wurde deshalb ermordet. Wir müssen herausfinden, ob uns Ihre Schwester irgendeinen Hinweis geben kann, und sei er auch noch so klein. Bitte. Es wird nur einige Minuten dauern.«

Er schien sich ein wenig zu entspannen und lockerte auch den Griff um die Schere. »Warten Sie hier. Ich werde sehen, ob Marie bereit ist, mit Ihnen zu sprechen.«

Als er verschwunden war, bedachte ich Tina mit einem Seitenblick und versuchte ein leises Lächeln. »Ich glaube, dein Haarschnitt hat ihm Angst eingejagt. Damit siehst du aus wie Brigitte Nielsen.«

»Wer verdammt ist Brigitte Nielsen?«

»Ein Star aus den Achtzigern. Eine echte Amazone. War mit Sylvester Stallone verheiratet.«

»Das muss lange vor meiner Zeit gewesen sein.«

Wir sahen einander an. Sie erwiderte mein Lächeln nicht, schien mir aber auch nicht zu grollen. Ich glaubte das erste Anzeichen von Tauwetter in ihrem Verhalten zu erkennen. Aber vielleicht machte ich mir nur falsche Hoffnungen.

Mrs. O'Riordans Bruder erschien in der

Tür. »Marie wird für fünf Minuten zu Ihrer Verfügung stehen. Aber ich wünsche nicht, dass sie sich aufregt. Sie reagiert im Augenblick immer etwas emotional.«

Er führte uns durch eine hohe, wunderschön geflieste Diele in ein helles und geräumiges Wohnzimmer mit antiken Möbeln. Eine riesige Terrassentür gab den Blick auf einen Garten frei. Auf einer unbequem wirkenden Chaiselongue saß eine ganz in Schwarz gekleidete Filipina. Sie mochte Ende vierzig sein und wrang nervös an einem Taschentuch; es schien, als weine sie den halben Tag.

Auf den ersten Blick dachte ich bereits, sie versuche viel zu sehr, die trauernde Witwe zu spielen.

»Ein hübsches Plätzchen haben Sie hier«, sagte ich und sah mich bewundernd um.

»Es gehört uns nicht«, erwiderte sie abwesend und machte eine ausholende Geste in Richtung eines Stuhlensembles. »Jean-Paul bewirtschaftet es für die Besitzer. Und ich leiste ihm gelegentlich Gesellschaft.«

»Ein Glück, dass Sie letztes Wochenende hier waren«, sagte Tina, als wir uns ihr gegenüber setzten.

»Nein, ganz und gar nicht«, entgegnete Mrs. O'Riordan vehement. »Mein Mann ist tot. Und ich wünschte, ich könnte jetzt bei ihm sein.« Sie verzog das Gesicht, und ich fürchtete, sie würde in Tränen ausbrechen, aber sie beherrschte sich.

»Haben Sie eine Idee, wer ihn ermordet haben könnte?«, fragte ich.

»Wer sind Sie überhaupt? Und wieso interessieren Sie sich für Patrick?«

Tina und ich hatten schon vorher besprochen, direkt auf den Punkt zu kommen und Mrs. O’Riordan alles mitzuteilen, was wir wussten. Wenn sie tatsächlich in den Mord verstrickt war, würde sie uns von Schuldgefühlen überwältigt alles erzählen, dachten wir, weil sie sich schämte, auf eine Horde europäischer Kinderschänder hereingefallen zu sein, die ihr Mann gerade an den Pranger stellen wollte.

Deshalb berichtete Tina ihr die Einzelheiten des Verschwindens von Lene Haagen und wie dieses in Zusammenhang mit anderen Fällen stand, um daraufhin den Mord an Nick Penny zu schildern.

Unglücklicherweise funktionierte unsere Theorie nicht. Denn als Tina geendet hatte, sah uns Mrs. O’Riordan ausdruckslos an und

sagte nur, von all dem wisse sie nichts.

»Hat Ihr Mann nie mit Ihnen über seine Arbeit gesprochen?«, fragte ich.

»Nein. Das war immer ausschließlich seine Angelegenheit.«

Ich runzelte die Stirn. »Nie? Sie waren dreiundzwanzig Jahre verheiratet, und in dieser Zeit hat er stets als Journalist gearbeitet. Und da haben Sie nie über seine Arbeit gesprochen?«

»Am Anfang vielleicht einige Male. Aber schon lange nicht mehr.«

Dabei sah sie mir unverfroren in die Augen, als wollte sie mich herausfordern, sie eine Lügnerin zu nennen. Trotzdem wirkte sie äußerst angespannt, sie rieb sich die Hände, wippte mit dem Fuß. Auch wenn meine letzte Vernehmung als Polizist schon lange zurücklag

und der Tod ihres Mannes sicher einen Schock ausgelöst hatte, sagte mir mein Instinkt, dass ich ihrem Ton nicht trauen durfte.

Sie wusste etwas. Davon war ich überzeugt. Tina schien es ähnlich zu ergehen.

»Wann sind Sie hierhergekommen?«, fragte sie.

»Am Freitag. Eigentlich nur übers Wochenende.«

»Nun wird meine Schwester natürlich länger bleiben«, warf Jean-Paul ein. »Nach allem, was geschehen ist.«

Tina nickte. »Verständlich.« Sie lächelte Mrs. O’Riordan aufmunternd zu. »Wann sind Sie das letzte Mal mit Ihrem Mann hier gewesen?«

Mrs. O’Riordan runzelte die Stirn. »Was

hat das mit all dem zu tun?«, fragte sie barsch.

Tina tat, als wäre sie überrascht. »Oh, tut mir leid, einfach nur Neugier.«

Mrs. O’Riordan machte eine wegwerfende Geste. »Das weiß ich nicht mehr. Irgendwann vor Weihnachten, glaube ich.« Sie sah zu Jean-Paul auf, der zu ihr herunterlächelte. »Ich bin leider nicht so häufig hier, wie ich gerne wollte.«

»Wissen Sie, was Ihr Mann am letzten Wochenende vorhatte, Mrs. O’Riordan?«, fragte ich.

Sie musste den Blick von ihrem Bruder wenden und schüttelte den Kopf. »Nein. Arbeiten, vermutlich.«

Ich sah Tina an. Sie nickte unmerklich. Zeit für Plan B.

»Wissen Sie, wer der Mann war, der

zusammen mit Ihrem Gatten getötet wurde? Unseren Informationen zufolge handelte es sich um einen Vincent Baltar, sechsundzwanzig Jahre alt«, sagte ich und berief mich auf eine Zeitungsmeldung.

»Nein. Er wird wohl ein Freund meines Mannes gewesen sein.« Doch das Aufflackern ihrer Augen verriet das Gegenteil. Sie wusste genau, wer er war.

»Vincent Baltar war der Liebhaber Ihres Mannes«, sagte ich, um sie aus der Fassung zu bringen.

Es funktionierte. Sie starrte mich an, als hätte ich sie ins Gesicht geschlagen. Jean-Paul ebenfalls, und der hätte am liebsten zurückgeschlagen. Doppelt so hart.

»Wie können Sie es wagen?«, schrie sie.
»Was reden Sie da? Patrick war nicht

homosexuell.« Wieder sah sie ihren Bruder an, der immer noch eine schützende Hand auf ihrer Schulter ruhen ließ. »Jean-Paul, sag Ihnen, sie sollen gehen. Sie lügen.«

Wütend funkelnd kam Jean-Paul hinter dem Sofa vor.

Tina und ich standen auf. Unsere Zeit lief ab.

»Mrs. O’Riordan«, sagte Tina lauter als gewöhnlich. »Die Leute, die hinter dem Mord an Ihrem Mann stecken, missbrauchen und töten junge Mädchen. Sie haben selbst Kinder. Stellen Sie sich vor, eine Bande Pädophiler würde sie Ihnen wegnehmen. Wenn Sie auch nur eine Ahnung haben, wer Ihren Mann umgebracht hat, bitte sagen Sie es uns jetzt. Niemand außer uns wird etwas davon erfahren.«

»Nein«, bellte Jean-Paul, packte mich grob am Arm und schob mich zur Tür. »Gehen Sie.«

Im Hosenbund hatte ich unter der Jacke verborgen die Pistole stecken. Ich war versucht, sie zu ziehen, hielt mich aber zurück.

Er versuchte auch Tina anzufassen, doch die schlug wütend seine Hand weg. »Ich bin Polizeibeamtin«, herrschte sie ihn an. »Wagen Sie es nicht, mich anzurühren.«

Dann wandte sie sich an Mrs. O’Riordan. »Dies ist Ihre letzte Chance. Helfen Sie uns, dann helfen Sie auch sich selbst. Denn wenn Sie irgendetwas mit dem Tod Ihres Mannes zu tun haben, dann werde ich es herausfinden. Das garantiere ich Ihnen. Hier, ich lasse Ihnen meine Karte da, und ich kann Ihnen nur raten, mich anzurufen.«

Sie legte ihre Visitenkarte auf den Tisch, während Mrs. O’Riordan laut zu schluchzen begann. Jean-Paul wollte wieder auf Tina losgehen, aber ich stellte mich ihm in den Weg. »In Ordnung«, sagte ich, »wir gehen.« Ich bugsierte Tina hinaus, Jean-Paul folgte uns auf den Fersen und rief uns nach, ja nicht zurückzukommen.

Doch als wir in die Einfahrt traten, blieben wir alle drei wie angewurzelt stehen: Ein Streifenwagen kam durch das Tor und stellte sich so hinter unseren Mietwagen, dass er blockiert war.

Zwei Cops stiegen aus, und ich erstarrte. Plötzlich spürte ich die Pistole in meinem Hosenbund sehr deutlich. Auch dass ich keinen Dienstausweis vorzeigen konnte, wurde mir schmerzhaft bewusst. Der Fahrer war

klein und dick, höchstens Ende zwanzig und bekam bereits eine Glatze. Dazu hatte er ein breites, aufgeschwemmtes, froschartiges Gesicht. Sein Partner war vielleicht Ende vierzig, gertenschlank und wirkte mit seiner Hornbrille geradezu intellektuell. Seine Hosen waren so glatt gebügelt und stramm hochgezogen, als sollten sie ihn kastrieren. Er war offenkundig der korrekte Beamte, während Froschgesicht mit seinen toten Augen und seinem höhnischen Grinsen eher den psychopathischen Schläger verkörperte.

Sie kamen herangeschlendert, und Mr. Korrekt musterte uns misstrauisch.

»Was haben Sie hier zu suchen?«, wollte er wissen.

»Wir haben nur Mrs. O’Riordan besucht«, erwiderte Tina und hielt seinem Blick stand.

»Die haben uns belästigt«, mischte sich Jean-Paul ein, der hinter uns hergelaufen war. »Und Anschuldigungen wegen Mr. O’Riordans Tod gemacht. Und behauptet, sie wären von der Polizei.«

Tina zog ihren Dienstausweis hervor und hielt ihn hoch. »Wir sind Polizisten. Ich bin Detective Inspector Tina Boyd.«

Mr. Korrekt untersuchte den Ausweis eingehend und wölbte dabei abfällig die Lippen. »Die britische Polizei hat hier keinerlei Befugnisse. Warum haben Sie Mrs. O’Riordan befragt?«

»Weil es eine Verbindung zwischen dem Tod ihres Mannes und einem Mord in Großbritannien gibt.«

»Was für eine Verbindung?«

Tina zögerte. Sie wollte nicht zu viel

preisgeben. »Mr. O’Riordan hat vor seinem Tod einige Male mit einem Journalisten in England telefoniert. Dieser Mann ist jetzt ebenfalls tot.«

»Darüber hat uns niemand Meldung gemacht«, sagte Mr. Korrekt. Dann wandte er sich an mich. »Und wo ist Ihr Ausweis?«

Ich sah, wie Froschgesicht mich mit seinen toten Augen beobachtete, dabei spielten seine Fingerspitzen mit dem Holster seiner Pistole, er schien nur darauf zu warten, dass ich etwas versuchte. Bei meinen zugegebenermaßen beschränkten Begegnungen mit der philippinischen Polizei hatte ich sie immer als träge und langsam erlebt, besonders wenn es sich um solche Kleinstadtbullen handelte. Aber diese beiden waren anders. Sie waren wach, sie waren selbstbewusst, und zum ersten Mal

fragte ich mich, wie sie so schnell hier hatten auftauchen können und woher sie kamen.

»Ich bin kein Polizist«, sagte ich. »Ich bin der Cousin des Journalisten, der in England ermordet wurde.«

Mr. Korrekt runzelte so heftig die Stirn, als hätte er auf eine Zitrone gebissen. Er streckte seine Hand aus und bellte: »Pass!«

Ich gab ihm meinen falschen britischen Pass, und er schlug die Seite mit dem Foto auf, verglich mich mit dem Foto und gab ihn mir zurück. Ich hoffte, er würde es dabei belassen, doch er starrte mich noch mehrere Sekunden lang an, bis sich mir die Nackenhaare sträubten.

Ich konnte sie ausschalten. Wenn ich schnell reagierte. Denn wenn sie mich durchsuchten und die Pistole fanden, war ich

erledigt. Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, dass Tina mich ebenfalls anstarrte. Ich solle keine Dummheiten machen, schien sie mir sagen zu wollen, aber ich ignorierte ihren Blick. Plötzlich starrten mich alle an, und ich war kurz davor, zwei weitere Morde zu begehen.

Langsam bewegte ich meine Hand nach hinten.

»Mich interessiert nicht, wer oder was Sie sind«, bellte Mr. Korrekt plötzlich los und riss mich aus meiner Anspannung. »Sie kommen nicht hierher und verhören einfach so philippinische Bürger. Und jetzt verschwinden Sie, und wenn Sie sich hier noch einmal blicken lassen, werden wir Sie festnehmen. Haben Sie verstanden?«

Die Erleichterung durchflutete mich, nach

außen hin blieb ich aber gelassen.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Wir sind schon unterwegs.«

Tina sagte etwas Ähnliches, und Mr. Korrekt schien sich damit zufriedenzugeben, obwohl Froschgesicht mich so lange im Auge behielt, bis wir eingestiegen waren. Dann stiegen sie beide selbst ein und fuhren rückwärts aus der Einfahrt.

Sie folgten uns bis zur Hauptstraße, und erst als sie nach einem Kilometer links abbogen, brach Tina das Schweigen.

»Sie hätten sie erschossen, nicht wahr? Wenn sie versucht hätten, uns festzunehmen. Ich habe es Ihnen angemerkt.«

Ich sah keinen Grund zu lügen. »Wenn es so weit gekommen wäre, ja.«

»Heilige Scheiße, was mach ich bloß mit

Ihnen?«

»Ich habe ja nicht geschossen, oder? Warum zerbrechen Sie sich Ihren Kopf über Dinge, die gar nicht passiert sind? Das können Sie hinterher immer noch nachholen.«

Sie funkelte mich wütend an. »Dann ist es zu spät. Dann sind die Leute tot. Wie Pat O’Riordan. Wie fühlten Sie sich, als sie seiner Witwe in die Augen sahen?«

»Nicht toll, Tina, wenn es das ist, was Sie hören wollen. Ich versuche es nur wiedergutzumachen. Geben Sie mir eine Chance.«

»Himmel, wenn jemand herausfindet, dass ich mich mit Ihnen eingelassen habe, mit einem gesuchten Mörder, bin ich am Ende. Dann verliere ich alles. Meine Karriere, meine Freiheit. Alles.«

»Und ich habe bereits alles verloren, Tina. Weil ich Sie nicht erschossen habe.« Ich sah sie an. »Wir sind aufeinander angewiesen. Zumindest für den Moment. Arbeiten wir also zusammen, okay?«

Sie seufzte vernehmlich. »Okay.«

»Mrs. O’Riordan weiß etwas.«

»Das glaube ich auch. Aber umzukehren ist zu riskant, nicht, solange die beiden Cops noch in der Nähe sind.« Sie strich sich durch ihre gebleichten Haare, die in Strähnen hochstanden. Das schien eine Gewohnheit von ihr zu sein. »Hoffen wir, dass Ihr Freund sich kooperativer zeigt.«

Ich musste mir ein Lächeln verkneifen. »Ich verspreche Ihnen, wenn ich ihn finde, wird ihm gar nichts anderes übrig bleiben, als zu kooperieren.«

Schweigend bewegten sich die beiden Männer durch den Flughafen und stellten sich zunächst am Einreiseschalter und dann beim Zoll in die Schlange. Zwei gewöhnliche westliche Männer. Einer groß, blond und hünenhaft, der andere kleiner, mit beginnender Glatze, aber mit einem natürlichen Selbstbewusstsein, das Respekt einflößte.

Beide Männer waren müde, sie waren nonstop aus Großbritannien eingeflogen, doch chronischen Schlafmangel kannten sie seit ihrer Zeit beim Militär. Dieser Teil ihres Jobs schien einigermaßen einfach. Sie mussten in Manila eine Lieferung abholen und ein paar Stunden weiter südlich abliefern. Nargen wusste,

woraus die Lieferung bestand, und wenn er ehrlich war, dann flößte ihm das Angst ein. Aber er und Tumanov sollten jeder fünfzigtausend Dollar erhalten, wenn sie die Lieferung ordnungsgemäß zustellten. Eine Menge Geld für kaum einen Tag Arbeit. Nur deshalb hatte er sich entschieden, den Job anzunehmen.

Als sie aus der Ankunftshalle in die glühende Mittagshitze traten und sich durch die wartende Menge einen Weg über die Straße bahnten, wurden sie plötzlich von einem großen Mann aufgehalten, der einen burgunderfarbenen Anzug trug und einen schwarzen Panamahut tief ins Gesicht gezogen hatte.

Der Mann tippte sich an den Hut, und Nargens erste Reaktion war Abscheu. Die

wabbelige, aber trockene Haut war von einem ungesunden Gelb und wirkte, als würde sie sich unter der sengenden Sonne jeden Moment auflösen. Er lächelte auf eine widerliche Art, die fleckige, unregelmäßige Zähne entblöste, und selbst auf zwei Schritte Entfernung konnte Nargen seinen säuerlich stinkenden Atem riechen. Er wirkte wie ein wandelnder Leichnam – wären da nicht die hellwachen, fischgrauen Äuglein gewesen.

»Gentlemen«, sagte er mit sonorer Stimme. »Mein Name ist Mr. Heed. Ich soll Sie hier treffen. Ich habe ein Päckchen für Sie.«

Nargen machte sich nicht die Mühe, ihm die Hand zu schütteln. »Wo ist es?«

»Gut aufbewahrt. Kommen Sie.«

Sie folgten ihm zu einem alten schwarzen Cadillac, der im Halteverbot stand, und

stiegen in den Fond. Das Wageninnere roch streng nach Lüfterfrischern und Desinfektionsmitteln. Darunter aber nahm Nargen noch einen anderen Geruch wahr, einen, den er nur allzu gut kannte, und er fragte sich, was sich in diesem Wagen wohl abgespielt hatte.

Als sie die Autobahn erreichten, nahm Heed den Hut ab und entblößte einen zurückweichenden nikotinfarbenen Haarschopf. Dann hob er sein Handy ans Ohr und sprach gelassen einige Sätze, ehe er es an Nargen weiterreichte. »Für Sie«, sagte er. Der Wagen geriet jetzt in einen der morgendlichen Staus.

Es war Bertie Schagel. »Ich habe einen weiteren Job für Sie.«

»Ja?«

Nargen war irritiert. Wie die meisten Profikiller mochte er es nicht, wenn sich Änderungen ergaben, während er bereits unterwegs war, um einen Auftrag zu erledigen. Aber er legte sich besser nicht mit dem Mann an, den er seit zehn Jahren mehr oder minder seinen Boss nennen musste.

»Das Objekt, das ihr in England verpasst habt ...«

»Sie meinen das Objekt, das Sie zu schonen befohlen haben, als wir die Möglichkeit hatten, es auszuschalten.«

»Ich habe jetzt keine Zeit für solche Feinheiten«, brummte Schagel. »Sie ist in Manila. Und wir müssen uns schnell um sie kümmern. Außerdem müssen Sie sich um den Mann kümmern, der sich bei ihr befindet. Er ist bewaffnet und potenziell gefährlich. Bis vor

ein paar Stunden hat er noch für mich gearbeitet, aber inzwischen scheint er sich für unsere Dame entschieden zu haben.«

»Wissen Sie, wo sie sich aufhalten?«

»Bald. Sie haben soeben eine Informantin von Mr. Heed aufgesucht. Die wird sicherstellen, dass sie dorthin zurückkehren. In der Zwischenzeit wird Mr. Heed Sie mit dem nötigen Werkzeug ausstatten.«

»Sollen wir uns um sie kümmern, bevor wir die Lieferung abholen?«

»Ja. Ihr Auftauchen gefährdet die gesamte Operation. Ich möchte, dass die Sache heute noch über die Bühne geht. Schaffen Sie das?«

»Wenn Sie uns den Aufenthaltsort nennen, bestimmt. Aber es wird Sie etwas kosten. Ein Mangel an Vorbereitung birgt immer ein erhöhtes Risiko.«

»Wie viel?« »Weitere hunderttausend Dollar.«

Schagel grunzte. »Tun Sie's«, brummte er und legte auf.

Von Ternate aus fuhren wir über den South Luzon Highway nach Süden Richtung Batangas, von wo die Fähren nach Mindoro abgingen – meiner alten Heimat.

Ich war damals glücklich dort. Betrieb in einem Palmenparadies namens Big La Laguna Beach zusammen mit meinem Freund Tomboy eine verschlafene, kleine Tauchschule. Fast jeden Tag begleitete ich meine Kunden raus zu einem der unzähligen Spots entlang der zerklüfteten vulkanischen Küste und war jedes Mal rechtzeitig in unserem kleinen Hostal zurück, um von der Strandbar aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Ich sah mir dabei zu, wie mein Leben im immergleichen

Nebel aus Drinks, Sonne und Sand an mir vorüberglitt, genoss mein Exil und die gelegentlichen Affären und machte mir keinerlei Gedanken über die Zukunft.

Bis zu dem Tag, an dem alles vorbei war. Als ich beschloss, nach England zurückzukehren, um herauszufinden, wer meinen ehemaligen Partner umgebracht hatte, und damit eine Pandora-Büchse öffnete, die mir seitdem nur Kopfschmerzen und Bedauern eingetragen hatte.

Ich habe mich oft gefragt, was geschehen wäre, wenn ich diese Reise nicht unternommen hätte. Natürlich wäre ich nie Emma begegnet, und das allein war schwer erträglich. Trotzdem hätte ich sicher ein gutes Leben gehabt. Langweilig, vielleicht sogar stumpfsinnig, doch mein Gewissen hatte sich damals allmählich

der Schuldgefühle entledigt, und ich wäre zufrieden gewesen. Ich hätte nichts über Tomboys Vergangenheit erfahren – sein eines schreckliches Verbrechen –, und unsere Freundschaft wäre nie zerbrochen.

Es war merkwürdig, dass ich jetzt zurückkam, bereit, ihn zu töten, wenn es sein musste.

Es war vierzehn Uhr, als wir verbissen schweigend das ausgedehnte, chaotische, halb industrialisierte Hafengebiet von Batangas erreichten. Wir parkten den Mietwagen in der Nähe des Fähranlegers im Schatten einer der gewaltigen Ölraffinerien, die die Stadt umgaben.

Das Terminal lag fast ausgestorben da, nur einige Familien saßen unter den Schattenspendern entlang der Landebrücken.

Auf den Wellen unter ihnen schaukelten ein paar Boote. Nachdem ich ein bisschen herumgefragt hatte, fand ich einen Typen, der bereit war, uns für zweitausend Peso mit seinem Außenborder direkt nach Sabang zu fahren, wenn wir nichts dagegen hätten, uns einer Gruppe südkoreanischer Urlauber anzuschließen, die ebenfalls in den kleinen Ferienort wollten, in dem Tomboy und ich unser Hostal hatten.

Es war ein strahlender, fast wolkenloser Tag, und der Trip durch die klaren, azurblauen Gewässer der Verde Island Passage, die die Hauptinsel Luzon von dem gebirgigen Mindoro trennte, verging wie im Flug. Die See war ruhiger, als ich es in Erinnerung hatte, und eine Weile wurden wir von einer Schar pazifischer Tümmler begleitet, was bei den

Koreanern an Bord einen wahren Freudentaumel auslöste. Die Spannung zwischen Tina und mir allerdings minderte sich dadurch nicht.

Ich beobachtete sie, wie sie aufs Meer hinausstarrte, und konnte spüren, unter welchem Stress sie stand. Für eine junge und gut aussehende Frau in der Blüte ihres Lebens hatte sie weit mehr durchgemacht, als man einem Veteranen zumuten sollte. Die Furchen, die sich in ihre Stirn eingegraben hatten, schienen für immer bleiben zu wollen und prägten ihr blasses Gesicht, das auch sonst die ersten tiefen Fältchen aufwies.

Vielleicht hätte ich sie gestern einfach in ihrem Hotelzimmer zurücklassen sollen, meine Gesellschaft erhöhte offensichtlich den Druck auf sie. Doch trotz ihrer bestimmt nicht

gespielten Härte war ich nicht sicher, ob sie die Geschichte alleine zu Ende bringen konnte. Sie befand sich in einem fremden, gefährlichen Land und stand einem perfekt organisierten Feind gegenüber. Mit mir an ihrer Seite hatte sie wenigstens eine Chance auf Erfolg.

Aber vielleicht machte ich mir auch nur etwas vor. Vielleicht begleitete ich sie, weil ich mich von ihr angezogen fühlte, wie sonst zu niemandem mehr, seit ich Emma getroffen hatte.

»Das ist Verde Island«, sagte ich schließlich und deutete auf die felsige grün gefleckte Landmasse zu unserer Linken, auf der sich hin und wieder ein Gebäude erhob. Langsam näherten wir uns Mindoro. »Dahinten gibt es Felsen, ein paar hundert Meter von der Südspitze entfernt. Sie ragen kaum aus dem

Wasser, aber es sind die Spitzen von zwei Unterwasserbergen, und das Tauchen dort ist einfach herrlich. Ich bin oft mit Kunden hingefahren.«

»Nett«, sagte Tina, ehe sie sich abwandte und wieder in brütendes Schweigen verfiel. Ich fragte mich, wie lange sie das durchhalten würde.

Einige Minuten später öffnete sich vor unseren Augen die Sabang Bay und gab den Blick frei auf die kleinen Häuser, die sich zwischen Meer und den grünen Bergen erstreckten. Die Erinnerung übermannte mich, und ich spürte einen Kloß in der Kehle. Sechs Jahre – und es hatte sich fast nichts geändert. Die Kinder spielten noch immer auf dem schmalen Streifen Strand zwischen den Außenbordern, die man hoch auf den Sand

geschoben hatte, die Musik dröhnte aus der schwimmenden Bar in der Mitte des Hafens, die ständig voller betrunkenen, rosiger Westler war, die hilflos durch die Mittagshitze taumelten. Erst da bemerkte ich, dass mich, auch wenn ich den Geruch des Meeres genoss, nichts mehr mit diesem Ort verband und ich stattdessen mein Haus in den Hügeln von Nord-Laos vermisste, das weitab vom Meer lag.

Unser Skipper manövrierte sich durch die Boote, die in der Bucht ankerten. Da es keinen Pier gab, mussten wir unsere Schuhe ausziehen und durch das seichte, warme Wasser waten. Ich sah mich nach einem bekannten Gesicht um, aber es war zu viel Zeit vergangen, und die wenigen Einheimischen, die auf den Stufen saßen, die vom Strand zur

Straße hinaufführten, machten sich nicht einmal die Mühe, zu uns herüberzuschauen.

Ich dachte an das letzte Mal, dass ich Tomboy gesehen hatte. Es war ein milder, warmer Abend gewesen, und wir hatten zusammen einen Drink in unserer alten Bar genommen. Er hatte vergeblich versucht, mir auszureden, nach England zu fliegen. Hatte mir gesagt, es würde nur Ärger bringen, und im Grunde hatte er damit recht gehabt. Zum Abschied hatten wir uns die Hand geschüttelt, er hatte mir in die Augen geblickt und mir Glück gewünscht, und das Harte daran war, ich wusste, dass er es aufrichtig gemeint hatte. Er hatte sich Sorgen um mich gemacht. Und ich mir um ihn – weit mehr, als ich mir in den vergangenen sechs Jahren seitdem eingestanden hatte. Nun überfiel mich bei dem

Gedanken, ihm eine Pistole an den Kopf halten zu müssen, ein leichter Schwindel.

Die Tauchschule und das Hostal in Big La Laguna Beach lagen etwa zehn Fußminuten die Küste hoch entfernt. Ich geleitete Tina auf einem schmalen Pfad um eine Landzunge herum nach Small La Laguna Beach. Die unter freiem Himmel gelegene Point Bar, die ich manchmal besucht hatte, war immer noch da und bot immer noch denselben Blick über die Bucht. Doch als wir um die Landzunge bogen, sah ich, dass jemand am anderen Ende der Bucht ein Hochhausmonster errichtet hatte, das die gesamte Bucht dominierte. Der Massentourismus hatte also auch diesen Teil der Philippinen erreicht. Zu schade. Die Strände im Norden von Mindoro hatten immer etwas wild idyllisch Abgelegenes gehabt, was

einer der Gründe war, weshalb ich als Flüchtiger mich dort niedergelassen hatte. Doch angesichts der vielen überwiegend jungen Westler, denen wir unterwegs begegneten, musste die Idylle einfach zum Reiseziel der Rucksacktouristen mutieren.

Eine Gruppe sonnenverbrannter englischer Mädchen, allesamt gerade mit der Schule fertig und auf eine provinzielle Art hübsch, rauschte in winzigen Bikinis an uns vorbei und zwang uns, den Pfad zu verlassen, sonst hätten sie uns in ihrem Überschwang niedergetrampelt. Sie plapperten und würdigten mich keines Blickes. Warum auch. Damals, als meine Verbrechen bekannt wurden, waren sie noch kleine Kinder gewesen. Und in der schnelllebigen Welt des 21. Jahrhunderts war ich längst Geschichte.

Durch eine Senke in der Nähe des Hotels gelangten wir schließlich nach Big La Laguna, auf den schönsten der drei Hauptstrände von Sabang. Obwohl keiner der drei wirklich sensationell war. Trotzdem war heute mehr los als früher, überall lagerten Rucksacktouristen im Sand. Ein Typ mit einem gewaltigen Afro gab einen folkigen Song zum Besten und spielte dazu Gitarre, während ein halbes Dutzend Mädchen ihm bewundernd an den Lippen hing und einen Joint kreisen ließ.

Tina blieb stehen und schaute sich um. Atmete die frische Seeluft ein. Sie schob sich ihren Sonnenhut ein wenig aus der Stirn und sah nach oben, und als sie in die Sonne blickte und die Augen schloss, glaubte ich, sie würde endlich etwas entspannen. Ich fand sie schön. Ein paar Sekunden verharrte sie so, ehe sie

die Augen öffnete und mich ansah. Kalt und geschäftsmäßig wie immer.

»Ist es noch weit? Ich habe Durst.«

»Gleich da oben«, antwortete ich, und plötzlich überkam mich eine nervöse Beklemmung. Ich blieb stehen.

Tina hielt neben mir an und fragte: »Was gibt's?«

»Es ist nicht mehr da.« Ich deutete auf die Stelle, wo die Big La Laguna Dive Logde gestanden hatte und wo jetzt ein mindestens fünfmal so großes Hotel thronte, das dem Schild nach ›Anglo-Danish Divers‹ hieß und vor dem sich ein riesiges PADI-Tauchzentrum erstreckte.

Ein paar Augenblicke stand ich verblüfft und schwitzend da. Als mir dämmerte, dass wir die ganze Fahrt umsonst gemacht hatten,

kam ich mir wie ein Idiot vor. Ich ging ein paar Schritte, versuchte hinter das Hotel zu schauen, weil ich dachte, ich hätte mich vielleicht im Ort geirrt. Doch ich war mir sicher, an der richtigen Stelle zu sein. Die Welt hatte sich weitergedreht und Tomboy offensichtlich mitgenommen. Die Leere, die ich stets in meinem Herzen spürte, weitete sich aus.

»Komm schon«, sagte Tina, und zum ersten Mal vernahm ich eine Art Mitgefühl in ihrer Stimme, »ich muss in den Schatten. Lass uns irgendwo etwas trinken.«

Wir wählten eine nahe gelegene und glücklicherweise ruhige Strandbar und setzten uns an einen der Tische.

Da hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Oder genauer gesagt, meinen

abgelegten Namen, den, den ich auf den Philippinen benutzt hatte.

»Mr. Mick?«

Es war der Barkeeper. Er grinste breit und winkte mir vom Tresen aus zu. Ich erkannte ihn sofort wieder. Frankie hatte früher in unserer Bar gearbeitet. Er wirkte immer noch keinen Tag älter als sechzehn, obwohl er inzwischen mindestens dreißig sein musste. Allerdings war ich schockiert, wie leicht er mich wiedererkannt hatte.

Ich ging mit Tina im Schlepptau hinüber an die Bar.

»Frankie. Was treibst du, alter Schwede?«

Ich wollte ihm die Hand geben, doch er beugte sich herüber und umarmte mich innig. »Wo haben Sie gesteckt, Mr. Mick? Sie waren ja Jahre weg.«

»Mal hier, mal da«, sagte ich und rang mir ein Lächeln ab. »Das ist meine Freundin Tina.«

»Nicht Ihre Frau?«

»Nein. Nicht meine Frau.«

Sie gaben sich die Hand, aber Frankie lächelte nervös und ein bisschen eingeschüchtert von Tinas blond gefärbtem Kurzhaarschnitt und ihrem schlanken athletischen Körper.

»Warum haben Sie denn nie angerufen oder geschrieben? Warum sind Sie nie zurückgekommen?«

Er sah mich an und war aufrichtig perplex. »Wir alle haben Sie vermisst. Mr. Tomboy hat Sie sehr vermisst. Den Laden schmeißen ohne Sie, das konnte er nicht so gut.«

»Was ist mit dem Geschäft passiert?«, fragte ich und sah zum ›Anglo-Danish Divers‹

hinüber.

»Mr. Tomboy hat es dem Arschloch verkauft, dem jetzt der Laden da gehört.« Er rümpfte angewidert die Nase.

»Wann?«

Er überlegte einen Moment. Es wirkte, als müsste er sich anstrengen. Schließlich sagte er: »Vor langer Zeit. Zwei Jahre. Vielleicht länger.«

Ich verbarg meine Enttäuschung.

»Und Tomboy? Weißt du, wo er steckt?«

»Klar doch. Er ist immer noch hier. Er wohnt da oben in den Bergen.« Er deutete vage über die Schulter. »Schönes Haus. Guter Blick. Wollen Sie, dass ich Ihnen zeige, wo?«

»Nein, schon gut. Du arbeitest ja. Sag mir einfach, wie ich hinkomme.«

Er nannte den Namen des Hauses und die

grobe Richtung.

»Das wird eine hübsche Überraschung für Mr. Tomboy sein.«

Das nun glaubte ich weniger. Für keinen von uns würde es besonders angenehm werden. Doch es gab kein Zurück.

Ich bestellte zwei Cola, und wir gingen an unseren Tisch zurück.

»Ich möchte da alleine hochgehen«, sagte ich und trank gierig. »Ich glaube, dann ist es einfacher.«

Tina sah mir in die Augen, eindringlich, als wolle sie ausloten, was sich dahinter befand. »Wirst du ihn töten?«

»Ich hoffe, nicht. Aber diesmal will ich Antworten.«

Sie schien darüber nachzudenken. Lange. Schließlich sagte sie: »Tu, was du tun musst.

Ich warte hier.«

Ich trank aus und stand auf. »Ich bin so schnell wie möglich wieder zurück.«

»Eins noch«, sagte sie, als ich mich abwandte.

Ich drehte mich zu ihr, erwiderte aber nichts.

»Sei vorsichtig.«

Ich zwang mich zu lächeln. »Mach dir keine Sorgen. Das bin ich immer.«

Was natürlich Schwachsinn war, doch zum ersten Mal fühlte ich mich in ihrer Gegenwart wohl.

Ich brauchte eine Viertelstunde zu Tomboys Haus, vorbei an Orten, die mir einst vertraut gewesen, nun aber bis zur Unkenntlichkeit modernisiert waren. Wo sich einmal eine Ansammlung von Hütten befunden hatte, deren Bewohner alle ihre Mahlzeiten auf Spirituskochern im Freien zubereiteten, erstreckten sich nun Reihen gesichtsloser einstöckiger Chalets, und die Wege zwischen ihnen waren asphaltiert. Erst nachdem ich die Landzunge verlassen und die ruhigen, bewaldeten Hügel erreicht hatte, die die Küstenresorts umgaben, erkannte ich etwas von dem wieder, was Mindoro einmal ausgemacht hatte, ehe die Touristen eingefallen

waren.

Frankie hatte recht gehabt. Tomboys Haus war hübsch. Eine zweistöckige Villa, halb verborgen hinter hohen Teakbäumen und nahe genug an den Klippen, um eine herrliche Aussicht über Sabang zu bieten. Zumindest die war verdammt um einiges besser als alles, was ihm vor sechs Jahren gehört hatte. Allerdings bezweifelte ich, dass der Erlös aus dem Verkauf unserer kleinen Firma auch nur für den Mitsubishi Shogun in der Einfahrt gereicht hatte, geschweige denn für alles andere.

Als ich zur Tür ging und klingelte, wurde ich plötzlich furchtbar nervös.

Ein paar Sekunden lang rührte sich nichts. Dann hörte ich Schritte.

»Wer ist das?«, rief er, machte aber bereits die Tür auf.

»Hallo, Tomboy.«

Er erkannte mich sofort, das hatte ich nicht anders erwartet.

»Heiliger Strohsack – Mick«, entfuhr es ihm ungläubig. Er wich einen Schritt zurück. »Was treibt dich hierher?«

»Du musst mir einen Gefallen tun. Darf ich eintreten?«

Er sah mich argwöhnisch an, und ich stellte fest, dass ihm die vergangenen sechs Jahre nicht gut bekommen hatten. Obwohl er erst Mitte vierzig war, nur ein paar Monate älter als ich, war sein Gesicht bereits weich und aufgeschwemmt, und nicht einmal die tiefe Bräune konnte das Netz geplatzter Äderchen kaschieren, das sich von seiner knollig gewordenen Nase über die Wangen ausbreitete. Sein schulterlanges blondes Haar

hing ihm in wirren dünnen Strähnen vom Kopf, und seine Augen waren blutunterlaufen und stumpf. Er trug Shorts und ein loses weißes, mit Fettflecken übersätes Hemd, das in der Taille spannte.

»Was für einen Gefallen?«, fragte er. Offenbar widerstrebte es ihm, mich hereinzubitten. »Letztes Mal hast du gesagt, ich solle beten, dass du mich nie besuchen kommst. Heißt das, meine Zeit ist abgelaufen, Mick?« Er sah mich nicht an, wahrscheinlich weil er sich erinnerte, warum ich das gesagt hatte. Seine übliche Großspurigkeit war verschwunden. Tomboy Darke sah aus, als pfeife er auf dem letzten Loch, und trotz allem tat er mir ein bisschen leid.

»Du warst mal mein Freund, Tomboy. Ich hatte nie vor, dich umzubringen. Aber wir

müssen uns unterhalten. Drinnen.«

Er sah verängstigt aus und bestätigte damit, was ich bereits wusste.

»Ich wüsste nicht, wie ich dir helfen könnte. Ich meine, wir haben uns sechs Jahre nicht gesehen.«

»Glaub mir, Tomboy, du kannst«, sagte ich und zog die Pistole.

Er bemerkte sie. Rang nach Luft. Dann ging er noch einen Schritt zurück und ließ mich, ohne die Augen von der Pistole zu nehmen, hinein.

»Dreh dich um. Reden wir irgendwo, wo's bequem ist.«

Langsam, als würde ihn jeder Schritt schmerzen, geleitete er mich durch einen schmalen Flur, durch eine versiffte Küche, in der es nach ranzigem Fisch roch, in ein kaum

weniger versifftes Wohnzimmer, das von einem gewaltigen Plasmafernseher an der Wand dominiert wurde. Halb offene Terrassentüren führten in einen überdachten Patio, dennoch lief die Klimaanlage auf voller Stärke und blies so kalte Luft in den Raum, dass man hätte Fleisch lagern können.

Er drehte sich um und wandte sich mit hängenden Schultern an mich.

»Egal, was ich früher mal gemacht habe, das ist lange her und tut mir auch unendlich leid. Echt.«

»Du meinst, die Leiche eines dreizehnjährigen von Kinderschändern zu Tode gefolterten Mädchens zu entsorgen und den Mord ihrem Vater in die Schuhe zu schieben? Das hast du doch getan, nicht wahr?«

Sein aufgedunsenes Gesicht verwandelte sich in eine schwammige Maske schrecklicher Schuld. Das konnte mich nicht beirren. Tomboy Darke war schon immer ein hervorragender Lügner gewesen, weshalb er sich als Informant damals auch so gut gemacht hatte. Selbst die Kriminellen hatten ihm vertraut.

»Das ist lange her, Mick, ich brauchte das Geld.«

»Du hast recht, das ist lange her. Aber in der Zwischenzeit gab es noch andere Verbrechen.«

»Was soll das heißen?«

»Verarsch mich nicht, Tomboy. Du arbeitest für Paul Wise. Vor drei Tagen hast du in seinem Auftrag eine Pistole in ein Hotel in Manila geliefert. Die Pistole wurde bei

einem Auftragsmord benutzt.«

Seine Augen weiteten sich. »Scheiße, Mick, warst du das?«

Ich nickte. »Ich habe für einen Typen namens Bertie Schagel gearbeitet. Aber dessen Kunde war Paul Wise. Und der wollte einen gewissen Patrick O’Riordan eliminiert haben, einen Journalisten.«

»Den hast du umgebracht? Ich hab’s in der Zeitung gelesen.«

»Hab ich. Dann merkte ich, dass ich einen Fehler begangen habe. Den ich wiedergutmachen muss, Tomboy. Ich muss Paul Wise finden, das letzte von den Schweinen, die damals Heidi Robes getötet haben. Und ich werde ihn unter die Erde bringen.«

Ich richtete die Pistole auf seinen Kopf. Er

zuckte zusammen.

»Also, wo finde ich ihn?«

»Echt, Mick, bitte«, sagte er und hob abwehrend die Hände. »Ich kenne keinen Paul Wise, ehrlich nicht.«

Ich machte einen schnellen Schritt nach vorn, packte ihn am Kragen. Er wich an die Wand zurück, und ich drückte ihm den Lauf der Pistole in die Wange. Seine Augen weiteten sich vor Panik, und sein stoßweiser Atem verströmte Wellen säuerlichen Gestanks.

»Bitte, Mick, ich sag die Wahrheit, ich schwör's.«

Ich schob ihm die Pistole unters Auge und erhöhte den Druck. Die Kombination eisigen Schweigens mit dem kalten, tödlichen Metall auf der Haut würde Wunder wirken. Es

dauerte nicht lange, und er sprudelte.

»Den Namen Paul Wise hab ich schon mal gehört, okay, das gebe ich zu, aber ich weiß nicht, wer er ist, geschweige denn, wo er sich aufhält, ich schwöre. Ich arbeite für einen Mann namens Heed. Er hat mir gesagt, wohin ich die Pistole bringen sollte, und vielleicht arbeitet er ja für Wise, genau sagen kann ich das nicht. Du musst mir glauben, Mick.«

»Woher kennst du Heed?«

»Schon lange. Er schaute manchmal hier vorbei. Wir kamen ins Gespräch. Ich sagte, ich könnte immer einen Job gebrauchen, die Tauchschule lief ja nur schleppend. Und er meinte, er könne mir was besorgen.«

Ich tat so, als würde ich mich im Zimmer umsehen, ließ ihn aber keine Sekunde aus den Augen. »Offenbar zahlt Mr. Heed ganz gut.«

»Ich mach auch noch andere Sachen.«

»Ah ja? Für wen hast du denn dann das kleine Mädchen entführt?«

»Wovon redest du?«

»Gestern habe ich einen Artikel über ein dreizehnjähriges dänisches Mädchen gelesen, Lene Haagen. Sie wurde im Sommer 2008 aus einem Hotelzimmer in Manila verschleppt. Patrick O’Riordan hat ihn geschrieben. Darin steht auch, dass Zeugen einen Westler gesehen haben, der in den Tagen vor ihrem Verschwinden in der Hotellobby herumhing. Die Beschreibung passt exakt auf dich. Übergewichtig, lange blonde Haare, rotes Gesicht.«

Ich zielte einfach ins Blaue, für meine Theorie hatte ich keinerlei Beweise, doch etwas an seinem Blick sagte mir, dass ich auf

der richtigen Spur war. Nicht so sehr Schuldgefühle, sondern die nackte Angst, die in seinen Augen aufschien, gab mir Gewissheit. »Du hast ein kleines Mädchen von ihren Eltern weg verschleppt. Im Auftrag von Paul Wise. Und du wusstest genau, was mit ihr passieren würde. Du bist ein dreckiges Schwein, Tomboy. Aber das wusstest du ja schon.«

»Ich hab's nicht getan«, wimmerte er.

Eine Welle kalter Wut schlug über mir zusammen. »Lüg mich nicht an. Es wird dir nichts nützen. Nichts kann dich mehr retten, außer vielleicht, du sagst die Wahrheit.«

Ich zog den Hahn zurück, der deutlich klickte.

»Bitte, Mick, bring mich nicht um. Bitte, die ganzen Jahre habe ich dichtgehalten und dir die Haut gerettet. Ich hätte dich verpfeifen

können, hab ich aber nicht. Ich habe dich sogar in meine Firma genommen ...«

»Trotzdem. Du hast es getan. Das Mädchen verschleppt. Stimmt's?«

»Himmel, ja.« Seine Stimme war nur noch ein Jammern, sein ganzer Körper schüttelte sich vor Angst und Schuld. »Ich weiß, das war falsch. Heed hat mich dazu gezwungen.«

»Verarsch mich nicht. Du hättest Nein sagen können. Warum hast du's doch getan? Geld? Oder bist du auch einer von denen? Bist du ein Kinderschänder, Tomboy? Ist es das?«

»Natürlich nicht«, heulte er betroffen, als würde sein Handeln dadurch gerechtfertigt. »Ich war pleite. Vollkommen abgebrannt. Heed hat mir fünfzig Riesen geboten.«

Mein Finger am Abzug zitterte. Ich hatte

immer noch schwer an dem zu kauen, was er mir gerade gestanden hatte. Denn das hieß, mein alter Freund Tomboy war ein Ungeheuer. Die Wut nagte an mir, fraß mich fast auf.

»Wo finde ich Heed?«

»Er hat einen Nachtclub in Manila. Das Juicy Peach.«

»Und du hast ihm Lene Haagen übergeben?«

»Ja«, sagte er leise. »Hab ich.« Er sah mich an, und seine Augen füllten sich mit Tränen. »Es tut mir leid, Mick. Wirklich. Es gibt keine Nacht, in der ich nicht daran denken muss, was ich angerichtet habe.«

»Ach ja? Während du in deinem großen gemütlichen Haus vor der Glotze sitzt? In dem Haus, das du mit ihrem Blut bezahlt hast.

Schlecht gelogen, Tomboy. Wirklich.«

Ich trat einen Schritt zurück, wollte seinen säuerlichen Gestank loswerden, und hielt die Pistole weiter auf ihn gerichtet.

Nun, da ich Tomboy zum Reden gebracht hatte, würde er so schnell nicht aufhören.

»Ich wollte es echt nicht. Ich schwöre. Aber ich hatte schon andere Jobs für Heed erledigt. Ihm junge Dinger besorgt, für seine Kunden hier unten. Er hat gedroht, mich an die Bullen auszuliefern, wenn ich nicht tat, was er verlangte. Du weißt doch, wie das ist. Plötzlich steckst du drin.«

Das wusste ich tatsächlich. Allerdings hatte ich mich nie so tief in etwas hineinziehen lassen. Und das Problem war, Tomboy bot die beste Voraussetzung dafür. Er brauchte nicht korrumpiert zu werden. Er war von

Natur aus korrupt.

Ich funkelte ihn an. »Erzähl mir alles, was du über Heed weißt.«

»Ein Aussie. Mitte fünfzig oder so. Ich kenne nicht mal seinen Vornamen. Er lebt schon ewig in Manila, und die meiste Zeit war er mit Klein-Mädchen-Sex-Geschichten zugange. Er ist Abschaum, Mick. Ein beschissen aussehender Wanst. Er stinkt nach Tod.«

»Ich bin sicher, er würde das Gleiche über dich sagen. Wo kann man ihn sonst noch treffen?«

»Nirgends. Nicht mehr. Er hängt nur noch im Juicy Peach ab. Wie ein Vampir. Lebt im Keller. In einem Raum ohne Fenster. Durch eine Tür im Klub kommt man hin.«

»Gib mir die Adresse.«

Er kannte sie auswendig. Ich merkte sie mir.

»Dreh dich zur Wand.«

»Mick, bitte, bring mich nicht um.«

»Umdrehen habe ich gesagt.«

Langsam wandte er sich um, bis er mit dem Rücken zu mir stand. Ich sah, wie seine Knie zitterten, und mir wurde schlecht, obwohl mir klar war, was ich tun musste. Wenn ich ihn am Leben ließ, standen die Chancen gut, dass er Heed über mein Kommen informierte, und das konnte ich mir nicht leisten. Die Zeit lief ab. Für mich und für Tomboy.

Obwohl, seine Zeit verrann schneller.

»Oh Gott, Mick, nein.« Seine Stimme war nur noch ein heiseres Jammern, das im ganzen Raum widerhallte. Er verdrehte den Nacken, um mir in die Augen sehen zu können, um

vielleicht so zu verhindern, dass ich abdrückte.

Ich herrschte ihn an, das Gesicht gegen die Wand zu drücken, meine Stimme angespannt, während ich den Schalldämpfer unter dem Hemd hervorzog und aufschraubte.

Was ein Fehler war.

Wenn sie dem Tod ins Auge blicken, reagieren alle Männer anders. Die meisten flehen, andere fügen sich stoisch und würdevoll schweigend in ihr Schicksal. Die wenigsten überwinden ihre Angst und kämpfen. Ich hätte nicht gedacht, dass Tomboy zu Letzteren zählte. Aber das tat er. Und er war auch noch schnell.

Mit einem tierischen Schrei stürzte er sich auf mich und prügelte und trat auf mich ein. Die Wucht seiner Attacke warf mich zu Boden, der Schalldämpfer flog mir aus der

Hand, aber wenigstens gelang es mir, die Pistole festzuhalten. Blindlings drückte ich ab, es gab einen ohrenbetäubenden Knall, doch die Kugel verfehlte ihn. Er hämmerte mir noch eine Faust ins Gesicht und stolperte dann über mich hinweg durch die Terrassentür. Obwohl er gegen den Rahmen knallte, lief er so schnell, dass er draußen war, ehe ich auf die Beine kam. Ich musste mich beeilen. Ich ignorierte den Schmerz in meiner Nase, die zum zweiten Mal binnen vierundzwanzig Stunden eins abgekriegt hatte, rappelte mich auf und rannte ihm nach.

Tomboy hatte den Patio durchquert und näherte sich der Mauer am Ende. Er sah sich um, merkte, dass ich ihm nachsetzte, und stieß einen angsterfüllten Schrei aus, dann sprang er die Mauer an, hievte ein Bein darüber, zog

sich hoch und ließ sich fallen.

Er stand wieder auf und rannte weiter. Aber ich holte auf. Wir wussten es beide.

Er hetzte durch die Bäume, die sich plötzlich zu einer felsigen Lichtung hin öffneten, auf der eine Bank stand, von der man übers Meer blicken konnte. Dahinter lag die Klippe. Er war am Ende angekommen, und diesmal wehrte er sich nicht mehr dagegen.

Er blieb stehen und drehte sich zu mir um, der Wind zerzauste seine dünnen strähnigen Haare.

Ein paar Sekunden lang sagte keiner von uns etwas, gedankenverloren starrten wir uns an. Ich musste an die alten Tage denken, als wir Freunde waren, an die gemeinsamen Drinks, den gemeinsamen Spaß. Ich glaube, er hoffte, dass ich daran denken würde, dass

mich die Erinnerungen überwältigten und ich es nicht mehr über mich brächte, den Abzug zu drücken.

Doch er irrte sich. Er hatte den Tod verdient. Mehr als viele andere, die ich getötet hatte.

Ich hob die Waffe, er wich einen Schritt zurück, geriet bedrohlich nahe an den Rand der Klippe.

Dann plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, glättete sich, wurde ruhig. Als würde er sich in das Unvermeidliche fügen.

»Nimmst du dir Heed vor?«, fragte er.

Ich nickte. »Und Wise. Ich werde nicht aufhören, bis alle tot sind.«

»Sieh zu, dass du sie erwischst.«

»Das werde ich.«

»Neulich habe ich eine Lieferung für Heed abgeholt und ins Juicy Peach gebracht. Ein großer Koffer, der in einer Kiste steckte. War verdammt schwer. Ich habe keine Ahnung, was darin war, aber es muss ziemlich wertvoll sein. Und illegal. Ich weiß, dass Heed die Lieferung für jemand anderes entgegengenommen hat.«

»Wise?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich würde Heed fragen, bevor du ihn umlegst. Sag ihm, dass ich es war, der es dir verraten hat. Und zwar freiwillig.«

»Das werde ich. Danke.«

Er seufzte auf. »Das reicht nicht, dass du mich verschonst?«

Ich erwiderte nichts. Das musste ich nicht.

»Bitte, Mick, komm. Ich habe dir was

gesagt. Etwas, das du verwenden kannst. Ich werde ihnen auch nichts davon erzählen. Kein Wort. Zu niemandem. Ich schwöre. Komm, um der alten Zeiten willen. Bitte.«

Ich schwieg immer noch. Hielt nur die Mündung auf ihn gerichtet.

Er schluckte. »Ich war nicht immer ein mieses Schwein, Mick.«

»Ich weiß. Ich auch nicht.«

»Was ist mit uns passiert, Mick?«

»Wir haben immer die leichte Tour gewählt, Tomboy. Jetzt wird es Zeit für die harte.«

Er hatte gerade noch Zeit, die Tränen in meinen Augen zu erkennen, dann drückte ich den Abzug und schickte ihn, wild um sich schlagend, über die Klippe in den Abgrund des Nichts.

Tina sah zu, wie etwa ein Dutzend Rucksacktouristen, jung, sonnenverbrannt und mit frischen Tattoos, im Sand hockte, trank und sich prächtig unterhielt. Ihr fröhliches Lachen drang über den Strand zur Bar, wo sie sich eben eine Zigarette angezündet hatte und an ihrer zweiten Cola nippte. Es war Spätnachmittag, und langsam rutschte die Sonne über der Landzunge tiefer.

Sie war niedergeschlagen. Schon den ganzen Tag versuchte sie zu verarbeiten, dass sie sich mit einem mehrfachen Mörder eingelassen hatte, nur um einen anderen mehrfachen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Sie konnte sich nicht damit abfinden,

nicht nur der moralischen Aspekte wegen, sondern auch weil sie keine Kontrolle über die Situation hatte. Entgegen all seinen Beteuerungen war Dennis Milne ein unberechenbarer und extrem gewalttätiger Mensch. Als sie von den Streifenpolizisten angehalten wurden, hatte sie an der Kälte in seinen Augen erkannt, dass er die beiden notfalls getötet hätte.

Und dann hätte Tina sich der Beihilfe schuldig gemacht. So einfach war das. Auch wenn der Einsatz ihrer Jagd auf Paul Wise stets hoch gewesen war, nun, da Milne auf der Bildfläche erschienen war, hatte er fast unerträgliche Dimensionen angenommen. Deshalb hatte sie ihn den ganzen Tag auf Distanz gehalten, und seit sie ihn allein hatte losziehen lassen, um Tomboy zu befragen,

spielte sie ständig mit dem Gedanken, zu verschwinden und ihr Glück auf eigene Faust zu versuchen.

Doch nun, eine Stunde nachdem er gegangen war, saß sie immer noch da, weil sie letztlich begriff, dass sie ihn brauchte, wenn sie Paul Wise zur Strecke bringen wollte. Ihr war auch bewusst, dass sie Milne benutzte, denn Paul Wise würde sterben müssen. Beweise zu sammeln, mit denen sie ihn irgendwann vor Gericht bringen könnte, war keine Option mehr. Tina hatte schon einmal getötet. Damals hatte sie auf eigene Faust einen Verdächtigen gejagt und gestellt. Der Verdächtige hatte sich als brutaler Killer erwiesen, der sie entführt und gefoltert hatte, und sie hatte ihn in der Hitze des Gefechts erschossen, ehe er seine Waffe auf sie richten und fliehen konnte,

nachdem er gerade eine junge Mutter ermordet hatte. Jemanden kaltblütig zu töten, war etwas anderes. Sie glaubte nicht, dass sie dann die nötige Skrupellosigkeit besaß, den Abzug zu drücken. Aber Milne besaß sie.

Lachen kam vom Strand herüber. Ein hübsches blondes Mädchen, höchstens zwanzig, sprang auf und zog einen unfassbar gut aussehenden jungen Italiener hoch. Sie küssten sich leidenschaftlich, verabschiedeten sich von ihren entzückten Freunden und schlenderten verliebt turtelnd Hand in Hand über den Strand an der Bar vorbei.

Sie waren so miteinander beschäftigt, dass sie keinen Blick für Tina hatten. Zwei unbeschwerte junge Menschen, die das Leben ohne Furcht oder Verantwortung genießen konnten.

Ihre Unbeschwertheit machte Tina eifersüchtig, und sie verdamnte sich dafür. Sie war auch einmal wie sie gewesen. Mit dem Rucksack durch Südostasien, von einem Strand zum nächsten, die Schönheit des Augenblicks auskostend. Sie hatte sogar die eine oder andere romantische Affäre gehabt.

Morgan etwa, der muskulöse Kiwi, den sie auf Bali getroffen hatte. In einem Freiluftkino hatten sie sich *The Beach* angeschaut und sich dann betrunken lachend und eingelullt vom Sound der Wellen in seiner Strandhütte geliebt. Tina erinnerte sich noch immer, wie gut das getan hatte. Eine kurze heftige Affäre, die kaum zwei Wochen dauerte, während der sie erst nach Lombok und dann nach Cairns reisten, wo sie sich voneinander verabschiedeten. Sie waren herrlich verknallt

gewesen, und obwohl sie wussten, dass sie sich nie wiedersehen würden, hatten sie das Gefühl auskosten, solange es da war. Für den Tag gelebt. Etwas, was Tina fast vergessen hatte. Seitdem hatte sich ihr Leben in ein verdrehtes Chaos verwandelt, und sie hatte zu viele Dinge gesehen, die sie wünschte nie gesehen zu haben.

Sie schaute dem Pärchen nach und wünschte ihnen, dass sie nie so leiden mussten wie sie. Wünschte ihnen, dass sie weiter Spaß hatten, gute Jobs fanden und fröhliche Menschen heirateten, mit denen sie hübsche Kinder in die Welt setzten und glücklich und zufrieden lebten.

Sie hörte ein Geräusch, und als sie aufsah, stand Milne neben ihr. Er hatte sein Jackett über den Arm gelegt und wirkte müde. Unter

den Armen hatten sich Schweißflecken gebildet, Nase und Wangen waren gerötet und leicht geschwollen. Er stieß einen Seufzer aus und ließ sich neben sie auf einen Stuhl fallen. Eine Flasche San Miguel hatte er bereits in der Hand.

Tina warf einen Blick auf die Flasche, aber nur einen Moment lang. Aus irgendeinem Grund hatte sie jetzt kein Bedürfnis nach Alkohol.

»Hast du ihn getroffen?«

Er nickte unmerklich. »Ja, ich habe ihn getroffen. Er arbeitet für einen Typen in Manila. Heed heißt er und scheint derjenige zu sein, der direkten Kontakt zu Wise hat.«

Während er sprach, vermied Milne es, Tina anzusehen, und starrte stattdessen mit hängenden Schultern hinaus aufs Meer. Auch

die Falten in seinem Gesicht schienen Tina plötzlich tiefer.

Sie wusste, was geschehen war. Es stand ihm ins Gesicht geschrieben. Aber zum ersten Mal verurteilte sie ihn nicht, sondern spürte Kummer und Mitgefühl in sich aufsteigen. Er wirkte wie ein gebrochener Mann, und sie streckte die Hand aus, um ihm tröstend an die Schulter zu fassen. Erst in letzter Sekunde zuckte sie zurück.

»Das Mädchen, das in Manila verschleppt wurde«, begann er leise. »Lene Haagen. Tomboy war an ihrer Entführung beteiligt. Er hat sie zu Heed gebracht. Ich nehme an, das alles geschah im Auftrag von Wise.«

»Oh Gott. Und der war dein Freund?«

»Ich mag's immer noch nicht glauben, dass er so etwas tun konnte.« Jetzt sah er sie an,

seine Augen waren schmerzerfüllt. »Ich schätze, ich habe ihn einfach nicht gekannt.«

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander.

»Ich habe ihn getötet«, fuhr Milne schließlich fort. »Vorher hat er mir gestanden, dass er neulich einen Koffer zu Heed gebracht hat. Er wusste nicht, was sich darin befand, meinte aber, es müsse wertvoll gewesen sein. Auch ich habe keine Ahnung, was es sein könnte, doch da es mit Wise' Ankunft in Manila übereinstimmt, hängt es garantiert mit Wise zusammen.«

Tina runzelte die Stirn. »Und es muss etwas mit dem Treffen zu tun haben, das O'Riordan mit Salic geplant hatte. Ich nehme an, Salic hatte Informationen, die er O'Riordan zukommen lassen wollte. Vielleicht war er in

die Entführung von Lene Haagen verwickelt und wollte reinen Tisch machen.«

»Aber warum sollte er sich selbst belasten? Und wenn Wise' Leute wussten, dass er O'Riordan treffen wollte, dann ist Salic wahrscheinlich auch tot.«

»Ich habe die Zeitungen von gestern durchgesehen. Sein Name wird nirgendwo erwähnt.«

»Was uns zurück zu Heed bringt. Er ist der Mann, der die Antworten kennt. Vielleicht hat er sogar noch diesen Koffer. Ich habe seine Adresse in Manila. Heute Abend stattdessen wir ihm einen Besuch ab.«

Milne lehnte sich zurück und starrte wieder aufs Meer.

»Was ist bloß aus dieser Insel geworden. Alles geht vor die Hunde. Die Strände,

Tomboy, ich.«

Tina sah ihn an und stellte bestürzt fest, dass sie begann, Mitgefühl für seine Lage zu entwickeln. Sie versuchte sich vorzustellen, wie er kaltblütig O’Riordan und seinen Liebhaber exekutierte, aber es gelang ihr nicht. Auch Hassgefühle verspürte sie nicht mehr. Er sah aus, als wäre seine Bürde ohnehin schwer genug.

Das Handy in ihrer Hose vibrierte. Mit der Nummer auf dem Display konnte sie nichts anfangen. Eine philippinische Nummer. Sie nahm das Gespräch an.

»Ist da Detective Boyd?«, sagte die Frau am anderen Ende. Sie hatte einen starken Akzent.

Plötzlich war Tina hellwach. »Ja, das bin ich, Mrs. O’Riordan.«

»Ich habe darüber nachgedacht, was Sie heute gesagt haben. Ich muss Sie sprechen. Ich habe Informationen über den Tod meines Mannes, die Ihnen vielleicht weiterhelfen.«

»Können Sie mir nicht sagen, worum es geht?«

»Nicht am Telefon. Können Sie herkommen? Jean-Paul ist ausgegangen. Es würde ihm nicht gefallen, wenn ich mit Ihnen spreche. Es ist nichts Angenehmes.«

Tina war versucht, ihr weitere Einzelheiten zu entlocken, aber die Nervosität in der Stimme der Frau hielt sie davon ab. Sie sah zu Milne hinüber, der aufmerksam zuhörte.

»Okay, Mrs. O’Riordan«, sagte sie schließlich, »aber wir sind nicht direkt in der Nähe.« Sie sah auf die Uhr.

»Wir wären gegen halb acht bei Ihnen.

Ginge das?«

»Ja, das ist gut. Ich erwarte Sie.«

Tina steckte das Handy wieder ein und berichtete Milne die Einzelheiten.

»Es könnte eine Falle sein«, sagte er, als sie geendet hatte. »Ich halte es für ein bisschen zu passend, dass sie sich plötzlich entscheidet, mit uns zu kooperieren.«

»Was, meinst du, sollten wir tun?«

Er überlegte kurz. »Ich denke, wir sollten hingehen.«

»Ich auch. Aber wir müssen uns etwas überlegen, falls es eine Falle ist.«

Er griff in sein Hemd und zog etwas hervor. Es war in ein schmutziges rotes Bandana eingewickelt.

»Hier«, sagte er und schob es Tina zu. »Das solltest du besser einstecken.«

Tina hob einen Zipfel an. Wie erwartet war es eine Pistole. Dem Anschein nach eine Zweiundzwanziger.

»Die habe ich aus Tomboys Haus«, sagte Milne. »Ich wäre beruhigter, wenn du dich selbst verteidigen kannst.«

Tina hätte sie nicht annehmen sollen, tat es aber. Sie ließ die Zweiundzwanziger in ihre Handtasche gleiten, wissend, dass die Lage nun, da sie die Waffe eines Toten bei sich trug, um eine weitere Stufe eskaliert war.

36

Nargen nahm die Pistole von Mrs. O'Riordans Schläfe, und mit der anderen Hand entwand er ihr das Telefon.

»Gut gemacht. Sie werden doch kommen, oder?«

Sie nickte heftig, die Augen schreckgeweitet.

»Ja. Sie sagte, sie würden um halb acht da sein. Bitte, lassen Sie uns jetzt gehen? Ich habe alles getan, was Sie verlangt haben, und mein Bruder ist schwer verletzt.«

Das war er tatsächlich. In Situationen wie diesen musste man von Anfang an klarmachen, wer das Sagen hatte. Deshalb war Tumanov sofort damit beschäftigt, den Bruder zu

bearbeiten, den sie neben der Schwester auf einen Stuhl gefesselt hatten. Sie hatten ihnen die Augen verbunden, und dann hatte Tumanov losgelegt. Der Bruder war tapfer, alle Achtung. Als der Russe ihm die ersten beiden Finger brach, hatte er die Zähne zusammengebissen und keinen Laut von sich gegeben. Zwar war sein Atem schneller geworden und sein Kopf rot angelaufen, aber er hatte sich beherrscht. Doch wenn es darum ging, jemandem Schmerzen zuzufügen, war Tumanov ein Experte. Er kannte sämtliche Triggerpunkte, jeden empfindlichen Nerv und alle Schwachstellen, und binnen Minuten hatte er sein Opfer so weit, dass es um Gnade winselte. Mittlerweile saß es mit brutal zerbissenen Lippen still auf seinem Stuhl, das Gesicht mit Blut und Spucke verschmiert,

immer noch bei Bewusstsein, wenn auch nur so eben.

Nargen lächelte sie aufmunternd an. »Wir tun ihm nichts mehr, ehrlich, ich verspreche es. Leider, leider mussten wir sichergehen, dass Sie uns ernst nehmen. Und dass Sie am Telefon überzeugend klingen. Das verstehen Sie doch, nicht wahr?«

Wieder nickte sie heftig.

»Na also. Sie und Ihr Bruder kommen schon in Ordnung, Mrs. O'Riordan«, fuhr Nargen mit besänftigender Stimme fort und fesselte ihre Hand wieder an den Stuhl. Er spürte, dass sie ihm vertraute. Tatsächlich hatte sie auch keine andere Wahl. Im Augenblick klammerte sie sich verzweifelt an ihr Leben und nahm jeden Hoffnungsschimmer für bare Münze. Und im Gegensatz zu

Tumanov, der seine düstere Brutalität als Markenzeichen trug, wirkte Nargen wie ein ganz gewöhnlicher Westler, der eigentlich kein schlechter Mensch sein konnte.

»Bitte, dann lassen Sie mich ihm doch helfen«, flehte Mrs. O’Riordan. »Er ist ein anständiger Mensch. Er wird nichts verraten.«

»Bald«, sagte Nargen und stellte sich hinter die Frau. Er trat einen Schritt zurück, richtete die Waffe auf ihren Hinterkopf und nickte Tumanov zu, der sein Messer zog. »Sehr bald.«

Es war beinahe acht, als wir bei der Villa ankamen. Wir hielten uns auf der Hauptstraße, fuhren an der Allee vorbei, bis Tina etwa hundert Meter weiter eine schützende Einbuchtung entdeckte, in der wir den Wagen unter einer zerzausten Palme parkten, sodass ihn niemand von der Straße aus sehen konnte.

Abgesehen vom Zirpen der Zikaden und dem entfernten Brummen des Verkehrs auf der Küstenstraße war es ein ruhiger Abend. Wir stiegen aus, schlossen leise die Wagentüren und schlichen in Richtung des Hauses. Ich musste an Tomboy denken und an das, was ich ihm angetan hatte. Es war nicht so, dass ich es bereute, aber ich

wünschte mir, es wäre nicht nötig gewesen. Dann schob ich den Gedanken beiseite, ich musste hellwach und auf der Hut sein.

Die Allee selbst war dunkel, doch zwei Lampen links und rechts des Tores beleuchteten den Weg. Hinter dem Tor war das obere Stockwerk zu erkennen. Kein einziges Licht brannte.

Wir hielten uns im Schatten der Bäume und hielten nach Anzeichen eines Hinterhalts Ausschau, konnten aber keine entdecken. Keine Autos, keine Menschen.

Wir gingen wieder zum Wagen zurück und besprachen uns. Ich bot an, alleine reinzugehen und das Haus zu durchsuchen – natürlich lehnte Tina den Vorschlag rundweg ab. »Ich muss nicht geschont werden«, sagte sie mit einem Funkeln in den Augen, und so

beließ ich es dabei. Doch als wir uns an die Mauer des Anwesens drückten, überkam mich ein ungutes Gefühl. Ich zog die Pistole und schraubte den Schalldämpfer auf.

Tina sah mich irritiert an.

»Vorsicht ist besser als Nachsicht«, flüsterte ich.

Anstatt das vordere Tor zu nehmen, folgten wir der Mauer bis zum hinteren Teil des Grundstücks. Was uns einige Schwierigkeiten bereitete, weil das Haus auf ehemaligem Marschland stand und immer noch von ausgetrockneten und später überwucherten Rinnen durchfurcht war. Wahrscheinlich hatten die Eigentümer die Umgebung so belassen, um dem Haus einen zusätzlichen Schutz zu verschaffen. Während wir uns wie Amateurforscher langsam vorantasteten,

wurden wir von Insektenschwärmen attackiert, und wir benötigten bestimmt zehn Minuten, bis wir das Haus halb umrundet hatten.

Die Mauer war etwa drei Meter hoch, aber im Gegensatz zu vielen anderen Anwesen im Norden von Manila war sie nicht mit Stacheldraht bewehrt, was das Eindringen erheblich vereinfachte. Ich gab Tina meine Pistole, sprang die Mauer an und hangelte mich hoch, bis ich oben saß. Bäume behinderten meine Sicht, aber ich konnte im Haus Lichter ausmachen.

Tina reichte mir die Pistole hoch, und ich zog sie mit meiner freien Hand nach oben.

Schweigend und so leise wie möglich glitten wir hinunter und spähten dann zwischen den Bäumen hindurch.

Vor uns lag ein ausgedehnter gepflegter Rasen mit einem Swimmingpool in der Mitte, dahinter befand sich das Haus.

Die Vorhänge waren überall zugezogen, aber einige erleuchtete Fenster auf der rechten Seite deuteten darauf hin, dass jemand dort war. Links von uns stand das Pool-Häuschen und daneben, halb hinter einer Hecke verborgen, ein kompaktes zweigeschossiges Gartenhaus, beide dunkel.

Eine Weile beobachteten wir bewegungslos die Szenerie. Wenn es ein Hinterhalt war, würden unsere Gegner annehmen, dass wir uns von vorn näherten. Sie müssten dann also irgendwo vorne im Garten oder im Haus auf der Lauer liegen.

Sicher war ich paranoid. Aber besser übervorsichtig als tot. Ich glaubte einfach nicht,

dass Mrs. O'Riordan der Typ war, der plötzlich seine Meinung änderte und mit zwei Gestalten kooperierte, die offenbar inoffizielle Ermittlungen über den Tod ihres Mannes anstellten. Und schon gar nicht, wenn sie sich dabei höchstwahrscheinlich selbst belasten würde.

Ich hätte das Ganze abblasen und mit Tina wieder nach Manila fahren und Tomboys Hinweis folgen sollen, doch stattdessen überkam mich die Neugier, und ich bedeutete Tina, sie solle mir folgen. Dann kroch ich im Schutz der Bäume an der Mauer entlang.

Wir brauchten fünf Minuten, um an den Außengebäuden vorbei durch den Garten bis zum Seiteneingang des Haupthauses vorzudringen. Obwohl ich immer wieder lauschte, konnte ich aus dem Innern des

Hauses keine Geräusche wahrnehmen.

Ich versuchte die Tür. Sie war abgeschlossen.

»Halt mak«, sagte ich zu Tina und gab ihr die Pistole. »Ich muss die Tür aufkriegen.«

»Das kann ich machen«, flüsterte sie zurück und zog einen Bund Dietriche aus der Gesäßtasche. »Ich bin gut im Training. Aber falls Mrs. O’Riordan wirklich interessante Informationen hat, wird sie nicht allzu glücklich sein, wenn wir bei ihr eindringen.«

»Sie wird sie uns trotzdem verraten. Und sollte sie keine haben, bleiben wir auf diese Weise immerhin am Leben.«

Ich trat einen Schritt zurück. »Ich gebe dir Deckung.«

Tina arbeitete schneller und professioneller als ich, und in nicht mal einer Minute hatte sie

die Tür offen.

Ich sagte, ich wolle vorangehen, und schob vorsichtig die Tür mit dem Schalldämpfer auf. Ehe ich eintrat, sah ich zu Tina hinüber und bemerkte die Unsicherheit in ihren Augen. Ich wollte gerade erwähnen, dass es mir nichts ausmache, allein zu gehen, da zog sie die Zweiundzwanziger unter ihrem T-Shirt hervor und entscherte sie.

»Los«, zischte sie.

Ich betrat einen dunklen leeren Lagerraum. In der Ecke stand eine Waschmaschine. Auf der gegenüberliegenden Seite führte eine Tür ins Haus. Sie stand offen, und ich gelangte in einen schmalen Flur. Links war ein kleines Badezimmer, durch die halb offene Tür sah ich das Klo. Die Klimaanlage war voll aufgedreht, und ich begann zu frösteln. Der Flur machte

einen Knick, von dort konnte ich einen schwachen Lichtschein erkennen. Ich blieb stehen und lauschte.

Meine Anspannung nahm zu. Wenn Mrs. O'Riordan uns erwartete, hätten wir etwas hören sollen. Bewegungen, einen Fernseher, Musik, irgendetwas. Doch hier war es so still wie im Leichenschauhaus.

Als ich mit schussbereiter Pistole um die Ecke bog, fand ich sie.

Sie saßen mit dem Rücken zu uns mitten im Zimmer auf zwei Stühle gefesselt. Beide waren nach vorne gesunken, und auf dem Schachbrettmuster der Fliesen war ihr Blut zu einer einzigen großen Lache zusammengeflossen.

Ich tastete mich vorsichtig einen Schritt vor und sah mir die Leichen an. Jean-Paul hatte

man die Kehle durchgeschnitten, die Vorderseite seines Overalls war über und über mit Blut besudelt. Mrs. O'Riordan hatte man in den Hinterkopf geschossen, die golfballgroße Austrittswunde hatte ihr linkes Auge in eine fleischige Masse verwandelt. Jetzt, von Nahem, konnte ich bereits die einsetzende Verwesung riechen, auch wenn die Klimaanlage das Schlimmste überdeckte. Auf jeden Fall waren die beiden seit mehreren Stunden tot, wahrscheinlich seit Mrs. O'Riordan den Anruf beendet hatte.

Wie ich vermutet hatte: eine Falle.

Die bot zugleich eine Gelegenheit. Wer immer Mrs. O'Riordan und ihren Bruder ermordet hatte, erwartete, dass wir uns dem Haus frontal nähern würden. Das hieß, wir konnten sie von hinten überraschen. Ich hatte

Tina nicht mit hineinziehen wollen, aber sie hatte ihre Entscheidung getroffen, so wie ich meine.

Mein Finger spannte sich um den Abzug, und ich wandte mich in ihre Richtung.

In diesem Moment tauchte hinter ihr eine hünenhafte, mit einer Motorradhaube maskierte Gestalt auf.

»Runter!«, schrie ich. Mein Schrei explodierte in der Stille.

Instinktiv duckte sie sich. Und genauso instinktiv schoss ich über sie hinweg, gerade als der Maskierte, der selbst eine Pistole in der Hand hielt, sie packte. Ich erwischte ihn mit drei Schüssen im Oberkörper. Er taumelte rückwärts, schlug hin und ließ die Pistole fallen, die zu Boden polterte.

Ich spürte mehr, als dass ich es hörte, wie

die Tür auf der anderen Seite aufgestoßen wurde, schwang herum und sah die zweite Gestalt mich ins Visier nehmen. Ich tauchte ab, und die Kugel pfiß über meinen Kopf hinweg und schlug in einen der Küchenschränke ein. Splitter flogen, während ich mich hinter Jean-Pauls Stuhl rollte und durch die Lücke zwischen ihm und seiner Schwester drei weitere Schüsse abgab. Der zweite Killer schoss wieder auf mich.

Sein nächster Schuss riss Jean-Paul den Schädel weg, der dritte schlug auf die Kacheln zwischen meinen Beinen, nur Zentimeter von meinen Kronjuwelen, und dann als Querschläger erneut in die Kücheneinrichtung. Diesmal erwischten mich ein paar Splitter im Gesicht, aber ich ignorierte den Schmerz, froh, dass er mich knapp verfehlt hatte, und jagte

selbst eine Kugel in seine Richtung.

Dann hörte ich drei weitere Schüsse, die, wie ich trotz des ohrenbetäubenden Krachs feststellte, aus Tinas Zweiundzwanziger kamen. Ich sah zu ihr hinüber, sie war schon wieder auf den Beinen und stand geduckt und die Waffe mit beiden Händen umklammernd da. Der Mann an der Tür war verschwunden.

Ich ignorierte mein Herzrasen und stand ebenfalls auf. Ich hatte noch drei Patronen im Magazin, und da Tinas kleine Zweiundzwanziger nur fünf Schuss hatte, blieben ihr zwei. Das hieß, wir konnten uns auf kein langes Feuergefecht einlassen. Ich hatte immerhin einen von ihnen erwischt, und nun galt es, schnellstmöglich zu verschwinden.

Ich schlich geduckt zum Sideboard der Küche, bis ich genau gegenüber der Tür war,

in der der zweite Angreifer aufgetaucht war. Der Mann musste ein hervorragender Schütze sein, wenn er in der Dunkelheit ein bewegliches Ziel anvisieren konnte, während er selbst in Bewegung war. Ich hatte Glück gehabt. Eine Kombination, auf die ich mich noch einmal verlassen wollte.

Obwohl mir die Ohren klingelten, hörte ich Tina aufstöhnen, und als ich herumfuhr, sah ich, wie ihre Zweiundzwanziger in hohem Bogen durch die Luft segelte und dann auf dem Küchenboden außer Reichweite schlidderte. Der erste Angreifer, der Hüne, den ich dreimal erwischt hatte, hielt Tina in einem brutalen Schwitzkasten und riss sie hoch an seine Schulter. Der Hund musste eine Kevlarweste getragen haben. Jetzt setzte er ihr die Mündung einer schallgedämpften Pistole

an die Schläfe.

Wir standen vier Meter auseinander. Ich hob meine Waffe.

»Fallen lassen, oder sie stirbt«, zischte er mit schwerem russischem Akzent.

Tina wand sich in seinem Griff, und er ramnte ihr das Knie in den Rücken. Sie stöhnte auf und begann schmerzverzerrt zu keuchen. Dann hielt sie still, wenngleich ihr Gesicht andeutete, dass sie auf eine zweite Chance wartete.

Mein Blick glitt zur Tür. Der zweite Killer war nirgends zu sehen.

»Fallen lassen«, zischte der Russe wieder und erhöhte den Druck um Tinas Hals. Ihre Augen traten hervor wie Tischtennisbälle.

»Du hast drei Sekunden! Eins ...«

So vieles im Leben wird binnen

Sekundenbruchteilen entschieden.

»Zwei!«

Er würde uns nicht am Leben lassen.

»D...«

Ich drückte ab und schoss ihm direkt zwischen die Augen.

Er taumelte zurück, aus seiner Waffe löste sich ein Schuss. Instinktiv zwinkerte ich, und als ich die Augen wieder aufschlug, lag Tina am Boden. Einen Moment lang dachte ich, er hätte sie erwischt, doch dann hustete sie, richtete sich auf und rieb sich die Kehle. Eine Welle der Erleichterung durchflutete mich, während ich zusah, wie der Hüne zu Boden stürzte und Rauch aus dem Loch in seiner Stirn austrat. Diesmal war er tot.

»Hauen wir ab«, flüsterte ich und zog Tina auf die Beine. Uns blieb keine Zeit.

Schon sah ich die Silhouette des anderen Killers im hinteren Fenster auftauchen.

Er schoss. Das Fenster splitterte, und ich stieß Tina zu Boden, während ich meine beiden letzten Schüsse abgab.

Ich hatte keine Ahnung, ob ich ihn getroffen hatte, und auch keine Zeit, es herauszufinden. »Lauf! Lauf!«, schrie ich Tina an, und gemeinsam stolperten wir zur anderen Tür.

Weitere Schüsse knallten und flogen als Querschläger durch den Raum, und plötzlich spürte ich einen heißen Schmerz in meiner linken Schulter und wurde herumgewirbelt. Während ich über den Boden rollte, sah ich die Zweiundzwanziger, erwischte sie mit meiner intakten Rechten und jagte die letzten beiden Schüsse Richtung Fenster.

Wieder wusste ich nicht, ob ich getroffen

hatte, aber ich hatte uns ein paar wertvolle Sekunden verschafft und stieß Tina vorwärts durch die Tür in die Diele. »Vorne raus und weiterlaufen«, rief ich ihr zu. »Er wird versuchen, uns den Weg abzuschneiden.«

Ich ignorierte den Schmerz in meiner Schulter, sprintete an der Treppe vorbei und riss die Vordertür auf. Dann rannten wir die Einfahrt hinunter Richtung Haupttor. Da tauchte der Killer wieder auf. Er war um das Haus herumgekommen und kniete sich jetzt hin, um besser zielen zu können. Er hielt nicht mehr den schweren Revolver, sondern eine Pistole mit Schalldämpfer. Aber auch wenn er damit besser zielen konnte, er war gut zehn Meter entfernt, und es würde schwierig werden, uns zu treffen. Hoffte ich zumindest, während ich die Zähne zusammenbiss und

mich zwang weiterzulaufen.

Doch komischerweise schoss er nicht, und Sekunden später waren wir durch das Tor.

In diesem Moment hörte ich ein Auto herankommen, und als ich mich umdrehte, wurde ich von den Scheinwerfern geblendet. Instinktiv stieß ich Tina gegen die Mauer und versuchte dann selbst wegzuhechten, aber ich war nicht schnell genug, der Kühler erwischte mich an den Beinen und warf mich in den Dreck.

Während der Wagen mit kreischenden Bremsen zum Stehen kam, lag ich da und war unfähig, mich zu rühren. Die beiden Bullen, die uns heute schon einmal aufgehalten hatten, sprangen heraus und richteten ihre Waffen auf mich.

Ich sah dem auf meiner Seite in die Augen.

Es war das fette psychotische Froschgesicht. Er hielt eine Pumpgun in den Händen und hatte bereits den Finger am Abzug. Da verstand ich, dass diese Typen nicht die Absicht hatten, mich festzunehmen. Es mag nicht viele Menschen geben, die ohne mit der Wimper zu zucken einen am Boden liegenden Mann abknallen konnten, aber Froschgesicht zählte dazu.

Ich war tot. So einfach war das.

Noch geschockt, aber ansonsten unverletzt, setzte sich Tina auf dem Asphalt auf und sah zu Milne hinüber, der auf dem Rücken lag. Die beiden philippinischen Cops näherten sich ihm. Der Fette – der Jüngere von beiden – hielt eine Pumpgun und war bis auf wenige Meter an Milne heran. Als er die letzten Schritte machte, sah er sich kurz nach links und rechts um. Da begriff Tina, was er vorhatte.

Milne öffnete den Mund, um etwas zu sagen, bewegte sich aber nicht. Offensichtlich war er verletzt.

Ohne zu zögern, sprang sie auf die Beine, riss ihren Dienstausweis aus der Tasche und redete gleichzeitig mit aller Selbstsicherheit, die

sie aufbieten konnte, los: »Ich bin britische Polizistin. Schießen Sie nicht auf den Mann. Er widersetzt sich seiner Festnahme nicht. Wenn Sie ihn erschießen, werden Sie auch mich erschießen müssen, und dann haben Sie eine groß angelegte Untersuchung am Hals. Sie werden Ihren Job verlieren und ins Gefängnis wandern.«

Der ältere Cop richtete seinen Revolver auf sie, doch sie erkannte den Zweifel in seinen Augen. Der Jüngere hingegen sah sie mit ausdruckslosem Blick an, als würde er sie nicht verstehen, oder darauf pfeifen, was sie sagte.

»Sie können nicht einfach einen britischen Polizisten erschießen«, fuhr Tina unbeirrt fort und suchte gleichzeitig die Frontseite des Hauses nach dem Killer ab. »Wenn Sie es tun,

werden Sie sich dafür verantworten müssen. Wollen Sie das? Wollen Sie das wirklich?«

Der Ältere sagte etwas auf Tagalog zu seinem Kollegen. Der Jüngere sah ihn angewidert an und gab etwas zurück. Es entbrannte eine kurze heftige Diskussion.

»In Ordnung, Sie sind beide festgenommen«, sagte der Ältere schließlich auf Englisch und löste ein Paar altmodische Wildwest-Handsellen von seinem Gürtel. »Sie werden mit uns mitkommen.«

Der Jüngere bellte Milne an, er solle sich umdrehen, und trat ihm in die Rippen.

Einen Augenblick lang fürchtete Tina, Milne könnte etwas versuchen, was angesichts des krankhaft verzerrten Gesichts des Cops selbstmörderisch gewesen wäre, aber Milne gehorchte und ließ sich die Hände auf den

Rücken fesseln.

Ihre Blicke trafen sich. Milne wirkte, als ergebe er sich in sein Schicksal, wolle aber nicht, dass ihr das Gleiche widerfuhr. »Lauf, Tina!«, schrie er, als der ältere Cop auf sie zuing und die Handschellen aufklappte. »Lauf!«

Erst wusste sie nicht, was sie tun sollte. Wenn sie wegrannte, käme dies einem Eingeständnis gleich, etwas mit den Morden im Haus zu tun zu haben, und sie würde in einem fremden Land als Flüchtige gelten. Sie könnte sich sogar eine Kugel in den Rücken einfangen. Allerdings gab es auch keine Garantie, dass sie am Leben blieb, wenn sie sich ergab. Die Geschwindigkeit, mit der die beiden zum zweiten Mal hier aufkreuzten, gefiel ihr überhaupt nicht. Das konnte kein

Zufall sein.

Was hieß, dass sie wahrscheinlich mit den Killern unter einer Decke steckten.

Der ältere Cop packte sie am Arm.
»Umdrehen.«

»Lauf, Tina!«, hörte sie Milne rufen, dann einen harten Schlag.

Im Jahr zuvor hatte sie an der Polizeischule einen Kick-Box-Kurs absolviert, weniger wegen der Kampftechnik als wegen ihrer Fitnessmanie, die, wie sie sich selbst eingestand, fanatisch war. Das harte Training zahlte sich jetzt aus, denn sie schwang lehrbuchhaft herum und traf ihren Widersacher mit einem satten Uppercut unter dem Kinn. Der überraschte Bulle ging zu Boden, und Tina rannte über die Straße und hechtete ins Unterholz. Sie rappelte sich auf und sprintete

los, ohne auf die Zweige zu achten, die ihr ins Gesicht schlugen, und ohne eine Ahnung zu haben, wohin sie sich wenden sollte. Im Augenblick wollte sie nur möglichst viel Distanz zwischen sich und das Haus und ihre Verfolger bringen.

Nach vielleicht fünfzig Metern übersah sie eine Senke, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit dem Gesicht voran in einen übel riechenden Schlamm. Insektenschwaden schwirrten auf, doch sie blieb erschöpft liegen und versuchte, ihren Atem unter Kontrolle zu bekommen. Sie hörte, wie der Streifenwagen wegfuhr, und fragte sich, was jetzt aus Milne werden würde. Er hatte ihr heute das Leben gerettet, mindestens einmal, wahrscheinlich sogar zweimal. Als der Russe sie gepackt und ihr die Pistole an die Schläfe gesetzt hatte, war

sie überzeugt gewesen, sterben zu müssen. Sie erinnerte sich, wie er sie drei Tage zuvor in einer anderen Welt misshandelt hatte, und jetzt war sie ihm wieder ausgeliefert gewesen. Wut und Hass hatten sie übermannt. Sie hatte gewollt, dass Milne ihn erschoss.

Und er hatte es geschafft. Ihm eine Kugel genau zwischen die Augen verpasst. Ohne mit der Wimper zu zucken. Dazu brauchte man Mut. Die allermeisten Männer hätten ihre Waffe fallen lassen. Er nicht. Dafür respektierte sie ihn. Und nun wurde er weggebracht. Entweder ins Gefängnis geworfen oder ermordet. Und sie würde keine Gelegenheit mehr haben, ihm zu danken.

Sie spürte das Handy, das gegen ihren Schenkel drückte, und überlegte einen Moment, Mike Bolt anzurufen, damit er von

England aus alle Hebel in Bewegung setzte. Aber wäre Milne damit geholfen? Sicher nicht. Er war so oder so erledigt. Vielleicht war der Tod für ihn sogar die bessere Option. Mike anzurufen bedeutete nur, ihre Karriere zu zerstören, und wahrscheinlich würde sie in einem philippinischen Gefängnis landen, weil sie einem Mörder geholfen hatte.

Doch es tat weh, dass sie ihn der Gnade der beiden Cops ausgeliefert hatte. »Du konntest nichts dagegen machen«, redete sie sich ein. »Und sowieso, er verdient, was auf ihn zukommt.«

Sie war sich nicht sicher, ob sie sich selbst glaubte.

Einer der vielen Moskitos landete auf ihrer Wange. Ärgerlich schlug sie ihn weg.

Da hörte sie den Zweig knacken.

Sie erstarrte, die Hand immer noch an der Wange.

Kein Zweifel, im Unterholz bewegte sich etwas, Büsche und Äste wurden beiseitegeschoben, das Geräusch kam näher.

Tina presste sich tiefer in den Schlamm und überlegte, ob es besser war, in Deckung zu bleiben oder loszurennen. Der dichte Farn bedeckte sie einigermaßen, aber ihre Kleidung, ein weißes T-Shirt und khakifarbene Hosen, würden in der Dunkelheit sicher aufleuchten.

Sie hielt den Atem an, ihr Körper gespannt wie eine Saite, und drehte langsam den Kopf.

Zwei schwarze, an den Spitzen zerschrammte Stiefel füllten ihren Blickwinkel aus, waren nur Zentimeter von ihrem Ellbogen entfernt. Der Mann bewegte sich nicht.

Vielleicht sah er auf sie hinunter, bereit abzudrücken. Dann würde sie in einem verlassenen Loch Tausende Kilometer von zu Hause elendig krepieren. Tina musste all ihre Willenskraft aufbringen, ihn nicht an den Knöcheln zu packen und umzureißen. Oder aufzuspringen und loszurennen. Sie schaffte es, bewegungslos und ohne zu atmen liegen zu bleiben.

Die Gestalt rührte sich immer noch nicht.

Im Stillen zählte sie bis fünf und fragte sich dabei, was er da oben machte. Und wie lange sie noch die Luft anhalten konnte.

Plötzlich schlug er den Farn beiseite, machte einen Schritt nach vorn, und sein Stiefel landete platschend Zentimeter neben ihrem Gesicht. Sie hörte ihn nach den Mücken schlagen und leise fluchen. Die Stimme, so

erkannte sie, gehörte dem kleineren der beiden Killer, dem, der wahrscheinlich auch Nick umgebracht hatte.

Da konnte sie ihre Wut nicht länger zügeln und packte ohne nachzudenken den Knöchel, riss sich an ihm hoch, verdrehte ihn und stieß den Mann zu Boden.

Er stürzte seitwärts in den Schlamm, überrascht von der plötzlichen Attacke, doch geistesgegenwärtig genug, die Waffe hochzuhalten, um sie zu erschießen.

Aber auch Tina reagierte schnell, sprang ihn an und landete mit den Knien voraus auf seinen Rippen.

Er rollte auf den Rücken, und trotz der Motorradhaube erkannte Tina die stahlblauen Augen. Das war definitiv der Mann, der sie in ihrer Badewanne hatte ertränken wollen. Sie

drückte ihm seine Hand mit der Waffe zur Seite und griff gleichzeitig in den Schlamm, schleuderte ihm eine Ladung Dreck ins Gesicht und versuchte, ihn ihm in die Augen zu reiben.

Doch er war schnell und kräftig. Er federte auf die Beine und stieß sie von sich. Tina hielt die Hand mit der Pistole gepackt und trat mit den Füßen nach ihm, bis sie beide im Schlamm rollten und verbissen miteinander rangen. Er hatte immer noch die Pistole, und er war stärker als sie. Ihr einziger Vorteil war, dass sie ihn wenigstens zeitweise geblendet hatte. Er wälzte sich auf sie und versuchte, sein Handgelenk zu befreien, wobei er sich offenbar mehr auf sein Gefühl als auf seine Augen verließ.

Tina merkte, dass es ein Fehler gewesen

war, ihn zu attackieren, aber immerhin hatte sie noch eine Hand frei und versetzte ihm einen Kinnhaken. Es war nicht der härteste Schlag, doch er rutschte von ihr herunter, und die halbe Sekunde, die sie dadurch gewonnen hatte, nutzte sie, um aufzuspringen und geduckt loszusprinten.

Hinter sich hörte sie einen gedämpften Schuss, der an ihr vorbeizischte. Tina lief unbeirrt weiter und verließ sich darauf, dass ihr Widersacher in der Dunkelheit und mit Schlamm in den Augen nicht würde zielen können. Sie hörte noch einen Schuss, diesmal fernab.

Endlich erreichte sie die Straße. Ohne Straßenbeleuchtung war schwer auszumachen, ob es dieselbe war, auf der sie geparkt hatten, aber sich zu orientieren, blieb ihr keine Zeit.

Sie schaute sich kurz um, versuchte sich zu erinnern, ob sie von links oder von rechts gekommen war, und rannte los in die Richtung, in der sie den Wagen vermutete. Während ihre Schritte über den unebenen Asphalt hallten, spähte sie links und rechts nach ihrem Verfolger oder dessen Wagen.

Da öffnete sich vor ihr die kleine Lichtung, in die sie vor einer Stunde den Wagen manövriert hatte, und dann konnte sie auch schon verdeckt von Palmenblättern das blaue Schimmern erkennen.

Sie zerrte die Schlüssel aus der Tasche und rannte zur Fahrerseite und schloss sie auf. Weil sie zu viele Horrorfilme gesehen hatte, warf sie einen kurzen Blick auf die Rückbank, doch da war niemand, deshalb stieg sie ein. Schwer atmend startete sie den Motor und

setzte ohne Licht zurück auf die Straße. Schnell schaute sie nach links und rechts, entdeckte auch hier niemanden und bog Richtung Manila ab. Sie nahm an, dass der Killer noch irgendwo in der Nähe stecken musste, deshalb duckte sie sich, um möglichst kein Ziel abzugeben, tief hinter das Lenkrad und trat das Gaspedal voll durch.

Das Seitenfenster explodierte mit einem trockenen Knall, und ein Schauer von Splittern ergoss sich über sie. Sie schrie auf, verlor die Kontrolle über den Wagen und schrammte nur um Haaresbreite an einem Baum vorbei. Dann reagierte sie, zwang den Wagen zurück auf die Straße und warf einen Blick in den Rückspiegel.

Er stand mitten auf der Straße, eine graue Silhouette mit nach vorn ausgestreckten

Händen, und sie konnte sehen, wie ein Feuerball aus der Mündung schoss. Im gleichen Moment barst die Heckscheibe, und die Kugel sirrte durch den Fahrraum und schlug rechts oben durch die Windschutzscheibe. Tina duckte sich noch tiefer, schaltete hoch und gab Vollgas.

Wieder brach der Wagen hinten aus, schlidderte über den Seitenstreifen und rasierte das Buschwerk, ehe sie mit knapp hundert in ein Schlagloch knallte und schleudernd auf eine Kurve zuraste.

In letzter Sekunde fing sie den Wagen ab und jagte mit quietschenden Reifen durch die Biegung.

Und in diesem Moment, als die Dunkelheit den Mann verschluckte, der zweimal versucht hatte, sie zu töten, ergriff sie eine Woge der

Euphorie, die besser war als jede Droge. Nicht einmal Alkohol hatte ihr je so ein befreiendes Gefühl gegeben.

Sie mochte allein und zur Fahndung ausgeschrieben in einem fremden Land sein, aber sie hatte es wieder einmal geschafft.

Im Augenblick war das alles, was zählte.

Im Fond des Streifenwagens konnte ich mir schnell zusammenreimen, welchen Plan die Killer verfolgt hatten. Als wir beim Haus auftauchten, sollte ich mit einem der polizeiüblichen Revolver erledigt werden, den einer der beiden benutzt hatte. Dadurch hätte es so ausgesehen, als hätte die Polizei mich, einen flüchtigen Mörder, dabei überrascht und niedergeschossen, während ich im Begriff war, das Haus auszurauben, nachdem ich seine Bewohner ermordet hatte. Tina wollten sie vielleicht sogar lebend verschleppen oder zumindest ihre Leiche wegschaffen, denn wenn man sie im Haus gefunden hätte, wäre das schwieriger zu erklären gewesen. In einem

Land wie den Philippinen wäre es ein Leichtes, sie verschwinden zu lassen. Und damit hätten sie den Fall abgeschlossen. Auftrag ausgeführt. Wir würden Paul Wise nicht mehr zu nah kommen.

Zum Glück konnte Tina flüchten, zumindest hoffte ich das. Meine Situation dagegen war heikel. Die Bullen, die mir Handschellen angelegt und mich in den Fond des Wagens gestoßen hatten, hatten zwar gesagt, ich sei festgenommen, aber ich wusste, dass das nicht stimmte. Diese Kerle würden mich umbringen, daran bestand kein Zweifel. Auf den Philippinen wird die Jagd nach Gerechtigkeit einfach nicht mit dem gleichen Eifer betrieben, wie wir es im Westen gewohnt sind. Das Recht wird gebeugt. Cops werden korrumpiert. Leute sterben.

Der Streifenwagen fuhr jetzt über schmale Nebenstraßen langsam durch die Nacht. Der ältere Cop saß am Steuer, während Froschgesicht mich durch das Stahlgitter, das uns trennte, mit kalten, leeren Augen beobachtete. Irgendwann hatte er genug, drehte sich um und begann, sich mit seinem Kollegen auf Tagalog zu unterhalten.

Die Anstrengungen vorhin hatten mich ziemlich mitgenommen, zumal ich auch noch mit einer verletzten Schulter zu kämpfen hatte. Zum Glück war es nur eine Fleischwunde und lange nicht so übel, wie es hätte ausgehen können. Trotzdem musste ich schnell handeln. Die Türen waren verriegelt, viele Optionen blieben mir nicht. Wenigstens waren die Handschellen einigermaßen alt, die beiden Schellen wurden durch eine kurze Kette

zusammengehalten. Dieses Modell war am einfachsten zu knacken. Außerdem hatte der Fahrer einen Riesenfehler begangen. Da er es so eilig gehabt hatte, hatte er mich nicht richtig durchsucht und das kleine Schweizer Armeemesser übersehen, das ich immer in meiner linken Hosentasche mit mir herumtrug.

Das Messer war meine einzige Chance, lebend hier rauszukommen. Plötzlich überfiel mich Panik, zum ersten Mal seit ich damals in dem stickigen Raum auf dem Flughafen von Phnom Penh festgehalten worden war. Für einen Moment lähmte mich der Gedanke, demnächst tot zu sein, kaltblütig exekutiert zu werden wie eines meiner zahlreichen Opfer.

Doch ich kämpfte dagegen an. Ich hatte nicht all die Jahre überlebt, um im Angesicht des Todes zusammenzubrechen.

Ich bewegte mich möglichst vorsichtig und schaffte es, an meine Tasche zu kommen. Als meine Finger sich vorwärtstasteten, hielt ich den Atem an. Ich saß in einem ungünstigen Winkel, wie auf dem Präsentierteller. Wenn einer der Cops sich umdrehte, war ich geliefert. Doch zum Glück quatschten sie da vorne munter weiter, ohne sich um mich zu kümmern.

Ich zog das Messer heraus, verbarg es hinter dem Rücken und setzte mich wieder normal hin. Im selben Moment warf der Fahrer einen Blick in den Rückspiegel und sah mich misstrauisch an. Dann sagte er etwas auf Tagalog zu seinem Kollegen. Froschgesicht nickte und antwortete. Eines der Wörter konnte ich heraushören: *Patayan*. Es bedeutete töten, und als er es aussprach, hatte

sich Froschgesicht grinsend zu mir umgewandt und bestätigt, was ich schon wusste.

Ein paar Augenblicke später bog der Streifenwagen in einen schmalen, mit Schlaglöchern übersäten Weg ein. Links und rechts schlugen Äste aufs Dach, es war, als führen wir in eine grüne Hölle. Wir näherten uns unserem Ziel.

Hinter meinem Rücken klappte ich den Korkenzieher heraus und dann den kleinen Schraubenzieher, der sich daneben befand.

Nun musste ich die Spitze in das Schloss bringen und es aufkriegen. Doch da ich mit den Handflächen nach außen gefesselt war – so viel hatten auch die Filipinos von den internationalen Polizeistandards mitbekommen –, gestaltete sich das schwierig, zumal, wenn man in einem schlecht gefederten

Wagen sitzt.

Mein Herz raste, und die Handgelenke taten mir weh, weil ich meine Hände in eine unnatürliche Position zwingen musste, und gleichzeitig bemühte ich mich, ganz unbeteiligt dreinzuschauen. Der Fahrer sah jetzt öfter in den Rückspiegel, und am Ausdruck seiner Augen erkannte ich, dass er sich hochpushen musste, um dem gewachsen zu sein, was er vorhatte. Einen Menschen kaltblütig zu ermorden, fällt niemandem leicht, egal wie es im Kino aussieht. Es ist das letzte Tabu, und selbst wenn man es öfter getan hat, benötigt man eine unglaubliche Willenskraft, den Abzug zu drücken. Und der Fahrer, da war ich mir ziemlich sicher, war nicht daran gewöhnt.

Wir erreichten eine kleine Lichtung, und der Fahrer bremste ab. Das Sirren der Insekten

erfüllte die Luft, und ich konnte Brackwasser riechen.

Ich musste den verdammten Schraubenzieher in das Schloss kriegen. Wenn ich es nicht in der nächsten Minute schaffte, war ich tot.

Langsam. Langsam.

Ich blendete alles aus, alle Geräusche, alle Gedanken, konzentrierte mich nur noch darauf, das Schloss zu knacken.

Der Wagen hielt an, und die beiden Cops stiegen aus. Froschgesicht hielt seine Pumpgun umklammert. Als er die Tür aufriss, überrollte mich die Panik in gewaltigen Wellen. Zum Glück schaute er mich nicht an, weil er sich zunächst umsah, ob irgendwo lästige Zeugen lauerten. Verzweifelt versuchte ich den Schraubenzieher in das Loch zu schieben und

brach mir dabei fast die Handgelenke.

Da streckte Froschgesicht seinen Kopf herein und grinste mich an. Jetzt war klar, dass er den Abzug drücken sollte, und ein Blick in seine toten Augen verriet mir, dass er es konnte.

Plötzlich hörte ich das leise Klicken, als der Schraubenzieher endlich ins Schloss glitt. Sofort lehnte ich mich zurück, drehte ihn und riss mit den Händen die Handschellen auseinander.

Das hatte ich geschafft.

In letzter Sekunde, denn schon packte Froschgesicht mich am Kragen und zerrte mich nach draußen. Ich wehrte mich nicht, sondern behielt die Hände hinter dem Rücken, als wäre ich noch gefesselt. Dabei klappte ich die große Klinge des Messers aus.

Der Fahrer hatte den Wagen vielleicht fünfzehn Meter von dem Sumpfloch abgestellt, das zwischen den Bäumen hindurchschimmerte und tief genug wirkte, um mein Grab zu werden. Nur die Scheinwerfer des Streifenwagens erleuchteten die Szenerie. »Beweg dich«, grunzte Froschgesicht, deutete Richtung Schlammloch und ramnte mir den Kolben der Pumpgun in die Rippen. Ich trat in ein Schlagloch und wäre fast gestürzt. Als ich mich wieder aufrichtete, spürte ich einen Regentropfen auf der Stirn.

Der Fahrer war vorne um den Wagen herumgekommen, er hatte seinen Revolver gezogen, ließ ihn aber an der Seite herunterhängen. Der Regen setzte ein, und binnen Sekunden prasselte es auf uns herab.

Beim Gedanken, dies könnte der letzte

Regen sein, den ich je im Gesicht spüren würde, überwältigte mich die Todesangst. Fast, denn gleichzeitig flutete eine Adrenalinwelle mein Gehirn und rüttelte mich wach. Angst ist etwas Positives. Wenn man sich von ihr davontragen lässt, lähmt sie und macht hilflos, doch wenn man weiß, wie man sie in den Griff bekommt, kann sie einem helfen, am Leben zu bleiben.

Und ich wusste mit ihr umzugehen.

Ohne Vorwarnung packte ich den Lauf der Pumpgun, drückte ihn von mir weg und ramnte Froschgesicht die Taschenmesser Klinge oberhalb seines Gürtels in den Bauch. Ich ignorierte die Übelkeit, die in mir hochstieg, als es mit sanftem Ploppen hineinflutschte, und riss es mit einer Drehung des Handgelenks nach oben. Es ging ums

nackte Überleben. Nicht mehr und nicht weniger.

Froschgesicht sah mich verdutzt an und taumelte einen Schritt zurück. Der Griff um die Pumpgun wurde schwächer, und ich versuchte sie ihm zu entwinden. Doch obwohl ich gleichzeitig blitzschnell noch drei, vier Mal zustach, ließ er nicht los. Manchmal merkt einer nicht gleich, wenn er gestochen wird, weil das Adrenalin für einen Moment den Schmerz überlagert, und in Froschgesicht zirkulierte zweifelsohne eine ganze Menge Adrenalin.

Wenn überhaupt, dann schienen ihn die Stiche anzustacheln, jedenfalls warf er sich auf mich und rampte mir die Stirn ins Gesicht. Ich schaffte es zwar noch, den Kopf wegzudrehen und das Schlimmste abzuwenden, trotzdem

erwischte er mich am Jochbein, und der Schmerz war so höllisch, dass ich einen Moment fürchtete, er habe es zertrümmert. Er versuchte mich wegzustoßen, und ich wusste, wenn ich von ihm abließ, war ich tot, denn der Fahrer stand keine drei Meter von uns entfernt und wartete nur darauf, dass ich ihm ein klares Ziel bot. Deshalb hielt ich mich am Lauf der Pumpgun fest und versuchte, einen tödlichen Stoß anzubringen.

Erneut ramnte mir Froschgesicht vor Schmerz und Wut brüllend die Stirn ins Gesicht, und diesmal verlor ich das Gleichgewicht.

Doch ich schaffte es, ihn dabei festzuhalten und mitzureißen. Ich ließ kurz die Pumpgun los, stieß ihn zurück zum Wagen und rollte mit ihm über die Motorhaube. Überrascht

versuchte er sich abzustützen, bewegte den Kopf und bot mir für einen Sekundenbruchteil die dunkle Haut seiner Kehle.

Ich reagierte instinktiv und jagte ihm das Messer in den Hals.

Einen Moment lang floss kein Blut, doch als er sich aufrichten wollte, schoss ein dicker Strahl heraus, der Griff, mit dem er mich immer noch umklammert hielt, wurde schwächer, und die Pumpgun rutschte ihm aus der Hand und metallisch klackernd über den Kühler zu Boden.

Froschgesichts Kollege – dem der Killerinstinkt ganz offensichtlich abging – schrie auf und kam mit ausgestrecktem Revolver auf mich zu. In seinen Augen spiegelten sich Wut und Schock, die Mündung seines Revolvers war knapp einen Meter von

meinem Kopf entfernt. Ich zerrte Froschgesicht herum und versuchte, zwischen ihm und dem Kotflügel abzutauchen, als der Fahrer feuerte, und die Nacht explodierte. Die Kugel erwischte Froschgesicht, der noch einmal zusammenzuckte. Ich drückte ihn von mir weg und trat ihn mit aller Kraft in den Rücken. Sein Kollege musste die Arme hochreißen, um ihn abzufangen, und eine Sekunde lang wirkten sie wie zu einem grotesken Tanz umschlungen. Die genügte mir. Ich stürzte mich auf ihn, und gerade als er es geschafft hatte, sich der Leiche zu entledigen, packte ich seinen Arm, drückte den Revolver weg und ramnte ihm die Stirn auf die Nase.

Der Revolver flog ihm aus der Hand, doch ehe er stürzte, landete er einen linken Haken auf meinem Ohr, der mich meinerseits zu

Boden schickte. Ich hob den Kopf und sah, wie er sich auf die Knie aufrichtete und nach der Pumpgun griff.

Verzweifelt versuchte ich durch Regen und Schlamm zu erkennen, wo der Revolver lag. Ich entdeckte ihn neben einem Stapel verrosteter Bierbüchsen, hechtete und rutschte auf allen vieren hinüber, um ihn zu fassen zu kriegen. Hinter mir hörte ich, wie der Fahrer die Pumpgun durchlud, ich schnappte mir den Revolver, rollte mich herum, und da stand er fünf Meter entfernt, die Waffe noch nicht ganz auf mich gerichtet.

Einen surrealen Moment lang wirkten wir beide wie eingefroren. Unser beider Leben schrumpfte auf diesen Augenblick in einem stinkenden Sumpf mitten im Nirgendwo zusammen.

Ich feuerte zuerst, den Bruchteil einer Sekunde vor ihm, denn ich musste ihn erwischt haben, da der Lauf der Pumpgun hochgerissen wurde und sein Schuss in den schwarzen Nachthimmel ging. Er fiel auf ein Knie und griff sich an den Bauch, und ich feuerte ein zweites Mal, die Kugel riss ihm die Schädeldecke weg, und ich schoss und schoss, bis der Hahn des Revolvers klickte.

Dann herrschte Stille, und das Einzige, das ich hörte, war das Klingeln in meinen Ohren.

Langsam kam ich auf die Beine, der Revolver rauchte in meiner Hand, von deren Gelenk noch immer die Handschellen baumelten. Ich ging zu den Toten hinüber. Der Fahrer lag merkwürdig zusammengekrümmt da, der Schädel gespalten wie eine Kokosnuss, sodass sein Gehirn

heraussickerte. Einen Arm hatte er ausgestreckt, seine Finger umklammerten die Pumpgun. Froschgesicht dagegen war noch am Leben. Er lag bäuchlings mit dem Gesicht im Dreck und zuckte mit den Beinen wie ein ablaufendes Uhrwerk, während sich unter seinem Hals eine Blutlache ausbreitete.

Ich benutzte mein Hemd, um meine Fingerabdrücke von dem Revolver zu wischen, den ich gerade benutzt hatte. Dann ließ ich ihn in den Schlamm fallen und zog Froschgesichts Revolver aus dem Holster. Zwei Schnelllader an seinem Gürtel steckte ich ebenfalls ein, löste den Sicherungshebel und schoss ihn in den Hinterkopf.

Es war ein Gnadenschuss. Ich hatte kein Verlangen, ihn hier verbluten zu lassen und spürte keinerlei Befriedigung über meine Tat.

Ich hatte zwei Menschen getötet. Menschen, die sicher auch Familien hatten, die sie liebten, obwohl ich das bei Froschgesicht bezweifelte.

Der Geruch des Todes breitete sich in der stickig-schwülen Luft aus. Ich sah mich um. Schlamm und Gebüsch, ein paar Bäume. Inzwischen goss es in Strömen, und plötzlich fühlte ich mich erbärmlich einsam. Ich musste Tina finden.

Als ich in meine Tasche griff, um mein Handy herauszuholen, dämmerte mir, dass ich vielleicht einen großen Fehler begangen hatte. Ich würde das Handy, das Schagel mir besorgt hatte, loswerden müssen, doch angesichts der Beziehungen, die er und Wise zur philippinischen Polizei unterhielten, war es möglich, dass sie nicht nur meine aktuelle Position kannten, sondern alle meine Schritte

während meines Manilaaufenthalts nachvollzogen hatten. Wenn ich es entsorgte, würden sie mich nicht mehr aufspüren können, aber die früheren Daten würden ihnen verraten, wo Tina und ich die vergangene Nacht verbracht hatten. Was bedeutete, dass sie ihr, sollte sie ihnen vorhin entkommen sein, dort womöglich auflauerten.

Erst jetzt merkte ich, dass sie mir nie ihre Nummer gegeben hatte.

Ich fluchte über diesen Anfängerfehler und zerrte die Autoschlüssel aus der Tasche des Fahrers. Ich sprang in den Streifenwagen, wendete und fuhr los. Ich musste so schnell es ging nach Manila zurück.

Tina stand unter Schock, als sie die Eingangstür des Hostals aufschloss und an der verlassenen Rezeption vorbei zur Treppe ging. Sie war nass und erschöpft, alles war schiefgelaufen. Erst hatte Milne Pat O’Riordan ermordet, von dem sie sich Beweise gegen Paul Wise erhofft hatte. Und nun waren auch seine Frau und deren Bruder tot, und Dennis Milne, ihr einziger lebender Verbündeter, war korrupten Polizisten in die Hände gefallen. Entweder sie hatten ihn inhaftiert, dann würden sie bald herausfinden, wer er wirklich war, oder die beiden Cops hatten ihn umgebracht und seine Leiche verschwinden lassen.

Doch sie brauchte Milne dringend, denn

ohne ihn konnte sie nichts unternehmen. Er hatte die Adresse von Heed, Wise' Mann in Manila. Sie selbst hatte nur ein paar Namen aus O'Riordans Kalender: Neben Heed noch Omar Salic und Cheeseman. Namen, die ihr nichts sagten.

Sie befand sich allein und unbewaffnet in einer feindseligen Stadt ohne taugliche Spuren. Wieder überlegte sie, Mike Bolt anzurufen, um zu hören, ob er etwas über Paul Wise' Grundbesitz herausgefunden hatte, aber selbst wenn – was würde es ihr nützen. Sie konnte schwerlich dort aufkreuzen und von ihm verlangen, seine Verbrechen zu gestehen. Tief im Herzen wusste sie, dass ihr nur eine Alternative blieb: ihre Sachen zu packen und heimzufliegen. Ihr Verlangen nach Gerechtigkeit war einmal mehr vereitelt

worden, doch immerhin war sie am Leben und in Freiheit. Sobald sie morgen früh aufwachte, würde sie die Fluggesellschaft anrufen und die erste Maschine zurück nach London nehmen. Der Gedanke deprimierte sie. Niederlagen hatte sie nie akzeptiert. Sie war eine Kämpfernatur. Aber sie war auch nicht dumm.

Auf dem Weg nach oben musterte sie sich in dem großen Spiegel oben an der Treppe. Sie sah fertig aus. Ihre nassen Kleider stanken, ihre Haare waren strähnig und klebten an ihren schmutzverschmierten Wangen. Über dem rechten Auge hatte sie eine Fleischwunde, die inzwischen dick verschorft war, auch über dem Jochbein war die Haut aufgeplatzt und die Wange darunter geschwollen. Gut, dass an der Rezeption niemand gesessen hatte.

Sie sah auf die Uhr. Es war beinahe

Mitternacht. Die Fahrt zurück über ihr unbekannte Straßen hatte länger gedauert, als sie gedacht hatte. Und langsam ergriff die Müdigkeit von ihr Besitz. Es waren intensive Tage gewesen, die sie physisch und psychisch ausgelaugt hatten. Dazu kam der Jetlag von ihrem Flug um die halbe Welt.

Sie hatte den Schlüssel schon ins Schloss gesteckt, als sie plötzlich innehielt. Was, wenn ihr da drinnen jemand auflauerte?

Wise' Männer konnten durchaus über die Mittel verfügen, sie aufzuspüren. Während der vergangenen drei Tage war sie dreimal in einen Hinterhalt geraten, langsam wurde es zur Gewohnheit. Das erste Mal, in ihrem Cottage in England, war es nicht ihre Schuld gewesen. Auch beim zweiten Mal nicht, als Milne in ihr Hotelzimmer eingedrungen war. Aber heute

Abend hätten sie definitiv nicht noch einmal in das Haus in Ternate zurückkehren dürfen. Sie wären besser der Spur gefolgt, die sie bereits hatten. Und dieser Fehler hätte sie beinahe das Leben gekostet. Einen weiteren konnte sie sich nicht erlauben. Das Gesetz der Wahrscheinlichkeit wandte sich langsam aber sicher gegen sie.

Sie zog den Schlüssel und wandte sich zur Treppe.

In diesem Moment wurde die Tür von innen aufgerissen.

Tina fing an zu rennen.

»Tina!«

Milne stand in der Tür. Er sah so müde und kaputt aus wie sie.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte er leise.

Die Erleichterung war so gewaltig, dass es

sie fast von den Beinen riss.

»Dennis.« Sie ging zurück und musste sich beherrschen, ihm nicht um den Hals zu fallen. Am Ende begnügte sie sich damit, die Hand auf seinen Arm zu legen.

»Seit wann bist du denn da?«

»Seit zehn Minuten.«

Er bedeutete ihr einzutreten und schloss die Tür. »Ich habe geklopft, und als du nicht aufgemacht hast, dachte ich, ich sehe sicherheitshalber nach, ob du keine ungebetenen Besucher hast.«

Sie lächelte. »Danke. Und danke für vorhin. Du hast mir das Leben gerettet.«

»Du mir auch. Wenn du vor dem Haus nicht eingeschritten wärest, hätten die beiden Cops mir eine Kugel verpasst. Oder mehrere. Ich schätze also, wir sind quitt.«

»Wie bist du ihnen entkommen?«

»Ich habe sie umgebracht«, sagte er schlicht. Erst als er den Ausdruck auf ihrem Gesicht sah, fügte er hinzu: »Es ging nicht anders. Sie waren dabei, mich kaltblütig zu exekutieren. Du musst das verstehen.«

Einen Augenblick lang sahen sie sich an, ohne etwas zu sagen. Wieder bemerkte Tina den gehetzten Ausdruck in seinen blassblauen Augen und den Schmerz, der ihn heimsuchte.

»Ich verstehe es«, erwiderte sie schließlich.

Auch sie hatte schon getötet, als es nicht anders ging, und trotzdem nächtelang darüber nachgegrübelt. Das stellte sie zwar nicht auf eine Stufe mit ihm, aber es gab Ähnlichkeiten zwischen ihnen, auch wenn sie ihn wegen seiner Verbrechen noch immer verabscheute.

»Wir haben eine vernünftige Spur«, sagte er

und setzte sich in einen der Korbsessel neben dem Bett. »Den Mann, bei dem Tomboy den mysteriösen Koffer abgeliefert hat. Heed.«

»Und Tomboy hatte keine Ahnung, was sich in dem Koffer befand?«

»Nein. Aber da er für Wise arbeitete und Wise sich im Land aufhält, dürfte der Koffer für ihn bestimmt sein.«

»Also müssen wir zu Heed.«

Milne gähnte. »Ich bin zu kaputt, um jetzt noch hinzufahren. Es wird bis morgen warten müssen. Und ich gehe allein hin.«

Tina wollte protestieren, doch er hob die Hand, und sie ließ ihn fortfahren.

»Für dich ist die Geschichte vorbei, Tina«, sagte er sanft. »Keine Widerrede. Du kannst immer noch unbescholten aus der Geschichte herauskommen. Geh nach Hause zu deinem

Job, deinem Leben. Ich kann das nicht. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass Bertie Schagel mich bereits den Behörden von Manila gemeldet hat. Und ich schätze, man wird mir nicht nur den Mord an Pat O'Riordan anhängen, sondern natürlich auch die von heute. Ich bin erledigt. Das war ich schon in dem Moment, in dem ich entschieden habe, nicht auf dich zu schießen.«

Tina sah ihn verblüfft an. Doch er redete weiter.

»Was meine eigene Entscheidung war. Ich erwarte keinen Dank, höchstens ...« Er seufzte und sah Tina mit einem reuigen Lächeln an. »Ich bin froh, dass ich es nicht getan habe.«

Ihr fiel keine Antwort ein. Aber sie hatte Mitleid mit ihm und war von der Intensität

ihrer Gefühle überrascht. Trotz allem, was geschehen war.

»Wenn ich Heed besuche, wird er nicht freiwillig auspacken. Aber er hat die Informationen, die wir benötigen. Über Lene Haagen. Ich wette, er weiß, was mit ihr geschehen ist und wo sie begraben liegt. Er weiß, warum O’Riordan sterben musste und wer die Leute sind oder waren, die er treffen wollte. Und ich wette auch, dass er weiß, was in dem Koffer ist. Mit anderen Worten, er kennt alle Antworten. Die werde ich aus ihm herausholen müssen, und das wird nicht schön sein. Und wenn er geredet hat, werde ich ihn töten müssen. Kaltblütig. Ich möchte nicht, dass du dabei bist, wenn es so weit ist. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja. Aber wir müssen ihn nicht unbedingt

töten, oder? Wir finden heraus, welche Beweise wir brauchen, um Wise hinter Gitter zu bringen, dann fesseln wir ihn und benachrichtigen die Polizei. Anonym natürlich.«

Milne sah sie ungläubig an. »Das ist nicht dein Ernst, Tina. Was für Beweise sollten wir finden, mit denen wir auch nur die leiseste Chance hätten, dass ein Gericht Wise verurteilt? Besonders in einem Land wie diesem. Du hast es selbst gesagt: Über Jahre hat er sich der Justiz entzogen. Offenbar hat er das drauf. Ich – und damit meine ich, ich allein, werde Wise aufspüren und töten. Das willst du doch, oder? Darauf läuft es doch hinaus?«

Sie musste es sich eingestehen. Vor einem Jahr noch hatte sie anders darüber gedacht.

Da hatte sie noch aufrichtig daran geglaubt, dass sie es erleben würde, Wise in einem Gerichtssaal zuzusehen, wie seine Fassade bröckelte, wenn er zu lebenslänglicher Haft verurteilt wurde. Doch inzwischen wusste sie: Dies würde nie passieren. Seit sie in Manila war, hatte sie sich wider besseres Wissen eingeredet, sie könnte das Corpus Delicti finden, das Wise ans Messer lieferte. Milne hatte recht. Er musste sterben.

Er seufzte. »Wenn ich ihn umbringe, dann bekommst du deine Gerechtigkeit. Und ich auch. Und du wirst am Leben sein und ein freier Mensch.«

Tina setzte sich ans Fußende des Bettes. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Deshalb holte sie ihre Zigaretten hervor und bot ihm zum ersten Mal eine an.

»Nein danke, ich habe vor ein paar Jahren aufgehört. Aus Gesundheitsgründen.« Er lehnte sich zurück und lachte düster. »Ich weiß, klingt ein bisschen bescheuert. In meiner Lage.«

»Gibt es wirklich keinen Ausweg für dich?«, fragte sie und zündete ihre Zigarette an. »Kannst du dir nicht einen falschen Pass besorgen und untertauchen, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist? Du bist doch gut in so was. Du musst gut sein. Du hast fast ein Jahrzehnt auf der Flucht verbracht.«

Er schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht. Schagel weiß, wie ich aussehe, und kennt den Namen, den ich benutze. Er kontrolliert sogar mein Bankkonto. Ich sitze hier auf den Philippinen fest, und er wird dafür sorgen, dass ich nicht rauskomme.«

»Ich verstehe immer noch nicht, welche Rolle Schagel in dieser Geschichte spielt.«

»Ich auch nicht. Ich schätze, er und Wise sind irgendwie Partner. Aber welches Geschäft? Keine Ahnung.«

»Kinder?«

»Könnte sein. Doch dieser Koffer, auf den sie so scharf sind, das ist kein Kind.« Er zuckte mit den Schultern. »Heed weiß die Antwort. Und ich werde sie aus ihm herauskriegen.«

Dann schwiegen beide und hingen ihren Gedanken nach. Schließlich drückte Tina ihre Zigarette in dem billigen Glasaschenbecher aus. »Ich muss mich hinlegen«, sagte sie und stand auf. »Ich bin völlig erledigt.«

»Ich auch«, erwiderte Milne und stand ebenfalls auf.

»Sind wir hier sicher?«, fragte sie.

»Ich glaube schon. Aber Schagel hat die Telefonnummer des Handys, das ich dabei hatte, als wir hier eincheckten, das heißt, wenn er die richtigen Kontakte hat, kann er meine Bewegungen nachvollziehen. Er könnte diese Adresse herausfinden, allerdings dürfte es nicht ganz einfach sein.«

»Meinst du, wir sollten die Nacht über zusammenbleiben?«

Er wirkte verblüfft und gab sich größte Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen. »Vielleicht. Dann wären wir auf der sicheren Seite. Ich schätze, das liegt an dir.«

Tina wusste nicht genau, ob sie nun übervorsichtig war oder ob mehr dahintersteckte, auf jeden Fall sagte sie schnell, das sei eine gute Idee.

»Ich schlafe im Sessel.«

»Schon okay. Wir können uns das Bett teilen. Aber ich warne dich«, fügte sie lächelnd hinzu, »versuch bloß nicht, dich mir zu nähern.«

Er lächelte zurück. »Das würde ich nie wagen.«

Später, als sie beide – noch halb bekleidet – nebeneinander auf dem Bett lagen, spürte Tina plötzlich das Verlangen nach menschlicher Wärme. Es war Wochen her, seit sie das Bett mit einem Mann geteilt hatte. Und dieser Mann war Nick Penny gewesen, deshalb musste sie sofort wieder daran denken, was ihm zugestoßen war und wie sehr sie Paul Wise dafür bezahlen lassen wollte.

Milne rührte sich nicht, aber sie merkte, dass er wach war. »Danke noch mal, für

heute, meine ich«, flüsterte sie.

»Danke dir«, flüsterte er zurück.

Instinktiv legte sie einen Arm um seine Brust und zog ihn zu sich heran. Dann drehte er sich herum, ihre Lippen fanden sich, und für ein paar Momente fielen Ängste, Stress und Zorn von ihr ab, und sie gab sich ihren urtümlicheren Gefühlen hin.

Ihr Liebesakt war natürlich und intensiv, und danach hielten sie sich noch eine lange Zeit umschlungen. Sie wollten beide nicht loslassen, weil sie fürchteten, es wäre das erste und das letzte Mal, dass sie zusammen sein konnten. Morgen würden sie sich vielleicht für immer trennen. Keiner der beiden sagte etwas. Das war auch nicht nötig. Irgendwie wurde ihre zerbrechliche Intimität dadurch noch stärker.

Schließlich löste Milne sich doch und drehte sich um. Ein paar Minuten später, während sie noch zur Decke starrte und sich fragte, was aus ihr geworden war, nun da sie mit einem Mörder geschlafen hatte, hörte sie ihn im Schlaf aufschluchzen.

»Es tut mir leid«, entfuhr es ihm schmerzerfüllt. »Es tut mir so leid.«

Und sie fragte sich, ob er sie meinte oder Emma, die Frau, die er zurückgelassen hatte.

Sie drehte sich zu ihm und kuschelte sich an ihn. Mit Tränen in den Augen begrub sie ihr Gesicht an seiner Schulter, bis der Schlaf sie schließlich übermannte.

Übel gelaunt betrat Nargen den Klub. Drinnen war es laut und voller spärlich bekleideter Filipinas im Teenageralter, die sich traubenweise auf ältere Westler stürzten. Das Verhältnis, schätzte Nargen, durfte etwa bei fünf zu eins liegen.

Sobald sie ihn entdeckt hatten, wurde er von einem Dutzend Mädchen umlagert, die ihm über die schweren Beats der Anlage hinweg Hallo und andere Nettigkeiten zuriefen. Doch er stieß sie beiseite. Tat, als würden sie nicht existieren. Er hatte nichts übrig für asiatische Frauen und schon gar nicht für ungebildete Nutten.

Er bahnte sich seinen Weg über die große

Bühne in der Mitte, auf der noch mehr Mädchen in kniehohen Stiefeln und Lederbikinis aufreizend zu tanzen versuchten und dennoch nicht sexy oder gar cool wirkten.

Nargen war in Gedanken bei den Ereignissen des Abends, und als er daran denken musste, dass er es wieder nicht geschafft hatte, diese Frau zu töten, entfuhr ihm unwillkürlich ein Gurren. Und diesmal hatte er auch noch Tumanov, seine rechte Hand, verloren. Nicht, dass ihn das groß kümmerte, der war leicht zu ersetzen, denn es gab genügend ehemalige Mitglieder von Spezialeinheiten aus aller Herren Länder, die nach einem Job suchten. Aber darum ging es nicht.

Für einen Mann, der seine Missionen immer erfolgreich durchgeführt hatte, war es einfach

beschämend, nicht nur einmal, sondern zweimal aufs Kreuz gelegt zu werden – und das auch noch von einer Frau. Am liebsten hätte er sofort die Verfolgung wieder aufgenommen, nur um zu beweisen, dass er in der Lage war, sie zu eliminieren, aber Schagel hatte es ihm untersagt. Weshalb er sich jetzt dem ohrenbetäubenden Krach aussetzen und mit wertlosen Nutten herumschlagen musste.

Am äußersten Ende des Klubs befand sich eine unauffällige Tür, die im selben Schwarz gestrichen war wie die Wände. Sie hatte keine Klinke, nur ein kleines ebenfalls schwarz gehaltenes Eingabefeld, das Nargen erst nach einigem Tasten entdeckte. Man hatte ihm einen vierstelligen Code genannt, den er jetzt eingab. Sofort ertönte von der anderen Seite her ein Signalton.

Einige Sekunden später kam die heisere Stimme dieses Mr. Heed über eine Gegensprechanlage und verlangte, dass er sich identifizierte.

Nargen hob den Kopf, damit die Kamera an der Decke ihn erfassen konnte, sagte seinen Namen, und kurz darauf klickte das Schloss auf. Er trat ein und stand in einem schmalen, spärlich beleuchteten Korridor, von dem links eine Treppe abging. Die Tür hinter ihm schloss sich automatisch und blendete die Geräusche aus der Disco vollständig aus. Er versuchte seine leichte Irritation zu ignorieren und stieg die Treppe hinab. Von unten drang ein feuchter, modriger Geruch zu ihm herauf, wie von einem nassen Regenmantel.

Heed erwartete ihn am Fuß der Treppe. Er trug einen langen schwarzen Morgenmantel

und hatte eine Hand lässig in die Tasche gesteckt. Sein nikotinverfärbtes Haar war zurückgegelt, klebte nass und feucht an seinem Schädel. Er trug ein selbstgefälliges Grinsen zur Schau und bedeutete Nargen mit einer einladenden Geste, näherzutreten. Nargen, der stets Wert auf sein Äußeres legte, ging die letzten Stufen hinunter und stellte dabei leicht angewidert fest, dass Heeds Zehennägel wie gelbliche Klauen unter seinem Mantel hervorragten.

»Ich bin wegen des Pakets hier.«

»Das weiß ich doch«, entgegnete Heed, dessen Lächeln nicht einmal ansatzweise seine Augen erreichte.

Er bat Nargen in eine gewölbeartige Diele. »Da drinnen«, sagte Heed und deutete auf eine offen stehende Tür.

Nargen musterte ihn argwöhnisch, fragte sich, ob das ein mieser Trick war. Männern, die er nicht kannte, drehte er ungern den Rücken zu, besonders nicht, wenn sie so verschlagen wirkten wie dieser.

Heed schien sein Misstrauen zu bemerken und sah ihn spöttisch an. »Kommen Sie, alles in Ordnung. Na los, kommen Sie.«

Nargen betrat eine kleine stickige Küche, die von einer nackten, von der Decke baumelnden Birne erhellt wurde. Er fragte sich, ob Heed tatsächlich hier unten hauste, bei künstlichem Licht. Wenn ja, dann musste er einen gewaltigen Schaden haben.

Das Paket, ein großer schwarzer Koffer, lag auf einem Tisch in der Mitte des Raumes.

Nargen blieb davor stehen und holte tief Luft. Sein Mund war trocken. Er sah so

harmlos aus. Doch er wusste, was sich darin befand. Schagel hatte es ihm gesagt. Hatte es ihm sagen müssen, weil Nargen den Deal sonst abgelehnt hätte, trotz der gewaltigen Summe, die er erhalten sollte, wenn er ihn ablieferte.

Vorsichtig hob Nargen den Koffer vom Tisch und gewöhnte seine Muskeln an das Gewicht. Als er sich umdrehte, sah er, dass Heed eine Pistole auf ihn richtete.

Er stellte den Koffer wieder ab und überlegte kurz, nach seiner Sig Sauer zu greifen, ließ es jedoch sein. Er war zwar schnell, aber nicht so schnell.

»Was soll das?«, fragte er.

»Zur Sicherheit. Ich will, dass Sie den Leuten, für die Sie arbeiten, sagen, dass es keinen Grund gibt, mich zu töten.«

»Ich wusste gar nicht, dass die Sie töten wollen.«

»Der Koffer gibt mir ein merkwürdiges Gefühl.« Heeds kleine Fischeaugen wurden wie magisch von dem schwarzen Quader angezogen. »Was immer sich darin befindet, bedeutet Ärger. Großen Ärger. Und wenn man den Empfänger so kennt, wie ich ihn kenne, dann kommt einem der Gedanke, er könnte jeden aus dem Weg räumen lassen, der damit zu tun hatte. Wozu selbstredend auch ich zähle. Deshalb sage ich Ihnen Folgendes: Falls irgendjemand mich fragt, werde ich strikt abstreiten, jemals etwas mit diesem Koffer zu tun gehabt zu haben. Ich weiß nicht einmal, dass er existiert. Die Leute, für die Sie arbeiten, haben nicht das Geringste von mir zu befürchten. Aber ...«, und mit

diesen Worten hob er seine von Leberflecken übersäte Hand und fixierte Nargen mit einem verschlagenen Blick, »... wenn mir dennoch etwas zustößen und ich ein unangenehmes Ende finden sollte, dann würden Dinge, die ich über Mr. Wise und auch über Mr. Schagel weiß – üble, ganz üble Dinge, möchte ich hinzufügen –, an die Öffentlichkeit gelangen.«

»Ich bin lediglich hier, um den Koffer abzuholen«, entgegnete Nargen, der Heed aber recht gab, so vorsichtig zu sein. Schagel hatte ihn angewiesen, ihn auszuschalten, sobald er im Besitz des Koffers war. Unglücklicherweise ließ sich dieser Auftrag gerade nicht erfüllen. Ein weiterer Schandfleck beschmutzte Nargens längst nicht mehr weiße Weste, doch im Moment konnte er nichts dagegen unternehmen. Er würde den Job ein

andermal erledigen müssen, aber zum ersten Mal spürte er selbst einen leichten Stich: Was, wenn er ebenso entbehrlich war? Die nächsten vierundzwanzig Stunden würde er auf der Hut sein müssen.

Offenbar zufrieden mit Nargens Antwort, trat Heed einen Schritt zurück und gab die Tür frei. Nargen nahm den Koffer wieder auf und ging hinaus. Links von ihm erstreckte sich ein weiterer Korridor, und ihm war, als könnte er irgendwo hinten ein Kind schluchzen hören. Zeit, aus diesem klaustrophobischen Mausoleum zu verschwinden.

Er warf einen letzten Blick auf Heed, versuchte abzuschätzen, ob er ihn mit einer schnellen Aktion ausschalten konnte, doch der dicke Mann hatte sich gegen die Wand gelehnt und hielt seine Waffe immer noch auf Nargen

gerichtet. Die Miene seines gelbsüchtigen, pergament-trockenen Gesichts ließ keine Zweifel, dass Heed genau wusste, was Nargen durch den Kopf ging.

Das Schluchzen des Kindes schien lauter zu werden, und Nargen wandte sich schnell ab und stieg die Treppe hinauf, Heeds brennenden Blick im Nacken wie einen Lötkolben.

Der Koffer wog schwer in seiner Hand, als wollte sein schrecklicher Inhalt ihn zu Boden ziehen.

Je eher er das verdamnte Ding loswurde, desto besser.

DREI

Das Beil fällt

Als ich aufwachte, war das Bett leer. Die Sonne schien durch das offene Fenster, und von unten tönte das gleichmäßige Geräusch des Verkehrs herauf. Es war heiß im Zimmer, ich schob das Laken weg und erinnerte mich an die vergangene Nacht, an das, was zwischen Tina und mir geschehen war. So einen wilden und verzweifelten Sex hatte ich schon sehr lange nicht mehr gehabt. Das letzte Mal war es mit Emma gewesen.

Danach hatte ich von ihr geträumt, einen oft wiederkehrenden Traum: Ich höre ein Klopfen an meiner Haustür in Laos, und wenn ich aufmache, steht Emma da mit ihrem zweijährigen Kind, das sich an ihre Hand

klammert. Meistens war es ein Junge, manchmal auch ein Mädchen, doch nie sah es mich an. Es stand nur da und hielt den Kopf gesenkt. Tieftraurig fragte Emma mich, warum ich sie und unser Kind verlassen hätte, und jedes Mal bemühte ich mich verzweifelt, ihr von den schlimmen Dingen zu erzählen, wegen der ich sie hatte zurücklassen müssen, Dinge, die mir aufrichtig leidtaten. Doch ich schaffte es nicht, denn das würde sie so aufbringen, dass sie einfach zu entsetzt wäre, um mich je wiederzusehen. Deshalb blieb ich immer stumm. Ich stand mit Tränen in den Augen schweigend in der Tür, bis sie sich umdrehte und mit dem Kind davonging. Manchmal lief ich ihnen ein Stück hinterher und rang nach Erklärungen. Manchmal blieb ich wie angewurzelt in der Tür stehen und sah ihnen

nach, bis sie in der Ferne verblassten. Erst dann sprudelten die Worte in einer schmerzhaften Kaskade aus mir heraus, und ich rief ihr hinterher, wie sehr ich sie liebte, sie beide liebte, ehe ich irgendwann hochschreckte und in einen dumpfen Schlaf fiel.

Ich setzte mich auf, atmete ein paar Mal tief durch und ließ die Traurigkeit über mich hinwegschwappen. Langsam kehrte ich in die Realität zurück. Ich sah auf die Uhr, es war fast zehn. Angesichts der dramatischen Ereignisse hatte ich erstaunlich gut geschlafen.

Tina war nirgends zu sehen, und ich fragte mich, ob sie bereute, was sie getan hatte. Ich hoffte, nicht. Obwohl ich danach Schuldgefühle bekommen hatte, wie immer, wenn ich mit einer anderen als Emma schlief,

war es ein intensives und emotionales Erlebnis gewesen. Unter anderen Umständen vielleicht wäre Tina der Typ Frau gewesen, der mich aus meiner Finsternis hätte holen und mir erlauben können, die Vergangenheit zu begraben.

Doch das würde nicht passieren. Ich würde sie verlassen müssen, wie ich Emma verlassen hatte. Sie hatte eine Zukunft, und das hieß, sie kehrte nach England zurück. Meine Aufgabe war es, die Dinge hier zu Ende zu bringen.

Ich trank ein Glas Wasser und duschte in dem engen fensterlosen Badezimmer und hatte mich gerade angezogen, als die Tür aufging und Tina zurückkam. Sie hatte eine Zeitung unter dem Arm und schaute finster drein.

Ich fragte, ob alles in Ordnung sei, doch sie warf wortlos die Zeitung aufs Bett. Als ich die

Schlagzeile sah, wusste ich, dass alles, was ich sagen würde, falsch wäre.

»Frau des ermordeten Reporters erschossen. Bruder ebenfalls tot«, brüllte die Schlagzeile. Und die Unterzeile sagte: »International gesuchter Mörder auf der Flucht«. Daneben gab es ein sechs Mal sechs Zentimeter großes Foto von mir. An dem Hemd, das ich trug, erkannte ich, dass es vor drei Tagen auf Bertie Schagels Yacht in Hongkong aufgenommen worden war.

Das Schwein hatte mich also verraten.

Das war zu erwarten gewesen, trotzdem schockte es mich, so plötzlich auf den Titelseiten aufzutauchen.

Ich las den Artikel. Es überraschte mich nicht, dass es der Aufmacher war, immerhin war O’Riordan ein prominentes Mitglied der

Redaktion gewesen, und die Story breitete sich auf die zweite und dritte Seite aus. Motive für die Morde wurden keine genannt, aber das war auch gar nicht nötig, denn die Polizei hatte bereits einen Verdächtigen. In einem Kasten stand ein kurzes Porträt über mich, das darauf abhob, dass ich Ende 2001 aus Großbritannien geflohen war, nachdem ich dort mutmaßlich mehrere Morde begangen hatte. Manilas Polizeichef Ricardo Gutierrez sagte, ich sei bewaffnet und extrem gefährlich. Er habe seine Beamten angewiesen, sofort zu schießen, wenn ich mich nicht auf der Stelle ergäbe. Was im Wesentlichen bedeutete, dass ich Freiwild war und jeder Polizist mich erschießen konnte, sobald er mich sah. Bertie Schagel würde entzückt sein. Allerdings fand sich in der Zeitung nichts über den Tod der

beiden Beamten, aber vielleicht war die Nachricht einfach zu spät eingetroffen, um es noch in die Morgenzeitungen zu schaffen. Zum Glück wurde auch Tina an keiner Stelle erwähnt.

»Was willst du jetzt machen?«, fragte sie mich.

Ich seufzte. Es gab genug Westler in Manila, sodass ich nicht gleich auffallen würde wie ein bunter Hund, aber die Stadt war auch nicht Bangkok oder Hongkong, und ich gab mir maximal vierundzwanzig Stunden, ehe ich die Polizei auf den Fersen hatte.

Ich schätze, ich hätte flüchten können. Mich zur Küste durchschlagen und auf einer der Tausenden von Inseln untertauchen, bis Gras über die Sache gewachsen war. Ich hatte das früher schon geschafft. Nur hatte ich dieses

Mal kein Geld, und die Verbrechen waren hier begangen worden und nicht zehntausend Kilometer entfernt auf der anderen Seite des Globus. Ich musste es mir eingestehen: Ich hatte das Ende meines blutigen Weges erreicht. Es würde keinen Lebensabend in den Hügeln von Laos geben, kein Wiedersehen mit Emma und unserem Kind. Aber auch keinen Knast. Ich würde – konnte – es nicht zulassen, dass sie mich lebend erwischten. Die Vorstellung, den Rest meines Lebens hinter Gittern zu verbringen, war schlicht zu viel für mich. In der kurzen Zeit blieb mir nur noch, meine Sünden wiedergutzumachen.

»Ich werde tun, was ich tun muss«, sagte ich zu Tina. »Ich werde Heed finden und Paul Wise und alle, die sonst noch in dieser Geschichte drinstecken. Und ich werde sie alle

töten.«

»Früher oder später erwischen sie dich, Dennis. Das weißt du doch.« Sie wirkte aufrichtig erschrocken über das, was sie gerade gesagt hatte. Immerhin etwas.

»Ich weiß«, erwiderte ich. Sie sah so schlank aus, als sie wie eine blonde Audrey Hepburn am Fußende des Bettes stand und die Sonne ihre blasse Haut aufleuchten ließ. Ich wollte sie wirklich nicht verlassen, aber ich wusste, es ging nicht anders.

»Deshalb kannst du nicht mit mir kommen. Im Augenblick sucht die Polizei noch nicht nach dir. Du kannst einfach zum Flughafen fahren und zusehen, dass du den nächsten Flug nimmst. Wenn du bei mir bleibst, endest du bestenfalls in einem beschissenen philippinischen Gefängnis, weil du einem

flüchtigen Mörder geholfen hast. Das wäre unerträglich.«

Doch mein Plädoyer stieß auf taube Ohren. Tina hörte nicht zu. Zumindest mir nicht. Stattdessen hatte sie das Ohr an die Tür gepresst und lauschte.

»Da kommt jemand«, flüsterte sie.
»Mehrere.«

Dann hörte ich es auch. Schwere Schritte, Stiefel, die die Treppe heraufkamen.

Tina öffnete einen Spaltbreit die Tür, schlug sie aber sofort wieder zu und legte die Kette vor.

»Die Polizei. Sie sind hier.«

Ich fluchte. »Okay, die werden aus allen Rohren schießend hereinstürmen. Also kriech unters Bett. Wenn alles vorbei ist, hältst du deinen Dienstausweis hoch und sagst, du seist

Polizistin. Ich muss los.«

Ich schnappte mir den Revolver und die Nachlader vom Nachttisch und ging zum Fenster. Wir befanden uns im zweiten Stock, und nach unten waren es gut sieben Meter. Die Gasse war leer, aber auf der anderen Seite entdeckte ich ein paar überquellende Müllsäcke, die meinen Aufprall mildern würden, wenn ich es schaffte, so weit zu springen.

Hinter mir hörte ich bereits die Cops vor der Tür. Hoffentlich würde Tina meinen Rat beherzigen. Ich zog mich auf den Sims, steckte den Revolver hinten in die Jeans und sprang.

Ich landete mit den Füßen voraus auf einem Müllsack, prallte ab und streckte schnell die Hände aus, um den Aufprall auf der Mauer zu dämpfen. Ich schaffte es und glitt in eine

Ladung übel riechender Essensreste ab. Meine Knöchel schmerzten höllisch, aber ich war unverletzt.

Im selben Moment hörte ich neben mir ein Krachen, und als ich mich umwandte, sah ich, dass Tina an exakt derselben Stelle gelandet war wie ich, nur dass sie sich wesentlich eleganter abfederte und eine perfekte Fallschirmspringerrolle hinlegte, ehe sie wieder auf die Beine kam.

»Scheiße, was machst du denn da?«, rief ich und rannte bereits die Gasse hinunter.

»Tut mir leid, Dennis«, keuchte sie mir zu, als sie aufgeholt hatte, »ich lass mir von niemandem sagen, was ich zu tun habe. Wir ziehen das gemeinsam durch.«

Nennt mich egoistisch, aber ich konnte nicht anders, als mich mächtig zu freuen.

Das Juicy Peach, der Klub, wo Tomboy den Koffer abgeliefert hatte, lag in einer ruhigen Sackgasse, die von der United Nations Avenue abging. Die Front war eher bescheiden, schmal und schwarz gestrichen, lediglich ein kleines Neonschild glühte über der Tür, daneben befand sich eine Videokamera, die den Eingangsbereich kontrollierte. Links davon befand sich eine Art Boutique und rechts eine Motorradwerkstatt. Beide waren geschlossen.

In einem kugeldurchlöcherten Mietwagen herumzufahren würde die falschen Leute auf uns aufmerksam machen, deshalb waren wir zu Fuß hergekommen. Ich hatte mir eine

Basecap ins Gesicht gezogen und eine Sonnenbrille aufgesetzt, die Tina für mich von einem Straßenhändler gekauft hatte. Wir hatten mehr als eine Stunde gebraucht und waren beide ziemlich durchgeschwitzt. Immerhin war es hier schattig. Ein Schild wies darauf hin, dass der Klub um vier Uhr nachmittags öffnete. Jetzt war es halb zwölf, doch ich hoffte inständig, dass der Mann, dem Tomboy den Koffer übergeben hatte, in seinem Loch steckte.

An der Tür befanden sich zwei neu aussehende Schlösser.

»Kriegst du die auf?«, fragte ich Tina.

»Kein Problem.« Sie holte ihre Dietriche heraus.

Tatsächlich knackte sie die Schlösser in nicht mal zwei Minuten. Währenddessen lag

die Straße wie ausgestorben da, und so wagte ich es, meine Pistole zu ziehen, als wir eintraten. Tina schloss hinter uns wieder ab.

Wir befanden uns in einem kleinen Foyer, hinter dem eine Garderobe lag, an der man Mäntel und Waffen abgeben konnte. Links davon führte eine steile Wendeltreppe nach unten.

»Ich gehe vor«, flüsterte ich. »Halte dich dicht hinter mir.«

Sie warf mir einen verärgerten Blick zu. »Ich kann auf mich alleine aufpassen. Vielen Dank.«

Ich legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Hör zu, Tina, ich weiß, dass du kein Weichei bist, aber jetzt ist nicht der Moment, unnötige Risiken einzugehen. Ich habe den Revolver, und Heed ist vielleicht auch

bewaffnet.«

Vorsichtig ging ich mit vorgehaltener Waffe die Treppe hinunter. Wenn ich Heed etwas härter anfassen musste, um die Fakten aus ihm herauszuholen, wollte ich nicht, dass sie es sah.

Als wir unten ankamen, tat sich vor uns ein riesiges Gewölbe auf. Direkt vor uns befand sich die Bar, dahinter eine zentrale Bühne mit den unvermeidlichen Poledance-Stangen. Die Bar war beleuchtet, Tresen und Flaschen waren in ein milchiges Licht getaucht, doch ringsum standen die Stühle auf den Tischen, und nichts rührte sich.

Tomboy hatte gesagt, Heed lebe im untersten Geschoss, deshalb schlichen wir quer durch den Klub, bis wir am anderen Ende eine Tür entdeckten. Sie hatte keine

Klinke, lediglich einen Ziffernblock. Auf einem Schild stand »Personal – Zutritt verboten«, unter der Decke hing eine Überwachungskamera.

Tina fuhr mit dem Finger über den Türrahmen und schüttelte den Kopf. »Da gibt es nichts zum Einhaken. Die Tür ist nagelneu, und das System sieht nach State-of-the-Art aus. Da kommen wir nur rein, wenn er uns aufmacht.«

Ich trat zurück, aus dem Sichtfeld der Kamera, und bedeutete Tina, es mir gleichzutun.

»Dann müssen wir warten, bis er herauskommt. Der Laden öffnet um vier. Also muss er vorher auftauchen.«

Wir duckten uns hinter einen der Tische, nutzten die Stühle als Deckung und warteten

schweigend. Als Cop und Ex-Cop waren wir es gewohnt, lange Observierungen durchzuführen und uns in Geduld zu üben. Während der endlosen Einsätze, an denen ich während meiner Zeit bei der CID Islington teilgenommen hatte, war ich oft in einen tranceartigen Zustand versunken, wie ihn wohl auch Leute erfahren, die Yoga praktizieren. Sogar jetzt gelang es mir, abzuschalten und all die Probleme, die mein Gehirn zermarterten, auszublenden. Kontinuierlich verlangsamte ich meine Atmung und war bald fast völlig ruhig.

Eine halbe Stunde verging, dann eine Stunde. Ich wäre beinahe eingenickt, als mich Schritte auf der Treppe hinter uns aufschreckten. Ich stieß Tina an, und wir umrundeten den Tisch, um nicht gesehen zu werden. Ein älterer Filipino tauchte auf. Er trug

ein weißes Hemd mit Fliege und ging direkt hinter die Bar, wo er sich eine Zigarette anzündete. Dann öffnete er die Kasse und bückte sich, sodass wir ihn nicht mehr sehen konnten.

Ich bedeutete Tina, sie solle bleiben, wo sie war, und schlich mich hinter den Tischen Richtung Theke. Als ich noch etwa zehn Meter entfernt war, kam der Barkeeper wieder hoch und begann die Kasse aufzufüllen. Ich trat hervor, richtete den Revolver auf ihn und ging mit schnellen Schritten auf ihn zu.

»Hände hoch. Ein Ton, und du bist tot.«

Er gehorchte, sah mich aber furchtlos an, als ich auf ihn zutrat. »Wenn du vorhast, den Laden auszurauben, legst du dich mit den falschen Leuten an, mein Freund«, sagte er.

Ich blieb vor ihm stehen.

»Ich will deinen Boss sprechen, habe aber das Gefühl, er mich nicht. Deshalb gehst du jetzt da rüber und klingelst nach ihm. Sag ihm, mit der Kasse stimmt etwas nicht. Sag ihm, er soll hochkommen. Wenn du's nicht tust, bringe ich dich um. Hast du verstanden? Falls du mir nicht glaubst, dann schau mal hier.«

Ich deutete auf die Zeitung, die vor ihm auf der Bar lag. »Das bin ich.«

Er betrachtete die Titelseite. »Ja, ich sehe es.«

»Dann glaubst du, dass ich meine, was ich sage?«

»Woher soll ich wissen, dass Sie mich nicht trotzdem umbringen?«

»Weil ich so nicht drauf bin, kapiert?« Ich hielt ihm die Pistole unter die Nase. »Los,

beweg dich. Und sprich laut genug, damit ich jedes Wort verstehen kann. Wenn du auch nur davon träumst, Heed zu warnen, bist du ein toter Mann. Und eins kann ich dir sagen: Er ist es nicht wert, dass man für ihn stirbt.«

Ich folgte ihm mit einem gewissen Abstand durch den Klub. Hoffentlich hatte Heed nicht eine der Kameras eingeschaltet, die überall an den Wänden hingen. Als er die Tür erreicht hatte, drehte sich der Barkeeper zu mir um. Als er sah, dass der Revolver auf ihn gerichtet war, tippte er einen Code ein und wartete.

Kurz darauf kam eine verzerrte Stimme über die Gegensprechanlage, und der Barmann sagte sein Sprüchlein auf. Er klang überzeugend genug, und nachdem er fertig war, drehte er sich zu mir um. »Er kommt hoch«, sagte er leise.

»Geh von der Tür weg«, zischte ich. Er gehorchte wortlos.

Ich atmete noch einmal tief durch, und ein paar Sekunden später öffnete sich die Tür. Meine Finger spannten sich um den Abzug, als ein extrem unangenehm aussehender Westler langsam herauskam. Sein Gesicht hätte Kinder zum Weinen gebracht.

Selbst aus fünf Metern Distanz stieg der Ekel in mir auf. Er hatte etwas an sich, eine Aura, die Krankheit und Tod verströmte. Seine fleckige, schwabbelige Haut hatte eine ungesund gelbe Färbung und sah aus, als würde sie sich unter Sonnenlicht auflösen. Er trug einen altmodischen purpurfarbenen Samtanzug und ein ausgebleichtes weißes Hemd. Er konnte fünfzig sein oder auch achtzig, es war schwer zu sagen, wie alt dieser

wandelnde Leichnam sein mochte.

»Also, wo liegt das Problem?«, fragte er mit tiefer, aber melodischer Stimme, die einen leichten australischen Akzent verriet.

»Hier«, sagte ich und trat hinter dem Tisch hervor. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, dass Tina sich ebenfalls erhob.

Er drehte sich zu mir um. »Ah, Mr. Milne«, sagte er mit einem schleimigen Lächeln und entblößte dabei eine Reihe unregelmäßiger Zähne. »Ich habe nicht erwartet, Sie hier zu treffen. Und Sie auch nicht, Miss Boyd. Was verschafft mir die Ehre?«

Seine Unbekümmertheit irritierte mich wie auch die Tatsache, dass er Tina kannte, doch ich ließ mir nichts anmerken.

»Wir brauchen ein paar Antworten«, erwiderte ich und richtete die Waffe auf ihn.

»Also gehen Sie von Ihrem Freund da weg und strecken Sie die Hände in die Luft.«

Er war unglaublich schnell. Mit einer einzigen fließenden Bewegung schlang er einen Arm um den Hals des Barkeepers, zerrte ihn als Schutzschild vor sich und zog gleichzeitig mit der anderen Hand eine Pistole unter dem Jackett hervor. Noch ehe der Barkeeper reagieren konnte, jagte Heed ihm zwei Kugeln in den Rücken, die seinen Körper durchschlugen und mich beinahe erwischt hätten, während ich in Deckung hechtete. Der Barkeeper zuckte unkontrolliert, doch Heed hielt ihn fest und feuerte weiter, während er sich hinter die Tür zurückzog. Die Kugeln pfften durch den Klub, richteten aber keinen Schaden an.

Ich sah zu Tina hinüber, die den Kopf

zwischen den Armen verborgen hatte, dann rollte ich mich herum und schoss zurück. Mit dem Barkeeper als Deckung würde ich ihn nicht töten können, deshalb zielte ich auf seine Beine und drückte dreimal kurz hintereinander ab. Eine der Kugeln zerschlug die Kniescheibe des Filipino, doch Heed schoss unbeeindruckt zurück und erreichte die Tür. Ich sprang auf, bereit, ihn in den Bauch zu schießen, wenn ich die Chance dazu bekam, aber Heed feuerte einen weiteren Schuss ab, stieß mir den Barkeeper entgegen und versuchte, die Tür hinter sich zuzuziehen. Zum Glück lag das Bein des Filipinos im Weg, Heed brachte die Tür nicht zu, feuerte noch zweimal aufs Geratewohl heraus und verschwand dann nach unten. Ich jagte ihm eine Kugel hinterher, aber er war längst in der Dunkelheit verschwunden.

»Bleib, wo du bist!«, rief ich Tina zu, die ebenfalls wieder auf die Beine kam, und rannte zur Tür.

Ich trat sie auf, verbarg mich aber neben dem Rahmen, falls er mir von unten auflauerte. Trotz des Klingelns in meinen Ohren konnte ich seine Schritte hören, die sich zu entfernen schienen. Noch einmal signalisierte ich Tina, sie solle bleiben, wo sie war, dann folgte ich Heed vorsichtig die Treppe hinunter. Eine falsche Bewegung, und das Schwein hätte leichtes Spiel, mich abzuknallen.

Die Treppe wand sich um hundertachtzig Grad, und ich arbeitete mich Stufe für Stufe hinab. Ich wünschte, meine Augen wären schärfer und meine Ohren besser. Doch unten war niemand mehr. Ehe ich mich versah, hatte ich ein dunkles Kellergewölbe vor mir, das

eher einem Verlies ähnelte als der Wohnung eines Menschen. Irgendwo brannte ein Licht und schuf einen zwielichtigen Dämmer, und die Luft war stickig, feucht und kühl.

Die Stille war ohrenbetäubend, doch ich wagte mich die letzten Stufen hinunter und stand in einer Art Diele, von der rechts ein schmaler unbeleuchteter Flur abzweigte, während sie sich nach links hin verbreiterte. Zwei Türen gingen von diesem Korridor ab, ehe der sich ebenfalls als schmaler Gang im Dunkel verlor. Eine der Türen stand offen, und ich konnte erkennen, dass es sich um eine Küche handelte, und von dort drang auch der Lichtschein heraus.

Ich kniff die Augen zusammen, um sie an das Dunkel zu gewöhnen, und schlich zur Küchentür, stieß sie mit dem Lauf des

Revolvers auf und sah hinein. Sie war leer. Ich schaute mich nach allen Seiten um und überlegte, in welche Richtung er sich zurückgezogen hatte, wissend, dass mich der geringste Fehler das Leben kosten konnte.

Dann hörte ich es. Ein unterdrückter Schrei, hinter einer der Türen, vielleicht vier Meter entfernt.

Ich schrak zusammen und hob die Waffe. Obwohl die Luft eisig war, spürte ich, wie sich auf meiner Stirn Schweißperlen bildeten. Ich bekam Platzangst und musste all meine Kraft aufbringen, nicht in Panik die Treppe hochzustürmen. Ich schaffte es, sie niederzukämpfen, blieb stehen und lauschte. Wartete.

Ich riskierte einen kurzen Blick über die Schulter, doch da war nichts, und nun hörte

ich auch keine Geräusche mehr.

Dann kam es wieder. Das unterdrückte Schluchzen. Wieder hinter dieser Tür. Ich machte einen Schritt darauf zu. Der Revolver lastete schwer in meiner Hand.

Da ging die Tür auf, und ich musste etwas mit ansehen, was man keinem Menschen zumuten sollte.

Sie drängten aus dem Raum, als wären sie zusammengeschweißt.

Das Mädchen war nackt, mager und schmutzig. Sie war höchstens zwölf und hatte den verbitterten, aber noch immer naiven Blick eines Straßenkindes. Ihre runden braunen Augen waren angstvoll aufgerissen. Heed schob sie als Schutzschild vor sich her, ihren Kopf in seiner Achselhöhle, die Mündung seiner Pistole brutal gegen ihre Wange gepresst. Seine wässrigen fischgrauen Augen glitzerten verschlagen. Er sah aus, als habe er die Schwachstelle seines Feindes ausgemacht.

»Lass die Waffe fallen, oder sie stirbt«, bellte er, und die Erregung in seiner Stimme

war unüberhörbar. »Du weißt, dass ich sie töte, ich knall dieses Baby ab, und dann war's deine Schuld.«

Ich konnte das Böse, das aus seinen Augen strahlte, fast körperlich spüren. Und obwohl ich wusste, dass er es ernst meinte, hielt ich weiter meinen Revolver auf ihn gerichtet.

Denn wenn ich die Waffe fallen ließ, würde er erst mich und dann das Mädchen töten.

Hinter mir auf der Treppe rührte sich etwas. Ich hoffte, es war nicht Tina, die in diese düstere Hölle herabstieg. Unbewaffnet konnte sie nichts ausrichten. Im Gegenteil, sie würde alles nur noch schlimmer machen.

»Waffe weg, Milne. Du bist zwar ein Mörder, aber auch du willst nicht den Tod eines Kindes auf dem Gewissen haben.«

Er zwinkerte mir zu und streichelte dabei

mit einer unglaublich obszönen Geste den Hals des Mädchens.

»Übrigens, sie heißt Layla.«

Laylas Augen brannten sich in die meinen, und ich spürte, wie mir der Schweiß von der Stirn auf die Wange tropfte und zum Kinn hinunterrann.

»Tu es nicht, Heed, das ist eine Sache zwischen dir und mir.«

»Wenn du die Waffe fallen lässt, lass ich dich gehen, und Layla wird heranwachsen und eine schöne Frau werden können. Ich zähle bis drei, wenn bis dahin dein Revolver nicht auf dem Boden liegt, drück ich ab. Eins ...«

Er würde sie nicht verschonen. Und mich auch nicht. Doch zum ersten Mal in meinem Leben zitterte mir die Hand, denn nach all den schrecklichen Sünden, die ich über die Jahre

begangen hatte, schien dies die schlimmste: ein Kind zum Tode zu verurteilen, weil ich nicht tat, was er sagte.

»Zwei ...«

Die Welt blieb stehen. Ich starrte Heed an, er lächelte zurück. Er kannte meine Schwäche.

Sein Finger spannte sich um den Abzug, und unter der gelbsüchtigen, mit Leberflecken verunstalteten Hand, die ihr den Mund zuhielt, begann sie zu schluchzen.

»Drei.«

Ich senkte die Waffe und drückte ab.

Ich hatte seine Kniescheibe anvisiert, doch da ich so tat, als würde ich mich ergeben, blieb mir kaum eine Zehntelsekunde, um zu zielen. Und da meine Hand zitterte, verfehlte ich ihn.

Ein weiterer Schuss bellte durch den Keller,

und plötzlich flog Layla auf mich zu. Ich fing sie auf, aber ihr Schwung riss mich zurück, und ich fiel auf den Hintern, während eine Kugel irgendwo dicht neben mir vom Boden abprallte.

Ich stieß Layla beiseite, um sie aus der Schusslinie zu stoßen, und Heed drückte erneut ab. Doch gab es nur ein hässliches Klicken. Seine Waffe war leer.

Ich musste meinen Arm unter Layla hervorziehen, und als ich mich aufrichten wollte, um meinen letzten Schuss abzufeuern, warf er die Pistole nach mir, die gegen meine Stirn knallte. Ich verlor für eine Sekunde den Fokus auf seine Körpermitte, und die Kugel schlug fehl.

Mit erstaunlicher Behändigkeit warf Heed sich herum und rannte den Korridor hinunter,

bis ihn die Schwärze verschluckte.

Erst jetzt sah ich, dass Layla tot war. Ihr Gesicht war unter der Masse von Blut und Gehirn, das aus der Austrittswunde suppte, kaum mehr zu erkennen.

Ich schrie auf, vor Wut und Verzweiflung, meine Stimme hallte durch den Korridor wie das Heulen eines waidwunden Tiers.

Dann erfasste mich die Adrenalinwoge, ich sprang auf und wollte nichts anderes mehr, als dieses Monster zu erwischen, und wenn es das Letzte war, was ich je tun würde.

»Um Gottes willen, was ist passiert?« Tina war die Treppe heruntergekommen und sah Laylas zusammengekrümmten nackten Körper. »Was hat er getan?«

Schnell ging sie zu der Leiche des Mädchens hinüber und kniete sich neben sie.

Verzweifelt versuchte sie, einen Puls zu ertasten.

Ich zog den zweiten Schnelllader aus meiner Jeanstasche und lud den 45er nach, dann sprintete ich – das Blut ignorierend, das aus der Platzwunde auf meiner Stirn rann – Heed hinterher.

Der Korridor machte einen scharfen Knick nach links, und plötzlich herrschte völlige Dunkelheit. Ich ließ alle Vorsicht fahren und rannte unbeirrt weiter. Erst als ich über eine Kiste am Boden stolperte, zwang ich mich, kurz anzuhalten. Ich sah mich um und konnte am Ende des Korridors das schwache Glänzen einer Aluminiumleiter ausmachen, die offenbar durch ein Loch nach oben ins Erdgeschoss führte. Da hatte ich seinen Fluchtweg, und ich ging darauf zu, als mich aus

dem Dunkel eine Gestalt ansprang. Kaum sichtbar blitzte eine Klinge und fuhr auf mich nieder.

Ich schwang herum, wollte unter der Klinge wegtauchen und spürte, wie sie meine Jacke aufschlitzte und die Haut um Haaresbreite verfehlte. Instinktiv drückte ich ab, doch Heed hatte bereits mein Handgelenk gepackt und riss es nach oben. Die Kugel schlug in die Decke, aber ich schaffte es, seine Hand zu erwischen und das Messer von mir wegzudrücken.

»Zeit zu sterben, Mr. Milne«, flüsterte er in einem verblüffend heiteren Singsang und übergoss mich mit einem Schwall seines säuerlich-heißen Atems.

Er stieß mich so brutal gegen die gegenüberliegende Wand, dass mir die Luft

wegblieb. Für einen so ungesund aussehenden Typen besaß er eine enorme Kraft, und ich spürte, wie das Messer sich mehr und mehr auf mich herabsenkte, während ich verzweifelt versuchte, mich seinem Griff zu entwinden.

Dann hörte ich Schritte – Tina sprang ihn von hinten an und knallte ihm mit voller Wucht die Faust gegen die Schläfe.

»Er hat ein Messer!«, rief ich, doch Tina war schnell und hatte Heed überrascht. Sie verpasste ihm zwei linke Haken, ehe sie den Arm packte und ihn auf den Rücken drehte. Das Messer klapperte nutzlos zu Boden. »Du Schwein«, zischte sie mit zusammengebißenen Zähnen, griff ihn an den Haaren und ramnte ihn mit dem Gesicht voran gegen die Wand.

Bevor Heed an der Wand herunterrutschen konnte, riss Tina ihn an den Haaren hoch und

knallte ihn noch einmal gegen den rauen Beton.

Ich fiel ihr in den Arm.

»Hör auf, Tina. Wir brauchen ihn lebend. Er muss reden können.«

Sie warf mir einen so hasserfüllten Blick zu, dass ich sie instinktiv losließ. Ich war mir nicht sicher, ob er mir galt oder Heed. Doch dann lockerte sie ihren Griff, und der wabbelige Körper klatschte auf den Boden.

»Hat er das Mädchen umgebracht?«

Ich nickte. »Er hat sie erschossen, als ich die Waffe sinken ließ, dann schoss er auf mich und hat mich verfehlt.« Es war eine Lüge, aber ich konnte ihr nicht die Wahrheit sagen. Dass ich Laylas Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um das meine zu retten, und sie damit praktisch getötet hatte. Noch etwas, womit ich würde

leben müssen.

Tina sagte nichts. Sie atmete tief durch, als wolle sie sich für die bevorstehende Aufgabe wappnen, und zog Heed an den Haaren hoch.

»Dann bringen wir das Schwein jetzt zum Reden.«

In einer der Küchenschubladen fand Tina eine Rolle Klebeband, und damit fesselten wir Heed in der Küche auf einen Stuhl.

Er war immer noch nicht richtig bei Bewusstsein, aber wir gingen kein Risiko ein, und ich hielt ihm den Revolver an den Kopf, bis Tina die ganze Rolle aufgebraucht hatte. Dann füllte ich eine Tasse mit kaltem Wasser und kippte es ihm ins Gesicht. Als er sich nicht rührte, wiederholte ich die Prozedur. Beim dritten Mal schüttelte er schließlich den Kopf, öffnete die Augen und starrte uns an.

Nach ein paar Sekunden grinste er und entblößte braune unregelmäßige Zähne. Seine Augen funkelten hellwach.

Ich wandte mich an Tina. »Vielleicht wartest du besser draußen.«

Angewidert sah sie auf Heed herab. »Nein danke. Ich bin nicht zimperlich. Tu, was du tun musst.«

Auf der Arbeitsplatte stand ein alter Wasserkocher, den ich auffüllte und einschaltete. Als das Wasser kochte, baute ich mich vor Heed auf. »Du weißt, warum wir hier sind. Um Antworten zu bekommen. Du wirst sie uns geben. Es liegt an dir, ob es schmerzhaft wird oder nicht.«

Heed grinste mich weiter an, dabei musterte er mich unablässig, als suche er eine Schwachstelle. Er strahlte eine Furchtlosigkeit aus, die mir an die Nerven ging. In seiner Lage hätte er verängstigt sein müssen. Instinktiv wollte ich mich abwenden, aber ich zwang

mich, seinem Blick standzuhalten und erinnerte mich daran, dass die Kreatur vor mir gerade ein unschuldiges Kind erschossen hatte.

Schwein.

Ich nahm den Kessel und kippte die Hälfte des kochenden Wassers in seinen Schoß. Mit düsterer Befriedigung sah ich zu, wie er sich auf seinem Stuhl wand und sein gelbes Gesicht eine messingartige Farbe annahm. Doch er kämpfte verbissen gegen den Schmerz und verkniff es sich aufzuschreien. Ich wartete eine Weile, bis der erste Schmerz verebbt war, und goss ihm dann die verbleibende Hälfte auf dieselbe Stelle. Dieses Mal heulte er heiser und begann zu husten.

»Du glaubst vielleicht, du bist der Teufel in Person, Mr. Heed«, sagte ich. »Aber das bist du nicht. Du bist aus Fleisch und Blut. Wie wir

alle. Du spürst Schmerz. Und ich kann dir sehr, sehr wehtun.«

»Fick dich«, bellte er, und seine Augen traten fast aus den Höhlen.

»Wir wissen alles über dich«, fuhr ich fort. »Wir wissen, dass du für Paul Wise arbeitest. Wir wissen, dass du an der Entführung der dreizehnjährigen Lene Haagen aus einem Maniler Hotel beteiligt warst. Und wir wissen, dass man dir am Freitagabend einen Koffer mit höchst wertvollem Inhalt übergeben hat.«

»Dann scheint ihr ja alles zu wissen.«

»Nein, nicht alles. Wir müssen wissen, was in dem Koffer war und wo Paul Wise sich aufhält. Und du kannst diese Fragen beantworten.«

»Warum sollte ich euch helfen? Ihr tötet mich doch sowieso.«

»Ich will nicht lügen. Du wirst sterben. Aber ich bin kein Sadist. Wenn du unsere Fragen beantwortest, verspreche ich dir, dass es schnell geht.«

Ich zog das kleine Schweizer Armeemesser und klappte die Klinge heraus.

Plötzlich drehte Heed sich zu Tina: »Wollen Sie zulassen, dass dieser Massenmörder mich foltert, Miss Boyd? Wollen Sie – eine britische Polizeibeamtin – sich wirklich dessen schuldig machen?«

»Ja«, entgegnete sie fest. »Das will ich.«

Als sie das sagte, huschte der erste Zweifel über Heeds wabbelige Visage.

»Warum redest du nicht einfach?«, fragte ich leise und setzte das Messer in die kleine Kuhle unter dem linken Auge. Dabei stellte ich mich so hin, dass Tina nicht sehen konnte, was

ich tat. Obwohl seine Verbrechen jeder Beschreibung spotteten, behagte mir die Vorstellung, die Informationen aus ihm herausfoltern zu müssen, überhaupt nicht. Aber ich hatte schon andere so zum Reden gebracht, und manchmal geht es eben nicht anders.

Ich verstärkte den Druck auf die Klinge und fragte mich gleichzeitig, ob ich die Nerven besitzen würde, ihm das Auge tatsächlich herauszuschneiden.

Heed zuckte zusammen. Er versuchte alles, nicht zu zucken, aber er konnte nichts dagegen tun, sein Adamsapfel hüpfte, während er wie wild schluckte.

»Warum schützt du Wise?«, fragte Tina und kam näher, sodass sie jetzt sah, wo das Messer war. Ich bewegte es nicht. »Glaubst

du wirklich, der interessiert sich einen Scheiß für dich? Der hat sich bisher noch alle seine Freunde vom Hals geschafft, wenn sie ihm nichts mehr nützten. Besonders die, die über seine Leichen im Keller Bescheid wussten. Wie du. Deine Tage sind gezählt. Aber du hast jetzt die Chance, dass es seine auch sind.«

Ich bemerkte, wie ein Hauch von Interesse in seinen Augen aufflackerte. Offenbar wog er seine Möglichkeiten ab.

»Sagen Sie Mr. Milne, er soll das Messer wegnehmen«, sagte er so gelassen wie möglich. »Vielleicht können wir dann reden.«

Sie sah mich an, ich zog das Messer zurück, hielt es aber in Reichweite.

»Versprechen Sie, mich nicht zu töten«, sagte er, und langsam merkte man, dass das kochende Wasser ihm mehr zusetzte, als er

erkennen lassen wollte. »Sie können mich hier zurücklassen und die Polizei rufen, wenn es das ist, was Sie wollen. Sie können denen sogar alles sagen. So geschieht Gerechtigkeit, und ich werde mich für meine Taten vor Gericht verantworten. Aber ich muss Ihr Wort haben, Miss Boyd. Dass Sie mich nicht umbringen.«

Sie sah mich an, und ich nickte unmerklich.

»Okay«, sagte sie widerstrebend. »Du hast mein Wort.«

»Was wollt ihr wissen?«

»Die Wahrheit. Du arbeitest für Paul Wise?«

»Ich arbeite für ihn. Ja.«

»Ist er im Augenblick im Land?«

»Ja.«

»Wo?«

»Er besitzt ein Haus. Südlich von hier. Auf Verde Island.«

Tina warf mir einen Blick zu. »Sind wir nicht gestern auf dem Weg zu deinem Freund daran vorbeigefahren?«

Ich nickte überrascht, dass Wise ganz in der Nähe meiner alten Jagdgründe wohnte. »Ja. Aber die Insel ist groß.« Ich wandte mich an Heed. »Die Adresse!«

»Das Haus heißt Treetops«, sagte er ohne zu zögern. »Eine riesige weiße Villa an der Südostspitze.«

Früher war ich mit den Tauchbooten bis zur Südspitze von Verde gefahren. Dort gab es einige der schönsten Spots des gesamten Nordteils der Philippinen. »Ich wusste nicht, wo da Häuser sein sollten?«

»Ich lüge nicht. Ich habe ein

Navigationsgerät mit den einprogrammierten Koordinaten. Es liegt drüben in der unteren Schublade.«

Während ich wartete, durchsuchte Tina die Schublade und förderte ein kleines Gerät zutage. »Ist es das?«, fragte sie.

Er nickte. »Die Koordinaten stehen unter Sieben-Sieben-Sieben.«

Tina tippte die Ziffern ein. »Ich glaube, wir haben es«, sagte sie und kam zu mir herüber.

Ich sah auf den Bildschirm. Darauf war eine leicht verschwommene Google-Earth-Aufnahme zu erkennen, die das untere Ende einer Insel zeigte. Es konnte Verde sein. Drei vereinzelte Häuser ragten aus der dichten Vegetation auf, die sich hinter der felsigen Küste erstreckte. Das der Klippe am nächsten liegende war in der Tat groß und weiß, und es

schien ein größeres Grundstück zu haben als die anderen.

Tina hielt Heed den Schirm hin, und er bestätigte, dass dies Wise' Villa war.

»Nun zu dem Koffer«, sagte ich. »Wir wissen davon und auch, dass Tomboy Darke ihn am Freitagabend abgeliefert hat. Was ist da drin?«

Die große Frage.

»Keine Ahnung«, sagte Heed.

Ich setzte ihm das Messer wieder an, nur Millimeter von seinem Augapfel entfernt. »Lüg mich nicht an.«

»Ich lüge nicht.« Seine Stimme war ruhig und gelassen. »Ich weiß nur, dass es ein großer Koffer war, und dass der Inhalt extrem wertvoll sein muss. Er kommt aus Übersee – ich glaube, dein Boss, Mr. Schagel, hat ihn

geschickt. Ich musste die Übergabe bei den Docks organisieren. Natürlich wollte ich wissen, was sich darin befindet. Aber er war gut gesichert, und ich habe gutes Geld bekommen, um nicht allzu neugierig zu sein.«

Ich sah mich um. »Wo ist er dann?«

»Ich schätze, inzwischen im Haus von Mr. Wise. Der Koffer wurde gestern Abend hier abgeholt.«

»Von wem?«

»Von einem von Schagels Männern. Einem Russen. Ich kenne seinen Namen nicht. Und wenn du jetzt bitte das Messer wegnehmen würdest.«

Ich tat ihm den Gefallen und wechselte einen Blick mit Tina. Aus der Art, wie er ohne zu zögern alle meine Fragen beantwortet hatte, schloss ich, dass Heed tatsächlich nicht

wusste, was sich in dem Koffer befand.

»Warum wurde Nick Penny umgebracht?«, fragte Tina.

Heed wirkte verwirrt. »Ich kenne keinen Nick Penny.«

»Ein englischer Journalist, der letzte Woche auf Befehl von Wise ermordet worden ist. Er hatte vor Kurzem noch Kontakt zu Pat O’Riordan.«

Wieder schüttelte Heed den Kopf. »Davon weiß ich nichts. Das mit O’Riordan ist mir bekannt. Er wurde von unserem Mr. Milne hier auf Befehl von Paul Wise exekutiert. Den Grund, warum er sterben musste, kenne ich nicht. Ich weiß nur, dass die Logistik schnell bereitgestellt werden musste. Mrs. O’Riordan beschaffte mir die Schlüssel für das Haus, in dem Sie ihn erschossen haben. Sie war doch

sehr wütend, als sie herausfand, dass ihr Mann heimlich einen Liebhaber hatte. Und sie hat mich auch angerufen, nachdem ihr beide bei ihr aufgekreuzt seid.«

Heed wollte einen Keil zwischen mich und Tina treiben. Sein Benehmen hatte sich völlig geändert. Er versuchte vernünftig und kooperativ zu wirken, während er mich als skrupellosen Auftragskiller hinstellte. Doch Tinas versteinerte Miene deutete darauf hin, dass er kein Glück dabei hatte.

»O’Riordan wusste von den Mädchen, nicht wahr?«, mischte sie sich ein. »Die Mädchen, die du jahrelang für Paul Wise besorgt hast. So wie Lene Haagen. Und gib dir nicht die Mühe, es abzustreiten, wir wissen Bescheid.«

Heed sagte eine ganze Weile nichts. Dann:

»Ja, ich habe Paul Wise Mädchen besorgt. O’Riordan hat etwas darüber herausgefunden, und man hat ihn gewarnt. Lene war ein Fehler. Aber Wise wollte eben ein weißes Mädchen. Die mochte er lieber. Er hatte schon mal eins in England, und in Kambodscha auch.«

»Letitia McDonald«, entfuhr es Tina. Ihre Miene verdüsterte sich.

»Wenn Sie das sagen«, bemerkte Heed.

»Sie war gerade mal zwölf Jahre alt.«

»Tja, ja, was soll ich sagen, ich habe versucht, es ihm auszureden ...«

»Aber Sie haben es getan.«

»Ja, ich hab’s getan.«

»Und wo sind die Mädchen jetzt?«

Er seufzte. Die Arroganz von vorhin war völlig verschwunden.

»Sie kamen in Wise’ Villa auf Verde Island

und von dort nicht mehr zurück.«

Schweigend versuchten wir diese Information zu verdauen. Doch so tragisch dies war, es blieben noch ungeklärte Fragen. Besonders eine interessierte mich brennend.

»Du hast gesagt, O’Riordan sei gewarnt worden, nichts mehr über das Verschwinden der Mädchen zu schreiben. Und ich weiß aus den Archiven, dass er tatsächlich aufgehört hat, darüber zu schreiben. Warum also musste er jetzt sterben? Zweieinhalb Jahre später?«

»Wie gesagt, das weiß ich nicht.«

Ich hob das Messer.

»Dann rate doch mal.«

Heeds Augen richteten sich auf die Klinge, sein Blick flackerte.

»Ich kann nur vermuten, dass er etwas über die Lieferung herausgefunden hat. Aber was

genau, das weiß ich nicht. Ehrlich nicht.«

»Sagen dir die Namen Cheeseman oder Omar Salic etwas? O’Riordan wollte sich am Tag seines Todes mit ihnen treffen.«

Heed schüttelte den Kopf. »Die sagen mir nichts.«

Meine Frustration wuchs. Ich fragte mich, ob er aus reiner Bösartigkeit versuchte, Informationen zurückzuhalten, und suchte in seinem Gesicht nach Anzeichen. Doch seine Miene verriet nichts dergleichen.

»Denk nach«, bellte ich. »Es könnte dir das Auge retten.«

»Ich kenne diese Namen nicht. Ehrlich.«

»Dann habe ich keine Fragen mehr.«

Ich sah Tina an. Sah, dass auch sie frustriert war.

»Geht mir genauso.«

Heed rutschte unruhig auf dem Stuhl herum, die trockene Haut in seinem Gesicht spannte sich. Er war offenbar verunsichert.

»Ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten«, sagte er. Dabei öffnete und schloss er seine zu Fäusten geballten Hände. Die langen Fingernägel kratzten hörbar über den Stoff seines Anzugs. »Jetzt müsst ihr euren auch einhalten.«

Ich wandte mich an Tina.

»Diesmal wartest du vielleicht wirklich besser draußen.«

»Aber Sie haben es mir versprochen, Miss Boyd!«, rief Heed mit zunehmend schriller Stimme. »Sie haben mir Ihr Wort gegeben, dass Sie nicht dulden, dass er mir etwas antut. Das ist Mord. Schlicht und einfach Mord. Rufen Sie die Polizei, wenn Sie wollen.«

Die letzten Worte waren kaum mehr zu verstehen. Die Panik hatte von ihm Besitz ergriffen.

»Wenn wir ihn laufen lassen, wird er die Justiz austricksen«, sagte ich zu Tina. »Denk daran, was er soeben getan hat. Er hat das kleine Mädchen erschossen.«

»Das warst du. Du hast sie erschossen, Milne. Nicht ich. Er war's, Miss Boyd, er war's. Ich schwöre es.«

Tina holte tief Luft. Sah uns beide an.

»Halten Sie ihn auf«, flehte Heed. »Bitte lassen Sie nicht zu, dass er mich umbringt. Bitte. Sie sind Polizistin.«

Tina stand zwei, drei Sekunden wie zu Stein erstarrt da. Dann wandte sie sich um und marschierte davon.

Ich hob den Revolver und versuchte, den

Schwindel zu unterdrücken, der mich überfiel.
»Fahr zur Hölle, Heed.«

»Tu's nicht«, quetschte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Er wand sich unkontrolliert auf dem Stuhl, und der Schweiß lief in Strömen an ihm herab. Seine fischgrauen Augen blickten mich mit einer entsetzlichen Mischung aus Furcht und Flehen an. Im Angesicht des Todes war von seiner grausamen Arroganz nichts mehr geblieben.

Dennoch drückte ich ab.

Ungeachtet der glühenden Nachmittagshitze, die von der vom Meer heraufwehenden Brise kaum gemildert wurde, lief Paul Wise unruhig auf der Veranda seiner Villa hin und her. Zum ersten Mal seit Langem machte er sich ernsthaft Sorgen.

Dank der Inkompetenz von Schagels Männern war Tina Boyd noch am Leben und steckte irgendwo in Manila. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie sich sogar mit dem Mann zusammengetan, den Schagel beauftragt hatte, sie zu töten. Wie Wise inzwischen herausgefunden hatte, handelte es sich dabei um den ehemaligen Polizisten Dennis Milne. Wenn Wise geahnt hätte, dass

Schagel so einen Mann an der Aktion beteiligte, hätte er es untersagt. Milne war ein gerechtigkeitsbesessener Söldner, der sich über alle anderen erhaben glaubte. Richter, Jury und Henker in einer Person. Einer, der vermeintliche Ungerechtigkeiten rächte und der jetzt auf der Suche nach ihm war. Wise konnte sich der grotesken Ironie nicht verschließen: Ein Killer, der aus moralischen Gründen seinen Auftraggeber jagte, der ihn all die Jahre über ausgehalten hatte.

Doch im Augenblick musste Wise sich um wichtigere Dinge kümmern.

In ein paar Stunden fand das Treffen statt, das sein Leben verändern konnte. Eine Gruppe Interessenten war bereit, einen höchst wertvollen und höchst illegalen Koffer von ihm zu erwerben. Wenn der Deal erfolgreich über

die Bühne ging, würde ihn das zu einem noch reicheren Mann machen. Unermesslich reich. Ging dagegen irgendetwas schief, war er erledigt. Er spielte mit verdammt hohem Einsatz, zumal er den Käufern nicht recht traute und das Treffen in seinem Resort anberaumt worden war. Normalerweise hätte er kein Problem damit, doch inzwischen bezweifelte er, ob seine Sicherheitsmaßnahmen ausreichten, um seine Gäste davon abzuhalten, den Koffer mitzunehmen, ohne dafür zu bezahlen.

Schagel hatte ihm zwei seiner Männer zugesagt, doch einer davon war gestern Nacht bei der fehlgeschlagenen Aktion gegen Milne und Boyd draufgegangen, und den, der schließlich aufgekreuzt war, fand Wise nicht gerade beeindruckend. Mit seiner Halbglatze,

der Brille und den messerscharf gebügelten Hosen wirkte der Mann eher wie ein älterer Buchhalter denn wie ein berufsmäßiger Killer. Schagel hatte sogar die Chuzpe besessen, ihn ihm als einen seiner besten Männer anzudienen, ein Speznas-Veteran, aus der berüchtigten russischen Spezialeinheit. Aber bis jetzt hatte er es nicht einmal geschafft, Tina Boyd zu eliminieren, und gleich doppelt versagt. Auch bei Heed, den er gestern Abend am Leben ließ. Also verfügte Wise praktisch über niemanden, der ihn beschützen konnte. Dem Bodyguard, der mit ihm auf die Philippinen geflogen war, traute er nicht, zuletzt hatte er ihn verdächtigt, für die britische Regierung zu arbeiten, und ihn zurück nach Nordzypern geschickt. Zwar gab es da ein paar vertrauenswürdige Einheimische, die das

Jahr über für die Sicherheit seiner Villa sorgten und sogar ermächtigt waren, Waffen zu tragen, doch er bezweifelte, dass sie eine große Hilfe wären, wenn die Sache hässlich wurde.

Überhaupt beschlich Wise ein schlechtes Gefühl. Nicht nur wegen des Treffens, sondern angesichts seiner gegenwärtigen Situation insgesamt. Der Inhalt des Koffers gruselte ihn, und die Tatsache, dass er sich hier in seinem Haus befand, machte ihn richtiggehend nervös. Während der letzten zwölf Stunden war ihm sogar mehrfach durch den Kopf geschossen, dass es besser wäre, das Treffen abzusagen und direkt nach Zypern zurückzukehren.

Doch es gab einen einfachen Grund, warum er das nicht tat.

Geld.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der

Paul Wise außerordentlich reich gewesen war und sein Vermögen mehrere Hundert Millionen Dollar betragen hatte. Doch dank der Finanzkrise und den Gerüchten, die im vergangenen Jahr über ihn kursierten, hatte er sich von einem erheblichen Teil seiner Anlagen trennen müssen, von vielen mit gewaltigen Verlusten. Dadurch hatte er es zwar erreicht, sich wieder stärker im Hintergrund zu halten, aber um den Preis tiefer Einschnitte in seinem Portfolio. Zudem hatte die Kontroverse ihn auch noch seine Frau gekostet, die ihn nur wenige Wochen nach Nick Pennys verleumderischen Artikeln verlassen hatte und nun drohte, ihn in eine kostspielige Scheidungsschlammschlacht zu verwickeln, falls er nicht bereit war, sie maßlos überzogen abzufinden. Als Frau war sie kein echter

Verlust. Er hatte nie großes Interesse an ihr gehabt; obwohl der Altersunterschied zwischen ihnen dreißig Jahre betrug, bevorzugte er doch deutlich jüngere Gesellschaft. Aber ihre Drohungen saßen wie ein Stachel in seinem Fleisch, und das Loch, das sie mit ihren Forderungen in seine Finanzen reißen konnte, wäre vielleicht kaum mehr zu stopfen.

Der Profit, den er heute Abend einstreichen würde, sollte einen erheblichen Teil seiner Verluste ausgleichen und ihm die Möglichkeiten verschaffen, wieder zu richtigem Wohlstand zu gelangen.

Keine schlechte Ausbeute für ein einziges Treffen.

Trotzdem konnte noch allerhand schiefgehen. Selbst wenn der Verkauf klappte,

mussten die Käufer ihren Teil der Abmachung einhalten. Taten sie es nicht, war er möglicherweise bankrott und würde mittellos dastehen. Und das ließ sich nicht auf die leichte Schulter nehmen.

In diese Lage geraten zu sein, machte ihn wütend. Ein Grund mehr, Tina Boyd zu verfluchen, diese Schlampe. Sie war ein wirklicher Quälgeist, und nun hatte er auch noch die Gelegenheit verpasst, sie leiden zu lassen. Aber wer weiß, eines Tages vielleicht ...

Eines Tages würde er sie in seine Gewalt bekommen, und dann würde sie winselnd und heulend krepieren, wie es der kleinen Nutte entsprach, die sie letztendlich war.

Der Gedanke jagte ihm einen Schauer über den Rücken, teils aus Frustration, zum Teil aus

erregter Vorfreude. Die Vorstellung all der entzückenden Dinge, die er ihr antun würde, ließ seinen Schwanz anschwellen.

Doch im Augenblick würden ihre Todesqualen warten müssen.

Er sah auf die Uhr. Halb vier. Noch viereinhalb Stunden, bis seine Gäste eintrafen.

Der Verkehr stadtauswärts war die Hölle. Sie hatten in der Nähe des Juicy Peach einen Toyota gestohlen und versuchten aus Manila herauszukommen. Milne fuhr.

Schweigend saßen sie nebeneinander, jeder für sich bemüht, den Schock der Ereignisse zu verdauen. Der Tod des Mädchens und dass sie sie zurücklassen mussten, bedrückten sie. Tina hatte es fast nicht übers Herz gebracht. Milne hatte Feuer legen und alle Spuren vernichten wollen, doch Tina hatte energisch widersprochen. Sie wollte sichergehen, dass das Mädchen gefunden wurde und wenigstens ein anständiges Begräbnis bekam. Sie hatten sich darauf geeinigt, alle berührten Flächen

sauber zu wischen, was zwar nicht narrensicher war, aber in einer Stadt wie Manila, wo die Spurensicherung weniger zuverlässig arbeitete als in Großbritannien, ausreichen mochte.

Endlich hatten sie die verstopfte Metropole hinter sich gelassen und waren auf dem Weg nach Verde Island, um Paul Wise zu stellen. Tina spürte den Revolver in ihren Shorts, mit dem Heed den Barkeeper und Layla erschossen hatte. Ehe sie aus Heeds Todeskeller ans Licht gestiegen waren, hatte sie in einer der Schubladen eine Schachtel Patronen gefunden. Sich einer Waffe bemächtigen zu müssen, mit der zwei brutale Morde verübt worden waren, widerte sie zwar an, aber sie würde sie brauchen, um Wise zur Rechenschaft zu ziehen.

Tausendmal hatte sie sich in den vergangenen sechs Jahren vorgestellt, Wise in ihrer Gewalt zu haben, ihm eine Pistole an den Kopf zu halten und abzudrücken. Doch nun, da dies in greifbare Nähe rückte, spielten ihre Gefühle verrückt. Ihr war körperlich übel.

Während der letzten Stunden hatte sie oft den verzweifelten Drang nach einem Drink verspürt, mit dem sie ihre Nerven hätte beruhigen können. Im Handschuhfach des Toyota (das wenig über den Besitzer preisgab) hatte sie einen angebrochenen Flachmann mit Whiskey entdeckt. Mehr als einmal war sie in Versuchung geraten, einen Schluck zu trinken, und redete sich ein, ein einziger Schluck würde ihr nach all den miterlebten Grausamkeiten nicht schaden. Aber sie hatte sich unter Kontrolle und

widerstand. Dies war nicht der Augenblick, Schwäche zu zeigen.

Stattdessen zündete sie sich eine Zigarette nach der anderen an und durchstöberte die Dateien des Notebooks auf ihrem Schoß. Es hatte Heed gehört, wie auch der USB-Stick für den mobilen Internetzugang, den sie angedockt hatte. Sie war nicht überrascht, auf der Festplatte nichts Interessantes zu finden, denn jemand wie Heed wäre kaum so unvorsichtig, belastendes Material auf seinem Computer zu speichern.

»Wozu nimmst du das Ding überhaupt mit?«, hatte Milne sie gefragt. »Wir müssen es hinterher bloß wieder loswerden. Ich sag dir doch: Du findest nie einen Beweis gegen Paul Wise, der vor Gericht standhält.«

»Ich will wissen, was in dem Koffer ist«,

hatte sie erwidert.

»Das können wir Wise fragen, wenn wir ihn haben.«

»Dazu bleibt vielleicht keine Gelegenheit mehr, Dennis. Um ehrlich zu sein, wir haben keine Ahnung, was uns dort erwartet. Wise hat sich vielleicht mit einer ganzen Armee von Leibwächtern umgeben. Wir sollten uns nicht darauf verlassen, dass wir die Chance bekommen, ihn zu verhören.«

Milne zuckte mit den Schultern. »Wie auch immer. Heeds Notebook wird dir nichts nützen. Er wusste selbst nicht, was in dem Koffer war.«

»Ich mag keine offenen Fragen. Das sagt der Cop in mir. Irgendwo ist die Lösung verborgen, und da ich im Augenblick nichts Besseres zu tun habe, werde ich versuchen,

sie zu finden.« Nach diesem Wortwechsel verfielen sie in brütendes Schweigen.

Sie öffnete den Browser, musste aber einige Zeit warten, denn die Verbindung war langsam. Als sie online war, googelte sie Omar Salic. Obwohl sie es schon vor zwei Tagen erfolglos versucht hatte, dachte sie, es wäre noch einen Versuch wert. Da er sich auch mit Patrick O'Riordan hatte treffen wollen, war ihm vielleicht ebenfalls etwas zugestoßen.

Und tatsächlich. Nachdem sie die üblichen Facebook-und LinkedIn-Treffer überflogen hatte, stieß sie auf einen Artikel in der Tageszeitung *Manila Bulletin*. Er war von gestern und handelte von einem Doppelmord im Tondo-Distrikt. Man hatte einen Omar Salic und seine Frau Soraya ermordet in der gemeinsamen Wohnung gefunden. Sie waren

beide erstochen worden, und der Autopsiebericht ließ darauf schließen, dass die Morde am Wochenende begangen worden waren. Beide Leichen wiesen Folterspuren auf, und die Polizei suchte dringend nach Zeugen. Ein mögliches Motiv wurde nicht erwähnt.

Tina zog noch einmal an ihrer Zigarette und warf den Stummel aus dem Fenster. Sie las den Artikel noch einmal. Dies musste der Omar Salic sein, den O'Riordan am Samstag hatte treffen wollen. Alles andere wäre ein zu großer Zufall, denn der Zeitablauf stimmte, und Salic war sicherlich kein gebräuchlicher Name. Dennoch verhalfen ihr die Informationen zu keiner neuen Erkenntnis.

Trotzdem googelte sie eine Weile weiter, fand aber nichts mehr, was mit den Morden in

Zusammenhang stand.

Dann googelte sie noch einmal den Namen Cheeseman. Auch dieses Mal ergab die Suche nichts Verwertbares. Sie fügte das Wort Manila hinzu und erzielte überhaupt keinen Treffer. Anstatt aufzugeben kehrte sie zu ihrer ursprünglichen Suche zurück, ging methodisch alle der scheinbar unzähligen Cheeseman-Einträge durch und versuchte, irgendeine Verbindung zu ihrem Fall herzustellen.

»Findest du was?«, fragte Milne und riss sie aus ihren Gedanken.

»Ich sage dir Bescheid, wenn«, entgegnete sie ungehalten und versuchte, sich wieder zu konzentrieren. Sie war genervt, aber sie gab nicht einfach auf. Niemals. Deshalb war sie auch so ein guter Detective.

»Denk nach«, spornete sie sich an. »Denk

nach.« Irgendeine Möglichkeit, das herauszufinden, was sie suchte, musste einfach existieren. Es existierte immer eine.

Schweigend starrte sie eine Weile aus dem Fenster, nahm kaum die Landschaft wahr, die an ihr vorbeiflog. Je weiter sie nach Süden kamen, desto weniger wurden die Häuser entlang der Straße. Doch sie bemerkte es nicht, sondern durchforstete verbissen ihr Gedächtnis nach irgendeinem Anhaltspunkt.

Und dann erinnerte sie sich an etwas. Nichts Konkretes zunächst. Etwas aus einer längst verblassten Vergangenheit. Damals in der Grundschule hatte sie einen Klassenkameraden gehabt, dessen Nachname Cheeseman war. Nur, dass er sich nicht, wie zu vermuten gewesen wäre, Cheeseman schrieb, sondern Cheesman. Sie dachte einen

Moment darüber nach. War es möglich, dass O’Riordan den Namen in seinem Notizbuch einfach falsch geschrieben hatte?

Tina trank einen Schluck Wasser aus der Flasche, die zwischen ihnen stand, und löschte dann das vielleicht überzählige E.

Wieder erschien eine Vielzahl von Treffern, die zunächst nichts Auffälliges an sich hatten. Noch einmal fügte sie »Manila« ihrer Suche hinzu.

Und sah es auf den ersten Blick.

Ein Artikel aus der Manila Post vom heutigen Tag, der Zeitung, die Milnes Gesicht auf dem Titel hatte. Links neben der Schlagzeile stand der Name Alan Cheesman in der Unterzeile eines anderen Artikels. Fett gedruckt. Tina las den Artikel mehrmals durch und wunderte sich, warum die Suchmaschine

ihr nicht gleich eine andere Schreibweise angeboten hatte. Dann tippte sie eilig eine neue Suchanfrage ein.

»Hat Tomboy dir irgendetwas Genaueres über den Koffer gesagt?«, fragte sie ein paar Minuten später, ohne vom Schirm aufzublicken.

»Was sollte er mir gesagt haben?«

»Zum Beispiel, ob er schwer war.«

Milne überlegte einen Augenblick.

»Stimmt, das hat er gesagt. Schwer, wertvoll und illegal.«

Tina lehnte sich zurück und strich sich mit den Fingern durch die Haare. Dann blies sie hörbar Luft aus.

»Himmel, Dennis. Die ganze Geschichte. Da ging es gar nicht um verschwundene Mädchen. Nicht eine Sekunde.«

Milne drehte irritiert den Kopf. »Worum dann?«

Sie sah ihn an, ihre Miene verriet äußerste Anspannung.

»Ich glaube, ich weiß, was sich in dem Koffer befindet. Und wenn ich recht habe, sitzen wir richtig tief in der Scheiße.«

»Es ist eine Bombe.«

Sie waren in einen weiteren Stau auf der Autobahn geraten und mussten anhalten.

Milne drehte sich zu ihr um.

»Verdammt, wie hast du das herausgefunden?«

»Dieser Cheesman, den Pat O’Riordan treffen wollte, ist ein leitender Beamter im Stab des US-amerikanischen Verteidigungs-Attachés. Er wird heute in der Manila Post zitiert. Sogar auf der Titelseite. Wir haben es nicht gesehen, weil wir nur auf das Fahndungsfoto von dir geglotzt haben. Egal, jedenfalls sagt Cheesman, sie hätten eine Zunahme der Aktivitäten terroristischer Zellen

festgestellt, was darauf hindeute, dass eine größere Attacke islamistischer Fundamentalisten auf ein US-Ziel geplant sei. Fundamentalisten, die mit Al-Qaida in Verbindung stehen. Offenbar hat ein Informant aus einer dieser Zellen Hinweise auf ein geplantes Attentat geliefert, er sollte weitere Informationen liefern, wurde jedoch leider am Wochenende ermordet.«

»Haben sie den Namen des Informanten erwähnt?«

»Nein, aber ein Mann namens Omar Salic ist zusammen mit seiner Frau dieses Wochenende in Manila umgebracht worden. Das wäre ein viel zu großer Zufall.«

Mit zittrigen Fingern zündete sich Tina eine neue Zigarette an und genoss die Mischung aus Nikotin und Adrenalin, die durch ihre

Adern pulste.

»Heiliger Strohsack.« Milnes Miene drückte angespannte Besorgnis aus. »Wenn sie sich treffen wollten, dann heißt das, Cheesman muss gewusst haben, dass O’Riordan Informationen über die Verschwörung hatte. Was wiederum bedeutet, dass ich, weil ich O’Riordan umgebracht habe, nun unter Terrorismusverdacht stehe.«

Tina legte ihm die Hand auf den Arm. »Das macht im Augenblick keinen Unterschied. Sie fahnden sowieso schon nach dir, mit allem, was sie haben.«

Milne verzog das Gesicht. »Ja, da hast du wahrscheinlich recht. Trotzdem verstehe ich nicht, warum Paul Wise und Bertie Schagel sich auf so was einlassen.«

»Geld.«

»Aber so viel kann es auch nicht bringen, einer Horde Terroristen eine Bombe zu verkaufen, ich meine, Wise denkt doch in ganz anderen Dimensionen. Und wieso können die Terroristen ihre Bomben nicht selber bauen?«

»Das kommt darauf an, um was für eine Bombe es sich handelt. Wenn es eine spezielle ist – biologisch, chemisch, was weiß ich –, dann werden die das wahrscheinlich nicht hinkriegen. Ich habe mal ein bisschen rumgegoogelt und festgestellt, dass in der ehemaligen Sowjetunion noch jede Menge verdammt heißes Zeug herumliegt. Und offenbar ist das Material nicht gerade perfekt gesichert. Ein Geschäftsmann mit guten Beziehungen könnte da vermutlich drankommen. Und wenn man das in einen Koffer packt und hier hochgehen lässt, wird es

richtig übel.«

Milne nickte bedächtig.

»Jemand wie Bertie Schagel.«

»Genau. Sagen wir, er hat von so einer Bombe erfahren, und Wise finanziert das Ganze. Und entweder Schagel oder Wise machen den Deal mit den Terroristen klar. Das ergibt schon Sinn. Pat O’Riordan hat irgendwie Wind von der Sache bekommen, vielleicht hat Omar Salic ihn kontaktiert, und O’Riordan hat sich mit den Amerikanern in Verbindung gesetzt und ein Treffen mit Cheesman vereinbart. Ich schätze, Cheesman wurde bis dahin nur über die groben Details informiert, deshalb mussten O’Riordan und Salic sterben, ehe sie sich mit ihm treffen und ihm ausführlich berichten konnten.«

»Trotzdem, es ist nur eine Theorie.«

»Immerhin eine plausible. Wise hat sich nie dafür interessiert, ob etwas über die Entführungen der Mädchen an die Öffentlichkeit gelangte. Aber dass jemand von einer Sache wie dieser erfährt, das wollte er um jeden Preis verhindern. Deshalb mussten alle – sogar Nick Penny – sterben. Damit ja nichts nach draußen dringt. Das würde auch erklären, warum Wise auf die Philippinen gekommen ist. Um den Verkauf der Bombe zu überwachen.«

Tina zog an ihrer Zigarette und stieß wütend den Rauch aus.

»Wise hat das Format, so ein Ding durchzuziehen. Vor drei Jahren, kurz vor Ausbruch der Finanzkrise, wollte er schon mal eine Bombe hochgehen lassen, in London zur Hauptgeschäftszeit, sie hätte unzählige Tote

gefordert und das absolute Chaos verursacht. Damals wollte er darauf wetten, dass die Explosion einen Börsen-Crash auslöst, womit er Millionen verdient hätte. Vielleicht plant er wieder so eine Abwärtsspekulation. Eine noch nie da gewesene Attacke gegen die amerikanischen Interessen würde die Märkte in Panik versetzen, ganz egal wo das Attentat stattfindet.«

Geschockt von ihren eigenen Schlussfolgerungen, brach Tina abrupt ab. Sie wusste zwar, dass Paul Wise' Verkommenheit keine Grenzen kannte, aber es einmal mehr selbst miterleben zu müssen, war dennoch schwer zu akzeptieren.

»Wenn das stimmt«, sagte Milne nach einer kurzen Pause, »dann will Wise diese Bombe möglichst schnell loswerden. Schagels Gorillas

haben sie gestern Abend bei Heed abgeholt, das heißt, inzwischen müsste sie in seinem Besitz sein. Uns bleibt nicht viel Zeit.«

»Das denke ich auch«, erwiderte Tina, die plötzlich nervös wurde. Sie sah auf die Uhr. Es war 16:50, und sie steckten im Stau. »Wir können hier nicht rumsitzen und warten. Nicht bei dem, was auf dem Spiel steht. Du bist doch ein notorischer Gesetzesbrecher. Warum verstößt du nicht mal zur Abwechslung gegen die Verkehrsregeln?«

Milne schenkte ihr ein sardonisches Lächeln, das ihn überraschend attraktiv machte. Für den Bruchteil einer Sekunde konnte Tina sehen, wie er als junger Mann ausgesehen haben musste, der ein Leben und eine Karriere vor sich hatte, ehe er sich von seinem Gerechtigkeitswahn korrumpieren ließ.

»Du solltest mich zu so was nicht ermutigen«, sagte er. Er zog den Toyota auf den Seitenstreifen und trat das Gaspedal durch.

Sie töteten den Bootsführer, sobald sie den Hafen von Puerto Galera hinter sich gelassen hatten. In der finsternen Bucht war weit und breit kein anderes Boot auszumachen, was ihre Aufgabe erheblich vereinfachte, auch wenn der Bootsführer anfangs den vier Gestalten aus dem Süden gegenüber misstrauisch gewesen war. Doch Mohammed hatte ihn in ein Gespräch über Basketball verwickelt und Anil sich von hinten an ihn herangeschlichen, ihm den Kopf zurückgerissen und mit einem einzigen Schnitt die Kehle durchtrennt. Der Mann hatte sich noch heftig gewehrt, doch Mohammed hatte ihn gepackt und festgehalten, und dann war

Khalil dazugekommen, und gemeinsam hatten sie ihn auf die Knie gezwängt und gewartet, bis seine Gegenwehr verebbte und er verblutet war.

Danach hatte Anil sich um das Ruder gekümmert und sie aus der Bucht heraus aufs offene Meer der Verde Island Strait manövriert, während die anderen das Blut vom Deck gewischt, die Leiche an den Anker gebunden und über Bord gehievt hatten. Das Wasser, das wusste Anil, war hier Hunderte von Metern tief, und es war unwahrscheinlich, dass jemand den Toten finden würde. Und selbst wenn, es spielte keine Rolle. In Puerto Galera kannten sie niemanden, und niemand hatte sie an Bord gehen sehen.

Anil spürte die Erregung, als der Wind ihm durch die Haare blies. Wenn Allah es wollte,

würden sie in nicht mal einer Stunde im Besitz der Bombe sein, die Furcht und Verderben über die Yankee-Kaffer und ihre Verbündeten im Norden der Insel bringen würde. Es hatte Monate gedauert, bis das Geld, um sie zu besorgen, aus Übersee beschafft und durch dunkle Kanäle zu ihnen gelangt war. Und jetzt hatte Omars Verrat die amerikanische Botschaft in Alarmbereitschaft versetzt.

Doch das würde den Yankees nichts nützen. Sie konnten ruhig ihre Sicherheitskräfte verdoppeln. Oder verdreifachen. Je mehr desto besser. Denn die tödliche Gewalt der Bombe würde so immens sein, dass sie einige Hundert Meter von der Botschaft entfernt detonieren und trotzdem alles, was sich auf ihrem Gelände befand, vernichten konnte. Und nicht nur die Botschaft, sondern die ganze

reiche Gegend mit ihren Villen und den Hotels der Ungläubigen.

Anil war die Ehre zugebilligt worden, das Auto zu steuern, in dem die Bombe sein würde. Mohammed sollte auf dem Beifahrersitz sitzen und den Auslöser nach unten drücken. Falls die Yankees Mohammed trafen, würde sein Finger abgleiten und die Bombe automatisch explodieren. Ihr Plan konnte nicht fehlschlagen. Anils Zelle, das Schwert des Islam, würde in der ganzen Welt bekannt und gefürchtet. Sein Name würde mit Ehrfurcht ausgesprochen – der gerechte Lohn für seinen Dienst an Allah und der Sache.

Eine Stunde noch. Länger würde es nicht dauern. Dann hielten sie die Bombe in ihren Händen.

Und wenn morgen Abend die Nacht

hereinbrach, wäre er ein Held der islamischen Welt.

Darauf lief es also hinaus. Der letzte Akt eines gewalttätigen Lebens stand bevor. Eines Lebens, das so vielversprechend begonnen hatte. Doch jetzt bekam ich die Gelegenheit, die Dinge zurechtzurücken, indem ich Paul Wise tötete und – falls Tinas Theorie stimmte – eine Bombe abging, die dazu bestimmt war, Tausende unschuldiger Leben auszulöschen.

Ich musste einfach Erfolg haben. Nur dann würde ich in Frieden ins Grab sinken können, in dem Wissen, dass ich für meine vielen Sünden der vergangenen fünfzehn Jahre gesühnt hatte.

Die Angst ergriff von mir Besitz. Doch nicht

die Angst zu versagen. Nein, die Angst vor dem Tod. Ich wollte nicht sterben, nicht in eine Finsternis stürzen, aus der ich nie wieder würde auftauchen können. Nicht ohne mein Kind gesehen zu haben. Nicht ohne einen letzten Blick auf Emma zu werfen, die einzige Frau, die ich je geliebt hatte. Nicht ohne noch einmal die frische Luft von Luang Prabang einzuatmen. Aber all das war jetzt endgültig außer Reichweite, und ich konnte niemand anderes dafür verantwortlich machen als mich selbst. Ich hatte zu viele Menschen in die ewige Finsternis geschickt, darunter einige, die es nicht verdient hatten. Nun schien meine Zeit gekommen.

Es war kurz vor sieben, als ich den Toyota in einen schmalen Weg manövrierte, der sich einen steilen Hügel zum Meer hinabwand.

Unten befand sich ein privates Dock, das Tomboy und ich früher als Anlegestelle benutzt hatten, um unsere Gäste direkt zum Resort in Big La Laguna Beach überzusetzen. Unser Plan war einfach: Wir wollten ein Boot stehlen und Kurs auf Verde Island nehmen, dessen grüne, von ein paar einsamen Lichtern nur spärlich beleuchtete Hügel ich in der Ferne erkennen konnte.

Die Fahrt hierher war lang und anstrengend gewesen. Ich hatte praktisch jede auf den Philippinen geltende Verkehrsregel gebrochen. Aber wir hatten es geschafft, und am Ende war Tina sogar für eine halbe Stunde eingeschlafen. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, sie nicht zu wecken. Sie hatte den Kopf gegen die Scheibe gelehnt, den Mund einen Spaltbreit geöffnet und wirkte so

friedlich, dass ich sie am liebsten hätte schlafen lassen. Doch als ich den Wagen auf einem kleinen, ins Dickicht geschnittenen Parkplatz zum Stehen brachte und den Motor abstellte, öffnete sie die Augen und gähnte.

»Ich fass es nicht. Ich bin eingeschlafen«, sagte sie und schaute sich um, und ich nahm die fast unmerkliche Veränderung wahr, die sich in ihrem Gesicht abzeichnete, als sie sich erinnerte, weshalb wir hier waren und welche Gefahr drohte.

»Du musst nicht mitkommen. Du hast schon genug geleistet.«

»Nein«, sagte sie und sah mich fest an. »Wir stecken da beide drin. Und mach dir nichts vor: Du wirst mich brauchen.«

Ich lächelte. »Na, dann los.«

Wir stiegen aus, ich reckte mich und

versuchte, die Verspannungen in meinem Rücken abzuschütteln, während Tina sich eine Zigarette anzündete. Am anderen Ende des Parkplatzes stand ein verlassener Jeepney, der vielleicht jemandem als Wohnung diente. Zwei Filipinas kauerten über einem Feuer und bereiteten Essen zu, während ein halbes Dutzend kleiner Kinder Fangen spielte. Ihr unbeschwertes Lachen drang zu uns herüber.

Ich sah ihnen ein paar Augenblicke lang zu, und plötzlich stiegen die Erinnerungen an meine eigene Kindheit in mir auf, an die Zeit, als ich noch Teil einer Familie war, die mich liebte. Ich hatte auch immer mit meinen Freunden im Garten hinter dem Haus gespielt, und meine drei Jahre jüngere Schwester Mary hatte dauernd gebettelt, mitspielen zu dürfen. Wenn wir Nein sagten, brach sie in Tränen

aus, und ich bekam Mitleid und ließ sie mitspielen. Himmel, meine Schwester. Nach dem Tode unserer Eltern, als wir langsam erwachsen wurden, lebten wir uns auseinander. Und ich hatte sie über zehn Jahre weder gesehen noch mit ihr gesprochen. Ich wusste nicht einmal, ob sie noch lebte.

Mich überkam eine gewaltige Sehnsucht nach ihr, ich wollte sie anrufen und ihr sagen, dass ich, ganz egal, was über mich geschrieben wurde, kein ganz schlechter Mensch war.

»Weißt du, was mir hier auf den Philippinen am meisten auffällt?«, sagte Tina, als sie um den Wagen herumkam. »Überall, wo man hinschaut, sieht man kleine Kinder, und alle jungen Frauen scheinen schwanger zu sein. Und doch müssen alle in solch bitterer Armut

leben.«

»Das haben sie der katholischen Kirche zu verdanken«, sagte ich, den Blick immer noch auf die Kinder gerichtet, die im Dreck herumtollten. »Die Philippinen haben die am schnellsten wachsende Bevölkerung in der Welt, aber die Kirche predigt weiterhin gegen den Einsatz von Verhütungsmitteln. Und das wollen die Guten sein.«

»Die Kinder da, für die gibt es keine Hoffnung, nicht? Sie wachsen arm auf, produzieren noch mehr Kinder und sterben arm.«

»Ich denke ja«, sagte ich widerstrebend. Ich wollte nicht darüber nachdenken. Mich lieber an glücklichere Zeiten erinnern.

»Da fragt man sich, was das alles soll«, sagte Tina düster und sog wütend an ihrer

Zigarette. »Manchmal hasse ich die Welt. Weil sie voller kranker, gieriger, selbstsüchtiger Menschen ist, und je mehr man von denen wegschließt, desto mehr tauchen in einer anderen Ecke auf, um ihren Platz einzunehmen. Das ist ein endloser, sinnloser Teufelskreis.«

»Wir haben das Schlimmste davon miterlebt, denn für diesen Weg hatten wir uns entschieden. Aber weißt du was? Trotz all der Scheiße und all der Sinnlosigkeit, trotz all der Heeds und Wise ist die Welt dennoch ein schöner Ort.«

Ich dachte an Laos. Mein Zuhause. »Ich lebe in diesem netten kleinen Dorf, wo die Leute arm, aber trotzdem glücklich sind. Das Leben ist einfach da. Kaum Fernsehen, keine missbrauchten Kinder. Keine Skandale wegen

untreuer Politiker, die unter der Hand schmierige Deals einfädeln. Es wird auch niemand ermordet, oder jedenfalls nur äußerst selten. Der Ort ist vom grünen Regenwald umgeben, wir haben Flüsse, auf denen man Kajak fahren kann. Und eine halbe Autostunde von meinem Haus entfernt gibt es einen gewaltigen Wasserfall, und manchmal klettere ich hoch – von oben hat man einen fantastischen Blick über das Tal – und schwimme in einem der eiskalten Teiche, die über die Jahrtausende in die Felsen gewaschen wurden. Wenn ich dort bin, vergesse ich jedes Mal all die Verbrechen, die ich begangen habe, was ich alles verloren habe, alles ... und bin einfach glücklich.«

Ich ließ den letzten Satz verklingen und fragte mich, ob ich mein Zuhause je

wiedersehen würde.

Tina legte mir die Hand auf den Arm und drückte ihn sanft.

»Danke«, sagte sie leise. »Ich werde das nicht vergessen.«

Ich wollte sie in die Arme schließen und küssen und sie ein paar Minuten festhalten, ehe wir unsere Mission fortsetzten, aber ich hielt mich zurück. Wir hatten keine Zeit mehr. Deshalb wandte ich mich ab und stieg den steilen Pfad hinunter. Tina folgte mir.

Ein hoher Maschendrahtzaun umgab den kleinen steinernen Pier und das dazugehörige Wachhäuschen. Drinnen brannte Licht, und ich konnte die Silhouette eines Mannes ausmachen, der eine Basecap trug. Hinter dem Wachhäuschen schaukelte ein halbes Dutzend Außenborder auf den Wellen. Doch die

interessierten mich weniger. Was mich wirklich interessierte, war das nagelneue Schnellboot am Ende des Piers.

Ich zog den Revolver. Ich hatte noch fünf Schuss. Nicht viel, aber es musste reichen.

»Ich muss den Wachmann ausschalten. Warte hier.« Tina sog hörbar die Luft ein.

»Keine Sorge, ich tue ihm nichts«, nahm ich ihre Bemerkung vorweg und ging dann zum Häuschen hinüber. Der Wachmann – ein schon älterer, mit Brille und absolut harmlos – sah von dem kleinen tragbaren Fernseher auf. Ich hielt ihm zur Begrüßung die Kanone an den Kopf, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

»Steh auf, nimm vorsichtig deine Pistole aus dem Halfter und leg sie auf den Tisch. Dann streckst du schön die Hände in die Luft.«

Es verlief glatt. Er hatte nicht vor, irgendetwas zu riskieren. Ich versicherte ihm, ihn nicht zu verletzen, doch etwas in meinem Verhalten musste seine Zweifel geweckt haben, denn er bat mich zwei Mal, ihn nicht zu töten. Ich fesselte ihn mit seinen eigenen Handschellen, nahm ihm das Handy und die Schlüssel für das Schnellboot ab und sperrte ihn in den winzigen Lagerraum. Ich stellte eine Flasche Wasser dazu – wenn er Durst bekam, würde er es schon schaffen, daraus zu trinken.

Fünf Minuten später legten wir dröhnend vom Pier ab, und zwanzig Minuten darauf erreichten wir die Westküste von Verde Island, eine felsige und dicht bewachsene Halbinsel, die weitgehend menschenleer wirkte. Tina lehnte an der Reling und starrte hochkonzentriert zu Boden, in der Hand die

unvermeidliche Zigarette.

Als wir die Südspitze umrundeten, nahm ich das Gas weg und ließ das Boot gleiten. »Hier bin ich immer zum Tauchen hergekommen«, flüsterte ich und deutete auf ein paar Felsen, die ein paar Meter aus den Wellen ragten und sich vom Abendhimmel abzeichneten. Ich dachte an die glücklicheren Zeiten zurück, an das einfache und unkomplizierte Leben, und spürte wieder das klamme Gefühl in der Brust.

»Von oben sieht es nicht besonders aus, aber unter Wasser findest du die größte Fischvielfalt der ganzen Philippinen. Bist du schon mal getaucht?«

Tina rang sich ein schmales Lächeln ab. »Vor einer Ewigkeit, ja. Bevor ich zur Polizei ging und alles ruiniert habe. Nur um in einer Situation wie dieser hier zu landen.«

Sie schnipste die Zigarette über Bord und zog Heeds Revolver aus ihren Shorts. Sie checkte die Trommel und ließ sie wieder einrasten. Unsere Blicke trafen sich.

»Ich bin bereit. Nur damit du's weißt.«

»Ich weiß. Ich auch.«

Und das war ich jetzt tatsächlich. Ich fühlte mich ruhiger, hatte beinahe Frieden mit mir gemacht. Wusste, dass ich das Richtige tat.

»Nachdem wir angelegt haben, schleichen wir uns zum Haus. Ich weiß nicht, wer oder was uns dort erwartet. Kann sogar sein, dass Wise gar nicht da ist, aber wenn, dann wird er Leibwächter haben. An die müssen wir rankommen und sie möglichst leise ausschalten. Das heißt, ich benutze das Messer.« Ich tätschelte meine Tasche, in der sich das Schweizer Armeemesser befand. Ich

verspürte kein großes Verlangen danach, es noch einmal auf dieselbe Art zu benutzen wie vorgestern Nacht. Jemanden zu erstechen, hat mir immer Übelkeit verursacht, die Intimität dabei ist zu heftig, aber manchmal bleibt einem keine Wahl. »Es wird eine Schweinerei geben, bei der Leute sterben. Anders wird's nicht gehen.«

Sie nickte.

»Wichtig ist nur, dass wir Wise am Leben lassen, bis wir die Bombe gefunden haben, oder zumindest erfahren, wo sie ist und wer sie jetzt hat. Danach ...«

Ich ließ den Satz unvollendet. Wir wussten beide, was danach geschehen würde.

Vergeltung.

Ich steuerte das Boot, Untiefen vermeidend, um die Felsen herum, und nach

ein paar Minuten erreichten wir die Ostseite der Insel. Hier waren noch weniger Lichter zu erkennen, dafür konnte ich die Umrisse der Häuser ausmachen, die in großen Abständen oben am Rand des Abhangs standen. Dahinter befand sich dichter Regenwald. Ich erkannte Wise' Villa von dem Google-Earth-Foto. »Da oben ist es«, sagte ich und deutete auf das erste Haus, eine riesige Villa, die über einen gut beleuchteten Weg mit einem abgeschlossenen Privatstrand verbunden war.

Ich verringerte die Geschwindigkeit so weit, dass wir gerade noch ohne abzutreiben fahren konnten, und steuerte den angrenzenden Strandabschnitt an. Ich kannte diesen Abschnitt, weil wir dort die Taucher hingebracht hatten, damit sie die Pausen zwischen den Tauchgängen einhielten. Damals

hatte es hier keine Häuser gegeben, aber es war auch eine Ewigkeit her.

Fünzig Meter vor dem Strand machte ich den Motor ganz aus und ließ das Boot von den Wellen an den Strand spülen. Geschützt von ein paar Felsen warf ich im seichten Wasser den Anker.

Die Nacht war still und friedlich. Über uns leuchteten der zunehmende Mond und ein Meer von Sternen. Eine Nacht, um bei einem Bier am Strand zu sitzen, keine Nacht zum Töten.

Ich sah Tina an. »Fertig?«

Sie nickte, die Entschlossenheit ließ ihr schmales Gesicht hart wirken. »Fertig.«

Ohne weitere Worte stiegen wir aus dem Boot und wateten mit gezogenen Waffen an Land.

Paul Wise sah auf die Uhr. 19:35.

Er stand in seinem cremefarbenen Anzug auf der Terrasse seiner Villa und schaute hinunter übers Meer. Neben ihm stand Nargen, der Mann, den Schagel ihm geschickt hatte, und einer seiner einheimischen Leibwächter hielt mit einer Pumpgun bewaffnet auf der Treppe zur Einfahrt Wache. Die Villa war mit einer einspurigen Zufahrtsstraße, die an beiden Seiten von dichtem, natürlichem, mehr als hundert Meter breitem Unterholz gesäumt wurde, mit der Anlegestelle und Wise' Privatstrand verbunden. Dort würden die Männer, auf die er wartete, eintreffen. Mit Nargen an seiner

Seite fühlte Wise sich wohler. Ungeachtet seines biedereren Äußeren strahlte der Mann eine selbstgewisse Ruhe aus, die Wise Sicherheit gab. Trotzdem wollte er die Sache schnellstmöglich über die Bühne bringen. Außenstehende auf seinem Grundstück zu wissen, war fast wie eine Vergewaltigung für ihn.

Vor einigen Minuten hatte er ein Schnellboot gesehen, das die Südspitze umrundet und auf seinen Strand zugehalten hatte. Er fragte sich, ob das die erwarteten Männer waren. Wenn ja, dann verstand er nicht, warum sie kurz vor dem Treffpunkt gestoppt hatten. Und die Tatsache, dass sie, kurz bevor sie den Strand erreichten, die Lichter ausgeschaltet hatten, machte ihn höllisch nervös.

»Haben Sie Kameras, die den Weg hier herauf überwachen?« , fragte Nargen und riss ihn aus seinen Gedanken. Nargen hatte einen weichen, kultivierten russischen Akzent, der so gar nicht zu Wise' Vorstellung eines russischen Elitesoldaten passte.

Wise nickte. »Alle Annäherungsmöglichkeiten werden von Kameras erfasst, sogar das Gehölz. Die Bilder laufen im Kontrollraum zusammen, wo sie ein Mitglied meines Stabes permanent überwacht.«

»Wie viele Männer erwarten Sie?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er unwirsch. Schagel hatte die Vereinbarungen getroffen, und nun war Schagel weit und breit nicht zu sehen.

»Spielt auch keine Rolle. Sobald wir sie

erfasst haben, stellen wir uns darauf ein.«

Wise nickte und schaute zu Rico hinüber, der seine Waffe so fest umklammerte, als fürchtete er, er könnte sie fallen lassen. Er versuchte, ruhig und professionell zu wirken, hätte aber nicht einmal seine Großmutter überzeugt.

Das Handy in Wise' Tasche klingelte. Er zog es hervor und checkte die Nummer. Es war Delon, sein Mann aus dem Kontrollraum.

»Boss, ich habe Eindringlinge auf Kamera Sieben.«

Kamera Sieben befand sich im dichten Unterholz etwa zweihundert Meter südöstlich des Hauses. Wer sich aus dieser Richtung dem Haus näherte, wollte definitiv nicht entdeckt werden.

»Wie viele?«

»Zwei. Ein Mann und eine Frau.«

»Kannst du sie beschreiben?«

»Westler. Der Mann ist groß, dunkle Haare. Die Frau ist blond.«

»Behalt sie im Auge«, bellte Wise und legte auf.

Also hatten Milne und Boyd ihn irgendwie ausfindig gemacht. Zunächst ärgerte er sich, dass sie sein hübsches Versteck kannten, doch der Ärger dauerte nur ein paar Sekunden. Dann wurde er von angenehmeren Empfindungen verscheucht. Schierer Freude. Dies war eine Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen konnte.

»Was ist los?«, wollte Nargen wissen.

Wise sagte es ihm. »Ich will, dass ihr sie abfangt.«

Nargen lächelte. »Soll mir ein Vergnügen

sein. Mit den beiden habe ich noch eine Rechnung offen. Für das, was sie meinem Kameraden angetan haben.«

Er zog eine großkalibrige Pistole unter seiner Jacke hervor und schraubte einen Schalldämpfer auf.

»Ich will die Frau lebend.«

Nargen sah ihm kalt in die Augen. »Ich bin nur hier, um Sie zu beschützen, bis der Deal glatt über die Bühne gegangen ist. Wenn ich die Frau lebend kriege, bekommen Sie sie, aber ich werde deshalb nicht mein Leben riskieren.«

Wise war es nicht gewöhnt, dass man ihm widersprach, doch er war auch pragmatisch genug zu wissen, dass er vorsichtig sein musste.

»Ich zahle Ihnen einhunderttausend in bar.

Sie bekommen das Geld, sobald der Deal über die Bühne gegangen ist. Dafür will ich, dass Sie sie lebend bei mir abliefern. Unversehrt und bei Bewusstsein.«

»Ich werde tun, was ich kann«, entgegnete Nargen, lud seine Pistole durch und wandte sich mit einem verärgerten Schulterzucken ab.

»Einhunderttausend Dollar«, wiederholte Wise und berauschte sich an den schrecklichen Dingen, die er Tina Boyd zufügen konnte. Auf diesen Augenblick hatte er Jahre gewartet. Es würde seine persönliche Belohnung für den erfolgreichen Deal mit der Bombe sein.

Und für die Schlampe würde es der Beginn eines Alptrahms sein, der erst enden würde, wenn er ihr alle denkbaren Schmerzen der Welt zugefügt hatte und sie ihn auf Knien

anflehen würde, sie zu töten.

Schweigend schlich Tina durch das Gebüsch, drei Meter hinter Milne. Das Unterholz war weniger dicht, als es von außen gewirkt hatte, es bestand überwiegend aus Palmen und Akazien, die im Seewind wisperten. Sie bewegten sich langsam und umsichtig und achteten mit gezückten Waffen auf einen möglichen Hinterhalt.

Tina fühlte eine nie gekannte Schwere im Herzen. Ihr Vergeltungsfeldzug, den sie vor sechs Jahren begonnen hatte, nachdem erst ihr Partner DCI Simon Barron und dann John Gallan, der einzige Mann, den sie je geliebt hatte, ermordet worden waren, schien endlich an sein Ende zu kommen. Und wieder und

wieder fragte sie sich, ob sie die Kraft haben würde zu tun, was getan werden musste.

Wenn Paul Wise unbewaffnet vor ihr liegen und um Gnade flehen würde, wäre sie dann in der Lage, ihn kaltblütig zu erschießen? Oder würde sie sich auf Milne verlassen müssen und hoffen, dass er ihr die Drecksarbeit abnahm?

Milne blieb stehen und lauschte. Sie waren bestimmt fünf Minuten unterwegs, aber erst jetzt sah sie die Lichter des Hauses durchs Dickicht glänzen. Auch die Scheinwerfer, die die Zugangsstraße zum Strand erleuchteten, konnte sie jetzt erkennen.

»Was ist?«, flüsterte sie und blieb hinter ihm stehen.

»Ich habe etwas gehört.«

Und da geschah es. Aus dem Nichts tauchte rechts vor ihnen eine Gestalt hinter

einem Farnbusch auf, die Waffe auf sie gerichtet, und schoss. Ehe Tina sich zu ihm umgewandt hatte, hatte sie es bereits zweimal ploppen gehört. Milne stürzte auf die Knie und ließ seinen Revolver fallen.

Tina schoss zurück, drückte drei Mal schnell hintereinander ab, doch sie hatte zu hoch gezielt, und der Schütze duckte sich und verschwand im Gehölz. Sie wagte einen kurzen Blick auf Milne, der am Boden lag und eine Hand an die Hüfte presste. Er regte sich nicht. Unter ihm bildete sich ein dunkler Fleck, der schnell größer wurde. Tina wusste, sie durfte sich darüber jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Sie musste an ihr eigenes Überleben denken. Und eine Deckung finden, sofort.

Sie blinzelte in die Dunkelheit und hielt die

Waffe auf den Punkt gerichtet, wo sie den Schützen zuletzt ausgemacht hatte. Vorsichtig zog sie sich ins Gebüsch zurück und fragte sich, ob sie vielleicht doch nicht zu hoch gezielt und ihn erwischte hatte. Sie glaubte es nicht und würde auch nicht ihre Position riskieren, um es herauszufinden. Stattdessen glitt sie in den Schatten einer Akazie und nutzte deren hängende Zweige als Deckung. Hin und wieder warf sie einen Blick am Stamm vorbei auf die Straße. Milne konnte sie nicht mehr sehen, aber sie musste annehmen, dass er außer Gefecht war, vielleicht lag er da drüben irgendwo im Sterben. Doch darüber durfte sie jetzt nicht nachdenken.

Nachdem sie einige Minuten ausgeharrt hatte und ihre Ohren endlich aufhörten zu klingeln, wagte sie es, den Revolver

nachzuladen. Dann setzte sie sich wieder in Richtung Haus in Bewegung, nutzte die Lichter zur Orientierung, schlug aber einen viel größeren Bogen als zuvor. Trotzdem bot sie ein willkommenes Ziel für einen Hinterhalt, deshalb achtete sie mit jeder Faser ihres Seins auf mögliche Geräusche. Es ging um Leben und Tod. Das war nichts Neues für sie, doch diesmal war es anders. Sie befand sich allein auf einer einsamen Insel, und schlimmer noch, die Männer, die sie jagte, wussten, dass sie da war und hatten bereits ihren Partner ausgeschaltet.

Hinter dem Gebüsch war jetzt der Rand der Villa erkennbar. Eine Treppe führte zu einer Terrasse, die aussah, als erstreckte sie sich über die gesamte Breite des Hauses. Langsam und extrem vorsichtig ging sie ein paar Schritte

darauf zu und blieb dann stehen und lauschte. Über das Wispern der Bäume hinweg vernahm sie Schritte auf der Treppe.

Sie duckte sich hinter einer Palme und sah einen kleinen drahtigen Filipino durchs Gebüsch kommen. Er hatte eine Pumpgun bei sich und schaute sich um, als habe er ebenfalls etwas gehört.

Sie waren noch drei Meter auseinander. Tina hielt die Waffe auf den Boden gerichtet und zog den Kopf ein, bis sie außer Sicht war. Ihr Herz raste.

Dann lief er ihr direkt vor die Nase. Er war keinen Meter mehr entfernt. Wenn er den Kopf nur ein bisschen umwandte, würde er sie sehen.

Stattdessen stellte er sich vor einen Baum und öffnete den Reißverschluss seiner Hose.

Die Pumpgun baumelte lässig in der Beuge seines anderen Armes, als wäre er auf der Jagd nach ein paar Vögeln.

Tina brachte sich in Schussposition und zielte direkt auf seinen Hinterkopf.

Doch sie schaffte es einfach nicht, abzudrücken. Sie redete sich ein, es sei wegen des Lärms, den der Schuss verursachen und Wise und die anderen auf sie aufmerksam machen würde, doch auch mit dem besten Schalldämpfer der Welt hätte sie nicht geschossen. Tatsache war, im Gegensatz zu Milne konnte sie niemanden kaltblütig erschießen.

Aber sie könnte ihn außer Gefecht setzen. Ihn zwingen, sich hinzulegen, und ihn dann mit dem Kolben seiner Pumpgun bewusstlos schlagen. Dann könnte sie sich weiter Richtung

Haus vorpirschen. Das war nicht unbedingt narrensicher, zumal sie erkannte, dass dieser viel zu sorglose Typ vor ihr niemals Milne überrascht hätte. Was hieß, da draußen schlich noch einer herum. Trotzdem fiel ihr keine Alternative ein. Es musste funktionieren.

Der Filipino erleichterte sich inzwischen genüsslich.

Tina trat einen Schritt nach vorne.

»Lass die Waffe fallen«, befahl sie.

»Nein«, sagte eine Stimme hinter ihr. Eine Stimme, die sie nur allzu gut kannte. »Du lässt deine fallen.«

Als er Tina Boyd aufforderte, die Waffe fallen zu lassen, dachte Nargen unwillkürlich an die hunderttausend Dollar extra, die er sich verdienen würde. Rico, der ihn eigentlich unterstützen sollte, hatte währenddessen alle Hände voll zu tun, seinen Reißverschluss hochzuziehen.

»Deinen Freund zu erschießen, war schon einfach«, sagte Nargen gleichmütig. »Bei dir wird es noch einfacher sein. Also, wenn du bei drei das Ding nicht losgelassen hast ...«

Tina ließ den Revolver fallen, und Nargen schickte sie mit einem Tritt unters Knie zu Boden. Er hob ihre Waffe auf und steckte sie sich in den Gürtel. Dann trat er Tina mit dem

Stiefel ins Genick, bis sie flach im Dreck lag.

»Halt sie in Schach«, bellte er Rico an, während er seine Waffe wegsteckte und Plastikhandschellen hervorzog. Er verzichtete darauf hinzuzufügen, falls sie sich bewege, solle er schießen, weil er fürchtete, der Idiot wäre in der Lage, ihn zu treffen. Er musste vorsichtig sein, diese blonde Bullenschlampe war gerissen. Unter anderen Umständen hätte er sie vielleicht attraktiv gefunden, doch im Augenblick bedeutete sie ihm nichts als bares Geld. Und zwar jede Menge.

Nachdem er ihr die Hände auf den Rücken gefesselt hatte, zog er sie auf die Beine und hielt ihr seine Pistole ins Genick. Rico schaute er dabei verächtlich an.

»Geh zurück auf deinen Posten und halt nach unseren Gästen Ausschau. Und lass dich

nicht noch mal erwischen. Kapiert?«

Rico nickte und trottete auf die Veranda, wo er wieder seine alte Position einnahm, dabei wirkte er nervöser, als Nargen lieb war.

»Mach mir jetzt keinen Ärger mehr, Weib«, zischte er Tina ins Ohr und riss ihre Arme hoch, bis sie vor Schmerz aufschrie.

»Los jetzt!«

Er stieß sie vorwärts und schob sie dann, die Mündung weiterhin gegen ihren Nacken gedrückt, die Treppe hinauf. Oben angekommen, klopfte er heftig.

»Da hast du sie«, sagte er, als Wise öffnete.
»Du schuldest mir hundert Riesen.«

»Bring sie rein«, befahl Wise. Er trat zur Seite und schlug hinter ihnen die Tür zu.

Dann stand er da, aufgeregt wie ein kleines Kind, rieb sich die Hände und wippte auf den

Zehenspitzen.

Ein widerlicher kleiner Kerl, dachte Nargen, mit den Augen eines Frettchens, dem er keine Sekunde über den Weg traute. Doch Nargen hatte schon viele solcher Typen erlebt, das brachte sein Job mit sich, und solange sie ihn für seine Dienste bezahlten, war es ihm egal.

»Wo ist der andere?«

»Tot.«

»Gut. Sehr gut. Hervorragend.«

Wise ging auf Tina zu und packte sie an den Haaren, sodass sie ihm ins Gesicht sehen musste. Tina wehrte sich gegen Nargens Griff, deshalb ramnte er ihr das Knie in die Nieren und riss ihr erneut die Arme nach oben.

»Du dreckige kleine Nutte«, zischte Wise und verzog die Lippen zu einem hässlichen

Grinsen. Er sah aus wie ein Junge, der einer Fliege die Flügel ausreißt. Dann räusperte er sich und spuckte ihr ins Gesicht.

»Jetzt gehörst du mir. Mir ganz allein.«

»Fick dich«, zischte Tina zurück und versuchte, ihm einen Kopfstoß zu versetzen.

Wise' Augen blitzten hasserfüllt. »Auf die Knie mit ihr!«, brüllte er Nargen an. »Sofort.«

Nargen ließ sich ungern anbrüllen, auch nicht von einem Kunden, aber für hunderttausend Dollar schluckte er seinen Stolz hinunter und trat Tina die Beine weg. Dann drückte er sie mit der Hand zu Boden.

»Ja, wunderbar«, schrie Wise und trat ihr ins Gesicht. Er hatte nicht voll zugetreten, doch der Spann seines blank polierten schwarzen Schuhs traf sie mitten auf die Nase.

»Gut so, halt sie fest«, befahl er, ging einen

Schritt zurück und trat erneut zu.

Diesmal erwischte er sie unter dem Kinn, und ihr Kopf wurde schmerzhaft zurückgerissen. Tina wollte sich zur Seite wälzen, aber Nargen hatte sie eisern im Griff. Wise dachte, er habe ihr die Nase gebrochen. Zumindest blutete sie aus beiden Löchern, kleine Bäche tropften auf die Marmorfliesen. Ihre Gegenwehr ließ nach.

Als er die Pfütze sah, verzog Wise das Gesicht. »Dreckige Schlampe. Los, bring sie hier rüber.«

Nargen zog sie hoch, und Wise geleitete sie einen hell erleuchteten Flur entlang. Etwa in der Mitte blieb er neben einer mit Palmwedeln dekorierten chinesischen Vase stehen, die ihm bis zur Hüfte ging. Vorsichtig rückte er sie zur Seite und drückte dann seine Handfläche auf

eine Stelle, die in Kopfhöhe an der Wand erkennbar war.

Eine niedrige, von Wandmalerei verborgene Tür öffnete sich, und Wise zog den Kopf ein und ging hinein.

Nargen schaffte es kaum, sich und Tina hindurchzuzwängen, dann musste er sie eine Treppe hinunterbugsieren, bis sie in einem fensterlosen, aber grell ausgeleuchteten Kellerraum standen, in dessen Mitte sich ein einzelnes Bett mit einem Stahlgestell befand. Die von der Klimaanlage brutal gekühlte Luft roch fast unerträglich nach Desinfektionsmitteln, und die Oberflächen waren sämtlich blank geschrubbt. Direkt über dem Bett hingen riesige Halogenleuchten, und da auf einem Edelstahlisch neben dem Bett auch noch chirurgische Instrumente lagen,

fühlte Nargen sich stark an einen Operationssaal erinnert, nur die Ledermaske am Kopfende sowie die Ketten und Fesseln an den vier Streben störten das Bild.

»Leg sie da drauf«, sagte Wise und tätschelte die harte Matratze, die, wie Nargen erst beim Näherkommen bemerkte, an zahlreichen Stellen resistente Blutflecken aufwies.

Als er sie aufs Bett warf, erkannte er, dass, obwohl ihr Gesicht schmerzverzerrt war, ihre Augen immer noch wach alles verfolgten. Wise' Rotz klebte an ihrer Wange, ein Anblick, der Nargen leicht schwindeln ließ. Trotzdem hielt er sie weiter fest und wartete mit auf ihren Kopf gerichteter Pistole, bis Wise ihr die Ledermaske übergestreift und besonders fest zugezogen hatte. Da ihre

Hände noch auf den Rücken gefesselt waren, machte er sich nicht die Mühe, ihr die Hände anzuketten, sondern spreizte nur ihre Beine und befestigte sie in den Schellen am Fußende. Die ganze Zeit über starrte Tina ihn verächtlich an und bewies einen Mut, den Nargen bewunderte. Sie war klug genug zu wissen, dass es keine Gnade geben würde, machte auch keinen Versuch, darum zu betteln.

»In Ordnung«, sagte Wise, als er fertig war.
»Du kannst uns jetzt allein lassen. Ruf mich auf dem Handy an, wenn unsere Gäste eintreffen.«

Nargen drehte sich um und ging wortlos die Treppe hinauf, ohne sich noch einmal umzusehen. Er war froh, dem Gestank nach Desinfektionsmitteln zu entkommen und die Gegenwart dieses kranken Gehirns nicht länger ertragen zu müssen. Männer wie Wise

hatte er noch nie verstanden. Männer, die keine Kontrolle über ihre Emotionen hatten und sich daran aufeilten, jemanden zu töten. Töten war ein Handwerk, das mit Vorsicht und Bedacht ausgeübt werden wollte. So machte man weniger Fehler.

Oben angekommen, schloss er die Geheimtür, wobei er feststellte, dass sie schalldicht war. Die Vase zurückzurücken schenkte er sich. Als er durch den Flur ging, sah er auf die Uhr. Fünf nach acht. Die Gäste würden bald eintreffen, und danach konnte er abreisen. Er dachte über die hunderttausend Dollar nach, die er eben dazuverdient hatte. Zusammen mit dem, was Schagel ihm noch schuldete, würde er fast eine viertel Million verdienen. Es hatte sich also gelohnt, selbst wenn nicht alles so glattgelaufen war und er

Tumanov verloren hatte. Doch der konnte ersetzt werden. Außerdem erhöhte das seinen Anteil.

Er brauchte einen Moment, bis er die Gestalt sah, die an die Balustrade gelehnt auf dem Boden saß und die Tür im Blick hatte. In den zittrigen Händen hielt sie einen Revolver. Ein paar Schritte entfernt, am Rande der Veranda, lag Ricos Leiche in einer Blutlache.

Nargens Verstand arbeitete schnell. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er kapiert und seine Pistole gezogen.

Aber es reichte nicht. Dennis Milne hatte bereits abgedrückt, und die Feuerkraft des 45er Magnum riss Nargen buchstäblich von den Beinen und schleuderte ihn ins Haus zurück.

Ihm blieb gerade noch genug Zeit, sich zu

verfluchen, Milne nicht mit einem Kopfschuss erledigt zu haben, dann wurde alles schwarz.

Noch als ich den Abzug drückte, wusste ich instinktiv, dass mein Schuss tödlich sein würde, und tatsächlich blühte im selben Moment ein Blutfleck auf seiner Stirn auf, ehe die Wucht der Explosion ihn umriss. Ein Glück, denn danach hatte ich nicht mehr die Kraft für einen zweiten Schuss, sondern sackte an der Balustrade zusammen.

Vorhin hatte er mich mit zwei Kugeln erwischt, mein Hemd war blutdurchtränkt, und klar sehen konnte ich auch nicht mehr. Die Kugeln hatten diverse Rippen zerschmettert und weiß Gott welche Verwüstungen in meinen Organen angerichtet. Ich war noch nie angeschossen worden, was man in meiner

Branche wohl als Bonus verbuchen darf. Schmerzen hatte ich jetzt auch nicht, nur ein dumpfes, taubes Gefühl, dazu der Schock und das Bewusstsein, dass meine Kräfte rapide schwanden.

Mich aufzurichten und zum Haus hinüberzugehen war der härteste Gang, den ich je unternommen habe. Schon als er mich niedergestreckt hatte, wäre ich am liebsten liegen geblieben und hätte auf den Tod gewartet, doch der Wunsch, diese Geschichte zu Ende zu bringen, brachte mich auf die Knie und schließlich auf die Beine. Bei jedem Schritt hatte ich aufgestöhnt, doch wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war ich schwerlich wieder davon abzubringen. Das Verlangen nach Rache trieb mich an.

Auf der Veranda stand ein mit einer

Pumpgun bewaffneter Filipino, aber er hatte mir den Rücken zugewandt, und ich schaffte es, die Treppen hochzukriechen, ohne dass er mich bemerkte. Mir blieb keine andere Wahl, als ihn mit einer Kugel in den Kopf auszuschalten, auch wenn der Schuss alle im Haus alarmieren würde.

Trotzdem war der Mann, den ich eben niedergeschossen hatte, aus der Tür getreten, als hätte er gar nichts gehört – genau das Quäntchen Glück, das ich so dringend brauchte.

Ich spürte einen Klumpen in der Kehle, würgte und spuckte Blut. Direkt hinter der Tür lag der Mann auf dem Rücken und regte sich nicht. Im Innern des Hauses war es still, und ich fragte mich, was mit Tina geschehen war. Durch die Bäume hatte ich sehen können, wie

man sie ins Haus geschleppt hatte. Ich musste ihr helfen. Das schuldete ich ihr. In Schagels Auftrag hätte ich sie fast umgebracht, und obwohl ich ihr gestern das Leben gerettet hatte, war meine Schuld noch nicht beglichen. Sie war ein anständiger Mensch, eine Frau auf der Seite der Guten. Selbst wenn es das Letzte sein würde, was ich tat – und langsam dämmerte mir, dass dies nicht länger nur eine Redensart war –, musste ich dafür sorgen, dass sie heil hier rauskam.

Aber meine Kräfte schwanden, und ich japste mehr nach Luft, als dass ich atmete.

Ich rollte mich auf die Seite und inspizierte meinen Revolver. Ich hatte noch drei Schuss übrig. Mit letzter Anstrengung zwang ich mich aufzustehen und stolperte über die Veranda zur Tür.

Es war, als beträte ich einen Gefrierschrank, die plötzliche Kälte machte mich taumeln, und fast wäre ich gestürzt. Ich bekam Schüttelfrost, Anzeichen des einsetzenden Schocks, und schaffte es gerade noch, mich an der Wand abzustützen.

Es gelang mir, wenn auch rasselnd, ein paar Mal tief durchzuatmen, was mir half, den Schmerz zu verdrängen.

Vorsichtig sah ich mich in dem riesigen Foyer um. Es war sehr hell, sehr weiß und sehr sauber. Vollkommen unpersönlich. Abgesehen von einem abstrakten Gemälde, auf dem sich vor einem in verschiedenen Blautönen gehaltenen Hintergrund ein paar Schraffuren abzeichneten, war da nichts, was auch nur den kleinsten Hinweis auf den Besitzer hätte geben können. Keine Fotos,

nichts. Kahl und kalt, was Paul Wise wohl perfekt charakterisierte.

Immer noch war kein Geräusch zu vernehmen.

Ich versuchte so gut es ging den wachsenden Schmerz in meiner Brust zu ignorieren und mich auf einen möglichen Hinterhalt zu konzentrieren. Vorsichtig tastete ich mich ein paar Schritte vorwärts. Da sah ich die Blutspuren. Rote Tropfen auf den Marmorfliesen. Sie waren noch frisch, allerdings nicht zahlreich genug, um darauf hinzudeuten, dass derjenige, der sie vergossen hatte, schwer verletzt war.

Ich quälte mich weiter und blickte um eine halb geöffnete Tür herum in ein Wohnzimmer, das die Größe eines Apartments hatte. Es war leer, also zog ich mich wieder zurück und ging

mit gezücktem Revolver langsam und wankend den langen, weiß gestrichenen Korridor hinunter. Rechts befanden sich bis zum Boden reichende Fenster, links gab es alle paar Meter eine Tür. Mit der freien Hand stützte ich mich an der Wand ab. Ich musste weitergehen, bis ich Tina gefunden hatte.

Plötzlich überkam mich ein tosender Schwindel, und obwohl ich mich mit der Schulter gegen die Wand lehnte, hatte ich nicht mehr die Kraft, mich auf den Beinen zu halten, und rutschte zu Boden.

Ich blieb liegen, lehnte den Kopf gegen die Wand und verhinderte gerade noch, dass mir die Waffe aus den Händen glitt. Eine Chinavase, das einzige Möbelstück, das ich bislang gesehen hatte, stand in der Nähe. Sie war bestimmt einen Meter dreißig hoch, und,

einfach um nicht das Bewusstsein zu verlieren, versuchte ich, mich auf ihr Muster zu konzentrieren. Ich hatte keine Kraft mehr. Nichts. Ich war erledigt.

Ich schloss die Augen, eine überwältigende Müdigkeit ergriff von mir Besitz, eine Müdigkeit, die alles andere einhüllte und ausblendete. Ich wusste, es war vorbei. Hier fand mein verdammtes, verpfushtes Leben sein Ende.

Da hörte ich es. Es kam von irgendwo hinter der Wand. Schwach, aber unüberhörbar.

Die Schreie einer Frau.

Die Angst kam in schweren, die Eingeweide zerfetzenden Schüben. Tina lag gefesselt und hilflos auf dem Bett, der Gnade der Person ausgeliefert, die nichts sehnlicher begehrte als ihren Tod.

Wise grinste auf sie herab, sein bartloses, fast kindliches Gesicht strahlte vor sadistischem Vergnügen.

»Weißt du was?«, fragte er und ohrfeigte sie brutal. »Ich habe Jahre auf diesen Augenblick gewartet, Jahre, und bei Gott, ich werde jede Sekunde davon auskosten.«

Wieder schlug er sie ins Gesicht.

»Ich werde dir solche Schmerzen zufügen, dass du mich anflehen wirst, dich zu töten.«

Eine weitere Ohrfeige. »Hast du verstanden, du kleine Schlampe? Kapierst du das?«

Tina versuchte alles, um sich nicht provozieren zu lassen. Die Angst schwächte sie, doch dahinter spürte sie ein neues Gefühl aufwallen: reinen Hass. Hass auf das Scheusal, das so viel Leid in die Welt gebracht hatte und es verdiente zu sterben.

Ein paar kostbare Augenblicke lang schöpfte sie daraus Kraft.

Aber dann sah sie aus dem Augenwinkel, wie Wise nach unten griff und ein dünnes Skalpell hervorzog, das im gleißenden Licht der Operationslampe funkelte. Die Angst meldete sich doppelt so heftig zurück.

Er bemerkte, wie sie auf das Skalpell reagierte, und lachte.

»Damit werde ich dich schön langsam aufschlitzen. Einfach so. Und dann werde ich dich ficken. Obwohl du nicht mein Typ bist. Viel zu alt, fürchte ich.« Er zwinkerte ihr zu. »Ich mag's lieber jung und knackig. Aber ich werde dich ein bisschen vergewaltigen. Dich demütigen. Und wenn du anfängst, mich zu langweilen, wenn ich deinen berühmten Willen gebrochen habe, dann lasse ich dich verschwinden, genau wie all die anderen.«

Sie sah ihm in die Augen und wusste, das egal was passierte, es sinnlos wäre, um Gnade zu flehen, denn das würde ihm nur noch mehr Befriedigung verschaffen. Das Schwein war ohnehin schon aufgegeilt wie ein Frettchen. Sie würde sein Spiel nicht mitspielen.

Ungewollt bedachte sie ihn mit einem verächtlichen, mitleidigen Blick.

»Du feiges Schwein«, entfuhr es ihr. »Hast du so auch die Mädchen umgebracht? Als sie hilflos gefesselt waren? Ich wette, da hast du dich endlich mal wie ein richtiger Mann gefühlt.«

»Du Schlampe«, zischte er, das Gesicht zu einer Fratze verzogen, und ließ das Skalpell auf sie niedersausen.

Sie spürte einen scharfen heißen Schmerz auf der Wange und schrie unfreiwillig.

Wise beugte sich jetzt näher zu ihr herunter, bis sie nichts anderes als sein Gesicht sehen konnte und seinen schalen Atem roch.

»Ich werde dich in Stücke schneiden, du Nutte. Du hättest abhauen können. Überleben können. Du hattest deine Chance. Stattdessen versuchst du, dich mit mir anzulegen. Aber du bist nur eine nervige kleine Fliege, die mir die

längste Zeit auf der Nase herumgetanzt ist. Jetzt wirst du dafür bezahlen.«

Die Wut kehrte zurück, sie ignorierte das warme Rinnsal, das ihre Wange herabfloss, und bäumte sich in ihren Fesseln auf.

»Oh, meine Liebe, es tut mir ja furchtbar leid, aber ich glaube, du kommst hier nicht raus. Oder, was denkst du?«

Feist grinsend packte er sie grob zwischen den Beinen, suchte Haut und kniff sie brutal.

»Du mieser Wurzelzwerg«, bellte sie ihn an. »Du traust dich nichts, ehe deine Opfer nicht gefesselt sind und sich nicht wehren können. Du bist ein erbärmliches feiges Stück Dreck.«

Er schlug sie mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Wie wagst du es mit mir zu reden? Ich bin ein Kämpfer, kapierst du? Ein Kämpfer. So

habe ich erreicht, was ich heute bin. Ich habe mehr Geld, als du jemals haben wirst. Verzeihung: gehabt hast.«

Er ließ ihre Scham los und lächelte sie höhnisch an.

»Du bist nichts. Weniger als nichts. Und demnächst liegst du in meinem Garten bei all den anderen unter der Erde. In einem kalten Grab, an dem niemand dich beweinen kann. Wo du für immer mir gehörst und ich jede verdammte Nacht auf deine Knochen pissen kann.«

Sie blickte ihn voller Abscheu an. »Fick dich.«

»Mutige Worte«, sagte er mit einem Mal wieder ruhig. Er sah auf die Uhr. »Ich habe eine geschäftliche Verabredung, die ich nicht versäumen sollte, aber vorher, denke ich,

werde ich dich noch ein wenig leiden lassen.
Für den frechen Ton, den du am Leib hast.«

Er musterte sie sorgfältig wie ein Maler ein halb fertiges Gemälde.

»Ich glaube, ich nehme mir einen deiner Nippel.«

Wieder bäumte sie sich gegen ihre Fesseln auf, doch er riss ihre Bluse entzwei und ihr den BH vom Leib. Dann packte er ihre Brustwarze zwischen Daumen und Zeigefinger, aber sie bockte so heftig auf dem Bett herum, dass er es nicht schaffte, einen sauberen Schnitt anzubringen.

Er trat einen Schritt zurück und ließ das Skalpell auf die Matratze fallen.

»In Ordnung. Ich schätze, ich muss dir erst mal die Hände fachmännisch festbinden. Dann wirst du dich nicht länger sträuben können.«

Er wandte sich ab und stöberte in einem der Wandschränke herum, ehe er sich mit einer Flasche und einem schmutzigen Lappen in der Hand wieder umdrehte. Er goss etwas von der klaren Flüssigkeit auf den Lappen und beugte sich über sie.

»Sag gute Nacht zu Daddy, träum süß.«

In einem letzten Akt der Verzweiflung stieß Tina einen markerschütternden Schrei aus, der von den Wänden widerhallte.

Einen Sekundenbruchteil später gab es einen ohrenbetäubenden Knall, und die Tür flog auf.

Mit ihrem begrenzten Blickfeld konnte Tina gerade noch erkennen, wie Dennis Milne die Treppe herunterpurzelte. Zugleich schlug etwas klackernd auf den Fliesen auf. Dann herrschte einen Augenblick lang eine betäubende Stille.

Tina drehte den Kopf so weit es irgend ging, sie konnte kaum glauben, dass Milne am Leben war. Doch Wise blockierte ihre Sicht, und es hörte sich nicht so an, als würde Milne sich noch bewegen.

»Verdammt, was hast du hier zu suchen?«, bellte Wise eher verärgert. »Und wo sind meine Wachen?« Dann bückte er sich, hob Milnes Revolver auf und betrachtete ihn

freudig. »Antworte mir, du Arschloch.«

Er trat vom Bett weg, und jetzt konnte Tina Milne vollständig erkennen, der gegen die Wand gelehnt am Boden saß. Sein Hemd war komplett mit Blut getränkt, sein Gesicht aschfahl. Sie wollte seinen Namen rufen, ihm sagen, dass alles gut würde, aber ihr brach das Herz. Er konnte ihr nicht mehr helfen. Er starb.

Doch dann, als Wise zu Milne hinüberging und den Revolver auf ihn richtete, fiel Tina etwas auf. Das Skalpell, mit dem Wise sie geschnitten hatte, lag immer noch auf der Matratze, keine zehn Zentimeter von ihrer rechten Hüfte. Wenn sie es zu fassen bekäme, könnte sie die Plastikfesseln zerschneiden, mit denen ihre Hände auf den Rücken gebunden waren.

Sie verdrehte sich, bis sie fast auf der Seite

lag, und streckte die Finger aus. Da sie nichts sehen konnte, tastete sie vorsichtig die Matratze ab.

»Antworte mir!«, schrie Wise unkontrolliert, und Tina hörte den dumpfen Aufprall, als Wise ihn in die Hüfte trat. Milne gab keinen Laut von sich. »Wo sind meine Wachen? Was ist mit ihnen passiert?«

Mit der Spitze des Mittelfingers berührte Tina den Griff des Skalpells. Sie dehnte und streckte jeden Muskel und jede Sehne und achtete weder auf die Schmerzen in ihren Armen noch auf das Blut, das ihr übers Gesicht rann. Da Wise sie jeden Moment entdecken konnte, benutzte sie ihren Fingernagel, um das Skalpell langsam heranzuziehen, bis sie es mit Daumen und Zeigefinger ergreifen konnte.

Sie rollte sich wieder auf den Rücken, entspannte einen Augenblick lang die angestregten Muskeln und begann dann, das Plastik durchzuschneiden.

Wise starrte durch die offene Tür, während Milne, dessen Kopf auf die Brust gesunken war, regungslos zu seinen Füßen saß. »Wenn du meine Fragen nicht beantworten kannst, habe ich keine Verwendung mehr für dich«, sagte Wise und wandte sich wieder Milne zu. Er packte den Revolver mit beiden Händen. »Willst du zusehen, Tina?«

Er schaute kurz zu ihr herüber, und Tina hielt inne, hoffend, dass er nicht bemerken würde, dass ihr Rücken Zentimeter über der Matratze schwebte.

Er bemerkte es nicht, sondern drehte sich zu Milne, richtete den Revolver auf dessen

Kopf und drückte ab.

Doch nichts passierte. Der Abzug bewegte sich nicht. Er hatte vergessen, den Hahn zu spannen.

Mit zusammengebißenen Zähnen und von Hoffnung und Hass beflügelt, säbelte Tina verzweifelt an ihren Fesseln. Sie spürte, wie sie sich mit der Klinge ins Fleisch schnitt, achtete nicht darauf und schnitt weiter.

Wise spannte fröhlich lachend den Hahn, um den Abzug zu entlasten.

Die Fesseln fielen von Tinas Händen, doch als sie den Riemen durchschneiden wollte, mit dem ihr Kopf festgezurt war, fuhr Wise herum und lief rot an. Er richtete den Revolver auf Tina. »Keine Bewegung, Schlampe!«, brüllte er, doch in seiner Stimme lag Panik. Tina ignorierte ihn und griff nach der Fessel in

ihrem Nacken.

Wise drückte ab, und der Raum füllte sich mit Korditgestank und dem trockenen Klang des Revolvers. Doch er hatte den Anfängerfehler begangen und den gewaltigen Rückstoß des 45er unterschätzt, sodass der Schuss über Tina in die Wand schlug.

Sie schnitt den Riemen durch, befreite sich von den Fußfesseln, während Wise einen Moment lang irritiert auf die Waffe in seinen Händen schaute, ehe er erneut zielte. Sie schaffte es, sich vom Bett zu rollen, packte dabei den Kasten mit den chirurgischen Instrumenten und schleuderte ihn Wise entgegen.

Während dieser sich duckte, sprang Tina ihn brüllend an. Wise versuchte, den Revolver herumzuschwenken, konnte aber nicht mehr

abdrücken, da sie bereits auf ihm war und ihm das Skalpell in die Wange ramnte. Tinas Schwung beförderte beide gegen die Wand, wo sie zu Boden stürzten und Milne nur knapp verfehlten.

Wise schrie, ging in die Knie und ließ den Revolver fallen. Tina drückte ihn zu Boden und setzte sich auf ihn. Rasend vor Wut bemerkte sie den Revolver, packte ihn und drückte Wise den Lauf zwischen die Zähne. Sie spannte den Hahn und hätte liebend gern abgedrückt. Aber sie beherrschte sich. Ein Blutstropfen landete auf seiner Wange.

»Wir wissen von der Bombe«, zischte Tina und ignorierte die Tatsache, dass es bislang nur eine Theorie von ihnen war. »Wo ist sie?«, herrschte sie ihn an, zog den Lauf aus seinem Mund und presste ihn gegen seine

Nasenwurzel. »Sag es mir. Jetzt. Sofort. Oder du bist tot.«

»Drinne im Wohnzimmer«, erwiderte er mit zitternder Stimme, während das Blut aus seiner Wange schoss. Die Arroganz, die er noch vor wenigen Minuten zur Schau gestellt hatte, war verflogen. Er sah aus wie ein fettes verängstigtes Kind, seine Augen bettelten bereits um Gnade. »Bitte, tu mir nichts, ich weiß, dass ich böse war ...«

»Halt die Klappe.« Sie rutschte von ihm herunter, zog ihn am Revers seines Anzugs auf die Beine und drückte ihn gegen die Wand. Dass ihre Theorie sich als richtig erwiesen hatte, befriedigte sie nicht, hätte sie falschgelegen, wäre alles viel einfacher gewesen.

»Dennis, bist du in Ordnung?«, fragte sie,

ohne sich umzudrehen oder die Waffe von Wise' Kopf zu nehmen. »Kannst du gehen?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte er schwach.
»Lass mich hier. Schnapp dir die Bombe und hau ab.«

Sie wagte einen Blick über die Schulter. Er hatte sich auf einen Ellbogen gestützt, und obwohl er schrecklich aussah und sein Hemd durchgeblutet war und ihre Chancen, ihm das Leben zu retten, verschwindend gering waren ... Sie konnte ihn nicht einfach so zurücklassen.

Sie trat einen Schritt zurück und half Milne auf die Beine. »Komm schon, du schaffst es.«
Irgendwie brachte sie es fertig, ihn aufzurichten. Erschöpft lehnte er sich gegen ihre Schulter. »Was ist mit den Wachen?«

»Ich habe sie erschossen. Beide.«

»Na, wenn du das geschafft hast, dann schaffst du es auch hier raus.« Sie stützte ihn und sagte Wise, er solle vor ihnen die Treppe hinaufgehen. »Versuch bloß nicht abzuhaue, sonst jage ich dir eine Kugel ins Rückgrat, du dreckiges Schwein.«

Wise wirkte vollkommen versteinert und tat folgsam, was Tina ihm befahl. Langsam stieg er die Treppen hinauf, bemüht, Tina keinen Grund zu geben, ihre Drohung wahrzumachen. Dahinter zog und schob Tina Milne von Stufe zu Stufe.

»Ich pack das schon«, keuchte er. »Pass auf, behalt lieber den Wichser im Auge.«

Sie wusste, er hatte recht, deshalb ließ sie ihn los und drängte sich hinter Wise, bis sie oben im Foyer angekommen waren. Dort blieb sie stehen, drückte Wise den Revolver in

den Rücken und wartete, bis Milne durch die Tür gekrochen kam und sich langsam aufrichtete.

»Was für eine Bombe ist es?«, bellte sie Wise an und richtete den Revolver auf seinen Kopf. Ihre Hand zitterte kein bisschen.

»Ich glaube, sie enthält radioaktives Material«, antwortete er nervös und trat instinktiv einen Schritt zurück. »Ich bin mir nicht sicher.«

»An wen wolltest du es verkaufen?«

»Ich weiß es nicht. Den Deal hat sein Boss klargemacht.« Er nickte zu Milne hinüber.

»Bertie Schagel?«

»Genau der.«

»Aber die Käufer kommen hierher, deshalb hast du doch Wachen angeheuert.«

Wise seufzte. »Ja.«

»Wann?«

»Sie können jeden Augenblick hier sein. Wenn ihr die Insel sofort verlasst, könnt ihr ihnen vielleicht entwischen.«

»Wir brauchen erst die Bombe.«

»Die ist gefährlich. Wenn man einen Fehler macht, fliegt die ganze Insel in die Luft. Und wir mit.«

Das Risiko würde sie eingehen müssen. Tina wollte mit der Bombe die Insel verlassen und sie dann entweder im Meer versenken oder die Behörden verständigen.

Sie sah auf die Uhr. Sieben Minuten nach acht.

»Führ uns hin.«

Sie verpasste Wise einen Stoß.

Wise ging langsam voran, während Milne sich mühte, Schritt zu halten. Er ging den

Korridor entlang, an der geöffneten Tür vorbei, wo der Russe, der dreimal versucht hatte, sie zu töten, mit weit aufgerissenen Augen tot auf dem Rücken lag. Wise betrat ein luxuriös eingerichtetes Wohnzimmer, das an drei Seiten deckenhohe Fenster hatte.

»Da«, sagte Wise, und Tina folgte ihm.

In der Ecke hinter der Tür stand ein unscheinbarer schwarzer Attaché-Koffer. Doch zwei Dinge unterschieden ihn von einem normalen Modell. Er war ungewöhnlich groß, und außerdem befand sich neben dem Kombinationsschloss ein Knopf mit einer roten Leuchtdiode. Das Lämpchen war aus.

Ein paar Sekunden lang starrte Tina auf den Koffer, hielt aber die Waffe weiter auf Wise gerichtet. Sie dachte an die Menschen, die wie Nick Penny wegen dieses Koffers hatten

sterben müssen, und die vielen anderen, die dasselbe Schicksal ereilen würde, wenn er in die falschen Hände fiel.

Milne trat hinter sie und schloss langsam die Doppeltüren. Sein Gesicht war leichenblass, und er musste sich an der Türklinke festhalten.

»Da kommen Leute«, ächzte er.

Tina fluchte und funkelte Wise an: »Wie viele sind es?«

»Ich weiß nicht«, sagte der eingeschüchtert. Schweißtropfen rannen ihm über die Stirn. »Ich hatte noch nie mit ihnen zu tun.«

Tina konnte sie hören. Sie unterhielten sich leise in einer fremden Sprache. Es schien, als stünden sie direkt vor der Tür.

»Gibt es einen Weg nach draußen?«

Wise nickte und deutete auf eine Terrassentür am anderen Ende des Zimmers.

Milne bewegte sich auf den Koffer zu und hob ihn hoch. Er sah Wise an. »Wie lautet der Code, um das Ding scharf zu machen?«

Wise gab keine Antwort.

Milne wandte sich an Tina. »Sorg dafür, dass er es mir sagt.«

Tina hörte die flüsternden Stimmen näher kommen, sie mussten jetzt unmittelbar vor der Doppeltür stehen. Sie hob die Waffe und drückte Wise die Mündung gegen die Stirn.

»Neun-Eins-Eins«, sagte der schnell. »Zum Scharfmachen und Sichern.«

Milne stellte die Rädchen des Kombinationsschlosses ein, und sofort leuchtete die rote Diode.

Im selben Moment flog die Tür auf, und ein paar finster dreinblickende Filipinos in billigen Polyesteranzügen kamen herein. Zwei von

ihnen trugen Pistolen.

Tina schnappte sich Wise und hielt ihn als Schild vor sich, während sie sich Richtung Terrassentür zurückzog und mit dem Revolver auf die Neuankömmlinge zielte.

Die begannen auf Tagalog herumzubrüllen, ganz offensichtlich waren sie von der Situation verwirrt und sahen aus, als würden sie jeden Moment losballern.

»Niemand bewegt sich, oder das Ding hier fliegt in die Luft«, rief Milne mit erstaunlich kräftiger Stimme. Er hatte den Daumen auf dem Auslöser und stieß sich von der Wand ab, um sich zwischen Tina und Wise und die Filipinos zu schieben.

Wieder schrien die Filipinos wild durcheinander. Tina war oft genug in prekäre Situationen geraten, um zu wissen, dass diese

hier jeden Moment eskalieren und in eine unkontrollierte Schießerei ausarten konnte. Sie verstärkte ihren Griff um Wise' Nacken und spürte dabei einen Wandel seiner Verfassung: Der kleine Wichser schöpfte anscheinend wieder Mut. Er hatte sich gestrafft und suchte verstohlen nach einer Fluchtmöglichkeit.

»Sieh zu, dass du hier rauskommst, Tina«, rief Milne, ohne sich umzudrehen. »Aber mach vorher den Scheißzweig da kalt, und dann rennst du, was das Zeug hält.«

Während er sprach, ging er ebenfalls Schritt für Schritt zurück, sodass sie der Freiheit verheißenden Terrassentür näher kamen.

Doch dann torkelte er, stürzte auf die Knie und rutschte für einen Moment vom Auslöser ab.

Einer der Filipinos schrie etwas – es klang

wie ein Befehl –, und die beiden Fußsoldaten richteten ihre Pistolen auf Milnes Kopf.

Tina schoss sofort, zielte dabei so niedrig wie möglich. Der Rückschlag der schweren Waffe riss ihren Arm nach oben, und sie traf den linken Filipino in die Brust. Der taumelte rückwärts in seine Kumpane hinein, die sich alle schreiend zurückzogen und hinter den Türen in Deckung gingen.

Einer von ihnen streckte seine Pistole herein und gab ein paar ungezielte Schüsse ab.

Tina feuerte noch einmal, und die Kugel riss ein golfballgroßes Loch in die Tür, dahinter schrie jemand auf, ob aus Angst, Wut oder vor Schmerz, konnte sie nicht erkennen.

Milne versuchte, auf die Beine zu kommen, doch als Tina sich vorbeugte, um ihm zu helfen, entwand sich Wise aus ihrer

Umklammerung, rannte zur Terrassentür und zog sie auf. Tina blieb nicht einmal Zeit zu fluchen, sie riss mit vom Adrenalin befeuerter Anstrengung Milne hoch und die Bombe an sich und riskierte dabei, dass sie explodierte, doch das war zweitrangig, es ging nur noch darum, die letzte Chance zu nutzen, am Leben zu bleiben, oder sie würden alle zur Hölle fahren.

Einer der Filipinos hinter der Tür schob wieder die Pistole durch den offenen Spalt und gab erneut ein paar ungezielte Schüsse ab, die dennoch dicht an ihnen vorbeizischten. Reflexartig zog Tina den Abzug durch, um das Feuer zu erwidern.

Nur diesmal passierte nichts. Der 45er war leer.

Und Wise entkam.

»Scheiße!«, schrie sie, als sie merkte, dass sie nun perfekte Zielscheiben abgaben.

Noch einmal nahm sie alles zusammen, was in ihr steckte, und zog Milne hoch, der sich, den Koffer fest umklammernd, mit fast übermenschlicher Anstrengung auf die Beine hievte, und gemeinsam hechteten sie durch die Terrassentür auf die angrenzende Veranda.

»Los, hau ab jetzt«, keuchte Milne und stolperte mit aschfahlem schmerzverzerrtem Gesicht auf die Balustrade zu.

Tina sah, wie Wise über das Rasenstück am Fuße der Treppe rannte, die von der Veranda nach unten führte.

Sie musste ihn einholen.

In diesem Moment flogen die Wohnzimmertüren auf, und drei bewaffnete Filipinos stürmten ins Zimmer. Als der Erste

Tina sah, schoss er, und die Scheiben der Terrassentür zerbarsten.

Tina warf einen letzten Blick auf Milne, der sich, den Koffer fest an die Brust gepresst, über die Balustrade wälzte, dann sprintete sie geduckt über die Terrasse zur Treppe und nahm die Verfolgung von Wise auf.

Wise hatte gut zwanzig Meter Vorsprung, doch er war in die Jahre gekommen und außer Form, während Tina dank der vielen Stunden im Studio fitter war als je zuvor in ihrem Leben. Vor anderthalb Jahren noch hatte sie leicht gehumpelt, doch inzwischen war die Schusswunde in ihrem Fuß, die sie einem Handlanger von Wise zu verdanken hatte, verheilt und hatte nur eine unregelmäßige Narbe zurückgelassen. Und mittlerweile lief sie zusätzlich zu ihrem Kick-Box-Training dreimal die Woche zehn Kilometer durch den Park.

Nun lief sie um ihr Leben.

Und suchte Vergeltung.

Sie nahm drei Stufen auf einmal, übersprang

die letzten vier und sprintete dann über den schmalen Grasstreifen, der sich zwischen der Mauer der Villa und einem steilen Abhang entlangzog. Unter ihr gähnte der Abgrund, oben brüllten die Filipinos, und plötzlich zischte eine Kugel an ihrem Kopf vorbei. Doch Tina ließ sich nicht beeindrucken – Schüsse aus Handfeuerwaffen auf große Distanz waren besonders in der Dunkelheit selten genau, und sie glaubte nicht, dass es sich bei den Filipinos um Scharfschützen handelte. Sie rannte weiter und erreichte die Bäume. Hinter ihr schlugen drei weitere Schüsse ins Unterholz.

Die Baumreihe endete, und vor ihr erstreckte sich ein rechtwinkliger Swimmingpool, der von einem frisch gemähten Rasen eingerahmt wurde. Nach vorne hin

hatte man das Gebüsch abgeholzt, um freie Sicht aufs Meer zu haben. Wise war noch zehn Meter vor ihr und hielt auf eine Baumreihe zu ihrer Rechten zu. Während er über die Steinplatten der Poolumrandung hetzte, sah er sich um, erkannte Tina und versuchte, seine bereits kürzer werdenden Schritte zu beschleunigen.

Doch als er ein Sommerhäuschen passierte und durch einen Palmenhain hechelte, holte Tina ihn ein. Der Hain öffnete sich zu einer kleinen versteckten Lichtung, in der eine Hollywoodschaukel stand. Wise hörte Tina aufschließen und stieß einen verzweiferten Schrei aus. Doch es war zu spät.

Tina sprang ihm in den Rücken und warf ihn zu Boden wie eine Löwin, die eine Antilope reißt.

Er schlug hart im Gras auf, und Tina zog ihn herum und ließ eine Salve von Schlägen auf sein Gesicht niederprasseln. Er wehrte sich nicht einmal mehr, sondern bettelte weinend um Gnade. Sein Gesicht war tränenüberströmt.

»Es tut mir so leid«, jammerte er, während ihm das Blut aus Nase und Mund tropfte und Tina immer weiter auf ihn einprügelte, bis ihr die Fäuste wehtaten und sie nur noch sein gequältes Schluchzen hörte und ihren keuchenden Atem.

Sie presste mit den Knien seine Arme auf den Boden und sah auf ihn hinab. Sein Gesicht war eine blutige Masse, seine Augen begannen bereits zuzuschwellen. Sie wusste, sie würde ihn töten müssen. Dies war der Augenblick, den sie sich Tausende Male herbeigesehnt

hatte.

Und doch, etwas hielt sie zurück. Das Bewusstsein, dass sie Polizistin war, die dafür bezahlt wurde, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Sie konnte keinen kaltblütigen Mord begehen, ganz egal, womit sie provoziert wurde.

»Bitte nicht«, wimmerte Wise mit brechender Stimme. »Ich weiß, dass ich unrecht getan habe, aber nicht einmal ich habe das verdient.«

Sie spürte, wie sie unsicher wurde. Sie brachte es nicht über sich. Nicht mit bloßen Händen. Auch anders nicht.

Doch dann sah sie es. Zwei Meter entfernt, im Schatten einer Akazie. Ein kleiner Hügel aus polierten Steinen. Und daneben noch einer, und noch einer.

»Oh mein Gott.«

Dieser versteckte Hain mit der Hollywoodschaukel war ein Friedhof. Der Friedhof für Wise' Opfer, der Ort, an dem er sitzen und die Qualen heraufbeschwören konnte, die er seinen Opfern zugefügt hatte. Lene Haagen lag dort, und andere Mädchen. Auch Tina wäre hier gelandet, wenn Wise es geschafft hätte, seinen Plan zu verwirklichen.

Er wusste, dass sie es wusste. Sie sah es in seinen Augen.

»Bitte ...«, flehte er.

Doch nun war es zu spät, denn plötzlich wurde Tina von einer solchen Welle des Zorns erfasst, und alles was Paul Wise je verbochen hatte – nicht nur, was er ihr und ihren Liebsten angetan hatte –, sondern auch seine Folterungen und Morde an den vielen armen

Kindern, die nie mehr nach Hause kommen würden, weil er sie für seine wilde kranke Lust missbraucht hatte, spulte sich vor ihrem inneren Auge ab, und ihre Hände krallten sich um seinen Hals und drückten so fest zu, dass nichts in der Welt ihren Griff hätte lockern können.

Wise trat und bockte unter ihr, aber es nützte ihm nichts. Selbst als sie sah, wie sich sein Gesicht verfärbte und sich seine Augen beim letzten verzweifelten Schnappen nach Atem weiteten, hielt sie den Druck aufrecht und drückte fester und fester, bis die Schmerzen in ihren Händen fast unerträglich wurden, und selbst dann ließ sie nicht los, auch nicht, als seine Zunge blau geschwollen aus seinem Mund quoll, im Gegenteil, sie schüttelte seinen Kopf und knallte ihn ein ums andere

Mal auf die Erde, als wollte sie versuchen, das Böse aus ihm herauszuschlagen.

Erst als sie auf den Steinplatten am Pool Schritte hörte, kam sie zu sich und wandte sich um. Sie sah, wie sich einer der Filipinos näherte, und merkte, dass sie wegmusste. Noch hatte er sie nicht entdeckt, aber das war nur noch eine Frage von Sekunden. Und da erinnerte sie sich auch wieder, dass Milne die Bombe hatte und sie möglicherweise zünden würde. Sie musste weg hier. Und zwar schnell.

Eben als sie aufsprang, entdeckte sie der Filipino und hob die Waffe. Doch Tina war schnell. Als er das Feuer eröffnete, war sie bereits über die Hollywoodschaukel hinweg und sprintete in den wärmenden Schutz des Waldes. Je schneller sie rannte, desto mehr erfasste sie die Euphorie. Sie hatte es getan.

Paul Wise war tot, und sie würde lebend hier herauskommen. Am liebsten hätte sie laut aufgelacht.

Sie hatte gewonnen.

Und da sitze ich nun, gegen einen Stamm gelehnt, durch die Baumkronen kann ich ein paar Sterne erkennen. Als ich über die Balustrade kippte – vor, ich weiß nicht, fünf, zehn, fünfzehn Minuten –, stürzte ich einen steilen Abhang hinunter und überschlug mich. Irgendwie gelang es mir, bei Bewusstsein zu bleiben und den Koffer festzuhalten, bis ich gegen diesen Baum hier prallte. Ich presse den Koffer gegen die Brust, den Finger auf dem Auslöser, und wundere mich, dass ich das alles so lange durchgestanden habe.

Eine sich ausbreitende Kälte ergreift von mir Besitz, und ich kann kaum mehr etwas erkennen. Ich weiß, dass die Filipinos, die die

Bombe kaufen wollten, nach mir suchen. Ich höre, wie sie durchs Gehölz streifen und sich mit wütenden, panischen Zurufen orientieren.

Sie kommen näher. Einer stolpert nicht weit rechts von mir über etwas. Ich verhalte mich still, will Tina so viel Zeit wie möglich geben, von hier wegzukommen. Ich hoffe, sie hat es geschafft. Und ich hoffe, sie hat Wise getötet. Ich glaube schon. Ich habe Vertrauen in sie. Sie ist eine ungewöhnliche, wunderbare Frau.

Wahrscheinlich die härteste, der ich je begegnet bin. Und ich bin einigen begegnet. Es war eine Freude und eine Ehre, sie kennenzulernen, auch wenn es nur für knapp achtundvierzig Stunden war. Meine Gedanken bewegen sich von der Hoffnung auf ein langes, zurückgezogenes Dasein zum Bewusstsein meines unmittelbar bevorstehenden Todes.

Und dennoch spüre ich einen merkwürdigen Frieden in mir.

Ich hole tief Luft und versuche, meine Lage ein wenig zu verändern, damit ich bequemer gegen den Baum lehne. Aber mir fehlt die Kraft.

Bilde ich es mir nur ein, oder höre ich tatsächlich vom Ende der Bucht das Aufheulen des Bootsmotors? Ich hoffe, das bedeutet, dass Tina es geschafft hat. Sofort werde ich ruhiger.

Ich blicke auf mein Leben zurück. Meine Kindheit. Meine lange, oft frustrierende Karriere als Cop. Und dann der Abstieg in die Korruption, der mich letztlich an diesen Ort geführt hat, an dem ich einen einsamen Tod sterben werde.

Doch dann schiebe ich die negativen

Gedanken beiseite und denke an Emma. Aber nicht an das, was hätte werden können, wären wir zusammengeblieben. Ich reise in der Zeit zurück, in mein achtzehntes Lebensjahr. Und träume.

Träume von einem anderen Leben. Einem, in dem ich nach meinem Einser-Abitur nicht Cop wurde, sondern die Universität besuchte und nach meinem Abschluss um die Welt reiste. An einem schönen Ort auf Emma traf, als sie eine junge Frau war. Einem Ort wie diesem hier. Hier auf den Philippinen oder auch in Thailand, wo wir so viel Zeit miteinander verbracht hatten. Ich träume, dass wir zusammen reisten. Herrliche Aussichten und Anblicke genossen, wunderbare Erfahrungen teilten. Hand in Hand auf Gipfeln standen, im Kajak wilde Flüsse befuhren.

Zusammen. Immer zusammen. Bis wir uns schließlich in den grünen Hügeln von Laos niederließen, wo wir unser Geschäft etablierten. Ich träume von den Kindern, die wir gehabt hätten, zwei, ein Junge und ein Mädchen. Jack und Rosie. Die Namen, die wir immer im Sinn hatten.

Ich träume, wie ich, nachdem ich ein paar Tage weg war, zurückkomme und den Weg zu unserem Haus hinausgehe. Emma steht in der Tür, ihr rotes Haar fällt auf ihre Schultern, sie trägt das weiße Kleid, das ich so sehr an ihr liebe. Neben ihr stehen unsere Kinder, und als sie mich sehen, kommen sie freudig auf mich zugerannt. Ich träume, dass ich sie in die Arme schließe und an mich drücke, denn sie und Emma sind das Wertvollste, was ich habe. Ich nehme sie auf den Arm und gehe zu Emma

hinüber, wir küssen uns und sehen uns in die Augen. Liebe verströmt ihr Blick und spiegelt zugleich meine Liebe, die ich für sie empfinde, denn sie ist wahrhaftig die schönste Frau der Welt, und ich bin der glücklichste Mann ...

Ein dunkler Schatten fällt über mich, der Schatten hat eine Pistole, und mit dem letzten Quäntchen Kraft, das mir geblieben ist, drücke ich auf den Knopf.

Und träume von nichts mehr.

Tina hörte die Explosion draußen auf dem Meer, nachdem sie bereits gut achthundert Meter hinter sich gebracht hatte. Und das, obwohl sie den Bootsmotor hatte kurzschließen müssen, weil der Schlüssel in Milnes Tasche steckte.

Als sie sich umwandte, sah sie einen hellen Blitz, der in den Nachthimmel schoss, dann ertönte eine zweite Explosion, deren Druckwellen sie sogar hier draußen noch spürte. Eine riesige Feuersbrunst hüllte die Landzunge ein, auf der Paul Wise' Villa gestanden hatte. Dichter schwarzer Rauch schraubte sich gen Himmel.

Tinas erster Gedanke war pragmatisch. Auf

der Insel lebten andere Menschen, die evakuiert werden mussten. Sie hatte noch ihr Handy und fummelte es aus der Tasche ihrer Shorts. Das Handy war ein Prepaid, also würde niemand den Anruf zu ihr zurückverfolgen können. Der Empfang war leidlich, und sie zermartete sich das Gehirn, wen sie anrufen konnte. Dann fiel es ihr ein. Sie rief die Liste der bisherigen Gespräche auf, scrollte zur Nummer der Manila Post und drückte die grüne Taste.

Sobald sich jemand meldete, erklärte Tina, dass auf Verde Island eine radioaktiv verseuchte Bombe explodiert sei, und sagte, man solle Alan Cheesman im Büro des Verteidigungs-Attachés der amerikanischen Botschaft anrufen und dort ihre Meldung vortragen. Dann legte sie auf, schaltete das

Handy ab, warf es ins Meer und hielt auf die offene See zu. Sie hatte schon vor einer Ewigkeit gelernt, ihre Spuren zu verwischen.

Sie steuerte das Boot um die Spitze der Halbinsel und achtete dabei genau auf die Untiefen bei den Felsen, die Milne ihr gezeigt hatte. Dann beschleunigte sie und ließ – bemüht, die größtmögliche Distanz zwischen sich und Ground Zero zu bringen – die Südspitze hinter sich. Sie versuchte, nicht an den Mann zu denken, der ihr gerade das Leben gerettet hatte, und das von weiß Gott wie vielen Menschen noch dazu. Wenn sie jetzt ihren Gefühlen nachgab, würde sie zusammenbrechen. Denn als es darauf ankam, war Milne für sie da gewesen. Und es gab wenige Menschen in Tinas Leben, von denen sie das hätte sagen können.

Und nun war er tot.

Unwiederbringlich weg.

Wie die Euphorie, die ihre Abrechnung mit
Wise ausgelöst hatte. Sie fühlte sich nur noch
ausgelaugt, schockiert und einigermaßen
deprimiert.

Sie atmete tief durch, wappnete sich gegen
die Gefühle, die sie zu übermannen drohten,
und nahm Kurs auf die hellen Lichter des
Festlands.

Und dachte an zu Hause.

MANILA

Eine Woche später

»Bist du bereit?«, fragte Mike Bolt und streckte seinen Kopf in das Verhörzimmer.

»Die lassen mich gehen?«

»Glaub es oder nicht. Ja, die lassen dich gehen. Auch wenn ich jede Menge Strippen ziehen musste, das sag ich dir.«

Tina stand auf und griff sich ihre Tasche mit den letzten Habseligkeiten, die ihr von ihrer Reise nach Manila geblieben waren. »Danke, Mike, ich bin dir wirklich sehr dankbar.«

»Himmel, Tina«, sagte er und hielt ihr die Tür auf. »Du bist wirklich unfähig, irgendetwas vorschriftsgemäß zu machen, nicht? Die Art und Weise, wie du mit allem und jedem in Konflikt gerätst, hilft niemandem. Am

allerwenigsten dir.«

»Ich wollte immer nur Gerechtigkeit«, entgegnete sie starrköpfig und folgte ihm durch den verlassenen Flur. Die Vorstellung, sich von Mike eine Strafpredigt wegen ihrer Fehler anhören zu müssen, war das Letzte, das sie jetzt gebrauchen konnte, obwohl sie zugeben musste, dass er in vielen Punkten recht hatte.

Mike sah sie scheel an. »Ich bin sicher, Dennis Milne hat das auch immer gesagt.«

Tina seufzte, ging aber nicht darauf ein. Sie wollte sich nicht provozieren lassen. Nicht jetzt noch. Eine ganze Woche lang hatte sie schon allen Versuchen widerstanden.

Nachdem sie von der Insel entkommen war, hatte sie es zurück zum Festland geschafft und war in den Hafen von Batangas eingelaufen, ohne von den Polizeibooten, die

ihr entgegenbrausten, behelligt zu werden. Sie hatte das Boot an einem verlassenen Pier östlich des Haupthafens festgemacht und war an Land gegangen. Allerdings konnte sie nicht mehr sagen, wo sie den Toyota gelassen hatten, mit dem sie und Milne hergekommen waren. Deshalb nahm sie sich ein Taxi, das sie in eine Privatklinik brachte, wo man ihre Wunden säuberte und den tiefen Skalpellschnitt nähte, den Wise ihr verpasst hatte. Schließlich fand sie ein kleines Hotel und verbrachte den Rest der Nacht damit, die Live-Berichterstattung von der Explosion auf Verde Island zu verfolgen.

Am nächsten Morgen fand sie den Toyota, den sie zwei Tage zuvor gemietet hatte, und fuhr damit zum Flughafen, in der Hoffnung, schnellstmöglich einen Flug nach England zu

bekommen. Doch als sie ihn bei Hertz abgab, weckten die Einschusslöcher und Schrammen den Verdacht der Angestellten. Ihr ähnlich ramponiertes Äußeres trug wenig dazu bei, ihn zu zerstreuen, obwohl sie eine einigermaßen plausible Geschichte über einen bewaffneten Raubüberfall parat hatte. Noch während sie das Schadensformular ausfüllte, betraten vier bewaffnete Polizisten mit gezückten Revolvern die Halle und verhafteten sie vom Fleck weg.

Als sie sie ins Hauptquartier der Nationalpolizei in Quezon City am Stadtrand von Manila verfrachteten, ahnte Tina bereits, dass die Sache nicht gut stand. Die beiden folgenden Tage verhörte man sie Tag und Nacht über ihre Rolle bei der Unterstützung des angeblich immer noch flüchtigen Mörders Dennis Milne. Tina hatte genug Erfahrung, um

zu erkennen, wie wenig man gegen sie in der Hand hatte, deshalb stritt sie alle Anschuldigungen rundweg ab.

Den Hauptvorwurf allerdings – nämlich dass man ihre Tasche in dem Hotelzimmer gefunden hatte, in dem sie und Milne die Nacht miteinander verbracht hatten – konnte sie kaum entkräften. Ebenso den Vorhalt, warum sie aus dem Fenster gesprungen sei, anstatt abzuwarten und den Beamten Rede und Antwort zu stehen.

Tina behauptete stur, sie habe Milnes Identität nicht gekannt und sei aus dem Fenster gesprungen, weil sie nicht gewusst habe, dass die Männer an der Tür Polizisten waren. Niemand glaubte ihr. Trotzdem gab es nichts, was sie mit den Morden, derer Milne verdächtigt wurde, in Verbindung brachte, und

da Tina unbeirrt bei ihrer Geschichte blieb, konnte die Polizei ihr wenig anhaben, zumal sie eine mehrfach ausgezeichnete britische Polizistin war, die keinerlei Vorstrafen aufwies und auch nie mit Milne zu tun gehabt hatte.

Nach mehreren Besuchen des britischen Konsuls schließlich, der sie immer wieder gedrängt hatte, mit den Behörden zu kooperieren, durfte sie schließlich ein vertrautes Gesicht begrüßen. Das von Mike Bolt. Er sei, so sagte er, im Rahmen eines neuen Abkommens zur Drogenbekämpfung in offizieller SOCA-Mission unterwegs und könne nicht versprechen, sie da rauszuholen. Aber er würde sehen, ob sich einiges machen ließe.

Und nun hatte er, wie es schien, Erfolg gehabt.

Als Tina die Entlassungspapiere unterschrieben hatte und sie in Mikes Mietwagen zum Flughafen fuhren, wandte er sich an sie und fragte kalt: »Und? Was ist wirklich passiert, Tina?«

»Hat die philippinische Polizei dich nicht informiert?«, fragte sie zurück und rieb sich vorsichtig über die frische fünf Zentimeter lange Narbe auf ihrer rechten Wange, eine Angewohnheit, die sie sich in den vergangenen fünf Tagen zugelegt hatte.

»Das haben sie. Aber sie glauben dir nicht. Ebenso wenig wie ich. Du schuldest mir etwas, Tina. Du schuldest mir die Wahrheit.«

»Ist das off the record?«

»Das hängt davon ab, wie weit du gegangen bist.«

Sie war weit gegangen, weiter als jemals

zuvor. Doch Mike hatte recht. Sie schuldete ihm die Wahrheit. Und am Ende vertraute sie ihm.

Und erzählte ihre Geschichte. Alles. Selbst wie sie Wise getötet hatte. Sie hatte gehofft, wenn sie es sich von der Seele redete, würde sie sich besser fühlen, aber das Gegenteil war der Fall. Sie fühlte sich noch elender.

Als sie geendet hatte, musste Mike tief durchatmen. »Gütiger Himmel, Tina.«

»Du wolltest die Wahrheit wissen, Mike. Das ist die Wahrheit. Und? Was hast du vor? Willst du mich verhaften lassen?«

»Nein«, sagte er, wie sie es erwartet hatte. »Aber ich werde mit der amerikanischen Botschaft über die Bombe sprechen müssen und ihnen mitteilen, wer an dem Komplott beteiligt war. Und ihnen sagen, dass Dennis

Milne irgendwo in all der Asche verstreut liegt. Ich werde dich außen vor lassen.«

»Ist sonst noch jemand zu Tode gekommen? Und wie schlimm ist die radioaktive Verstrahlung?«

»Die beschränkt sich auf einen kleinen Bereich der Insel und ist geringer als ursprünglich befürchtet. Aber sie haben noch keine menschlichen Überreste bergen können, und ich bin nicht sicher, ob es überhaupt etwas zu bergen gibt.«

Sie musste an Milne denken. Fragte sich, was er wohl gedacht hatte, als er auf den Knopf gedrückt hatte, und wie einsam er sich gefühlt haben musste.

»Ich habe getan, was ich für richtig hielt, Mike«, sagte sie müde.

»Und jetzt glaubst du, du kannst einfach

nach England zurückkehren und deinen Dienst wieder aufnehmen. Recht und Ordnung verteidigen, so als wäre nichts passiert?«

»Ich hoffe«, erwiderte sie, aber sie war sich nicht mehr sicher, ob sie überhaupt daran glaubte. Oder ob sie überhaupt noch wollte. Ihr Leben hatte sich in den letzten Tagen dramatisch verändert, und sie konnte sich nur schwer vorstellen, jemals zur Normalität zurückzukehren.

»Hast du etwas über Bertie Schagel herausfinden können?« , fragte sie, nachdem sie eine Weile lang geschwiegen hatten. Sie hatte Mike gegenüber Schagel bereits vor zwei Tagen als den Mann identifiziert, der Wise die Bombe geliefert hatte.

Mike schüttelte den Kopf. »Der Name taucht in keiner unserer Datenbanken auf.

Hast du sonst noch Hinweise, mit denen wir ihn identifizieren könnten?«

»Nein. Nur seinen Namen.« Tina fühlte sich leer. Wise war tot, aber Schagel, oder wie auch immer er heißen mochte, lief irgendwo frei herum. Es gab da also noch etwas, was sie zu Ende bringen musste. »Darf ich rauchen?«

»Muss das sein?«

»Ich fürchte, ja.«

»Von mir aus, dann rauch. Bei Licht betrachtet, dürfte das eine deiner geringeren Sünden sein.«

Tina musste zugeben, dass er damit wohl auch recht hatte.

»Du hast mich nach jemandem mit Namen Emma Pettit gefragt, die einmal in Bangkok gelebt hat. Wie passt sie ins Bild?«

»Sie war eine Zeit lang Milnes Freundin und

ist die Mutter seines Kindes. Aber er musste sie verlassen und hat sein Kind nie kennengelernt. Das hat ihm wehgetan. Sehr sogar. Ich wollte ...«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende, wusste nicht mehr, was genau sie eigentlich gewollt hatte.

»Ich wollte ihr vielleicht eine Nachricht überbringen. Sie wissen lassen, dass er sich stets um sie und das Kind gesorgt hat.«

Mike wandte den Blick von der Straße und sah sie an. Zum ersten Mal lag etwas wie Mitgefühl in seinem Blick.

»Emma Pettit hat ihr Kind nie zur Welt gebracht. Sie kam vor zweieinhalb Jahren bei einem Autounfall in der Nähe ihres Elternhauses in Worcestershire ums Leben. Sie war im achten Monat schwanger.«

Die Worte trafen Tina, und ein paar Augenblicke lang konnte sie nicht antworten.

»Es tut mir leid«, sagte Mike in die Stille.
»Aber wenigstens wird er es nie erfahren.«

»Nein«, erwiderte sie und kämpfte mit den Tränen. »Ich schätze nicht.«

Sie erinnerte sich an ein Sprichwort, das ihre Mutter immer benutzte: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Als er seinen ersten Mord beging, hatte Milne den Weg der Selbstzerstörung eingeschlagen. Es hatte nie einen Weg zurück gegeben, und er war gestorben, wie er gelebt hatte und wie er es verdient hatte. Das bedeutete allerdings nicht, dass die Welt fair war. Manchmal widerfuhren auch guten Menschen schlimme Dinge. Zum Beispiel Emma Pettit und ihrem ungeborenen Kind. Doch manchmal gab es Gerechtigkeit,

und die, die sich versündigten, bezahlten am Ende dafür. Etwa Wise. Oder Heed. Oder Tomboy. Und Dennis Milne.

Tina selbst hatte ebenfalls gesündigt. Sie hatte das Gesetz in die eigenen Hände genommen und kaltblütig getötet.

Eines Tages würde auch sie dafür bezahlen müssen.

Bis dahin, so dachte sie, während sie aus dem Fenster in den Verkehr starrte, war es nur eine Bürde mehr, mit der sie würde leben müssen.

EPILOG

Bangkok, August

Ein Donner rollte über den schmutzig grau verhangenen Himmel. Erik Theunissen ging die Stufen seines Hauses in Bangkoks vornehmerem Thong-Lo-Viertel hinunter und über die Kiesauffahrt zu seinem wartenden Jaguar, der ihn zum Flughafen Suvarnabhumi bringen sollte. Von dort wollte er mit Thai Airways nach Phnom Penh, wo – wenn seine Informationen stimmten – in einem seiner Häuser ein besonders attraktives junges Mädchen auf ihn wartete. Sie sei äußerst belastbar, hatte der Menschenhändler ihm versichert, und, solange die Bezahlung stimmte, auch zu ausgefallenen Praktiken bereit, ohne sich zu beklagen. Theunissen war

dieses Privileg dreitausend Dollar wert, die Bezahlung also stimmte schon mal. Als Connaisseur, der seine sexuelle Befriedigung aus dem Zufügen von Schmerzen bezog, war er bereits jetzt erregt, wenn er an die bevorstehende Nacht dachte, die er mit dem Mädchen verbringen würde.

Überhaupt lief derzeit alles bestens. Er hatte soeben den Deal klargemacht, einem chinesischen Geschäftsmann für acht Millionen Dollar einen gestohlenen Braque zu vermitteln, wobei allein fünf Millionen als Provision in seine eigene Tasche fließen würden. Und auch der Verkauf von Motoren für unbemannte Drohnen an die iranische Armee stand kurz vor dem Abschluss und würde ihm – wenn er glatt über die Bühne ging – zehn Millionen einbringen. Theunissen war ein cleverer

Zwischenhändler, ein Mann, der alles beschaffen konnte, solange der Kunde den geforderten Preis zahlte.

Nichtsdestotrotz war es eine riskante Branche, in der er sich bewegte. Vor einem halben Jahr hatte er für eine Horde islamistischer Fundamentalisten auf den Philippinen eine schmutzige Bombe besorgt, und die Geschichte war spektakulär in die Hose gegangen. Noch ehe der Deal zustande kam, war die Bombe im Haus seines Geschäftspartners explodiert, und dabei waren sowohl sein Partner als auch die Käufer ums Leben gekommen. Ohne Deal kein Geld, und so musste Theunissen die eineinhalb Millionen Dollar, die er an die Russen bezahlt hatte, abschreiben. Zudem hatte er einige schlaflose Nächte damit verbracht, darüber

nachzugröbeln, ob das Missgeschick auf ihn zurückfallen und eine Bedrohung für ihn darstellen könnte. Immerhin waren die Amerikaner hochgradig daran interessiert, die Herkunft der Bombe zurückzuverfolgen, was man ihnen nicht wirklich vorwerfen konnte, wären sie doch das Ziel des Anschlags gewesen. Andererseits, beruhigte sich Theunissen, war er ein Meister im Verwischen seiner Spuren.

Sein Fahrer, ein junger dunkelhäutiger Bursche aus dem Norden, sprang sofort aus dem Wagen und riss mit einer Respekt bezeugenden Verneigung die Fondtür für ihn auf. Während Theunissen seinen mächtigen Körper auf die Rückbank zwängte, nahm er Theunissens Reisetasche und verstaute sie im Kofferraum.

Theunissens Bodyguard Hans, ein gewaltiger nordischer Hüne, saß reglos auf dem Beifahrersitz. Er machte sich nicht einmal die Mühe, sich umzudrehen und seinen Boss zu begrüßen. Typisch, dachte Theunissen. Ungehobelter Hurensohn. Aber für die fünfundsechzigtausend Dollar, die er ihm jährlich zahlte, durfte er etwas mehr Respekt erwarten.

»Wann geht unser Flieger?«, herrschte er ihn deshalb an.

Hans gab keine Antwort.

Und bewegte sich auch nicht.

»Verdammt, Hans, ich hab dich was gefragt.«

Immer noch keine Antwort.

War der Idiot etwa eingeschlafen?

Theunissen beugte sich vor und schlug ihn

mit der Hand ins Genick. »Ich hab dich was gefragt, Schwachkopf.«

Doch als er das Blut sah, das aus einer silberdollargro-ßen Wunde in Hans' Schläfe rann, blieben ihm die Worte im Hals stecken.

In diesem Augenblick öffnete der Fahrer, den er erst vor einem Monat eingestellt hatte, die Fondtür und richtete mit einem verqueren Lächeln eine Pistole auf seinen Boss.

»Allahu Akbar«, rief er. »Das ist für meine Brüder.«

Und da realisierte Theunissen, dass er einen tödlichen Fehler begangen und die Reichweite des fundamentalistischen Netzwerks unterschätzt hatte.

Er hob die Hände in einer abwehrenden Geste, aber es war zu spät.

Das Letzte, was der Mann, den man auch

als Bertie Schagel kannte, hörte, war der Schuss, der in seinen Ohren explodierte.

Und dann war auch er Geschichte.

ENDE

Die Originalausgabe THE PAYBACK
erschien 2011 bei Bantam Press, London

Vollständige deutsche Erstausgabe 07/2012

Copyright © 2011 by Simon Kernick
Copyright © 2012 der deutschsprachigen
Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Marcus Jensen

Umschlagillustration: Nele Schütz Design
unter Verwendung eines Motivs von ©
shutterstock

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-07942-0

www.heyne.de
www.randomhouse.de

SIMON KERNICK

ERLÖST MICH

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunter Blank

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN